Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Neue wohlfeile Ausgabe

in

24 Bänden zu 15 Ngr.

Dritter Band.

1812.

Ein historischer Roman.

Fünfte Auflage.

Dritter Theil.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1860.

Gesammelte Schriften

von

Ludwig Rellstab.

Neue Ausgabe.

Dritter Band.

1812.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1860.

1812.

Ein historischer Roman

von

Ludwig Rellstab.

Fünfte Auflage.

Dritter Theil.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1860.

Neuntes Buch.

Erstes Kapitel.

Der September hatte mit einem ungetrübt heitern Himmel begonnen; die Tage zogen still, sonnig, mild erwärmt vorüber. Zwar fing das Laub schon an sich zu färben, oder gar zu fallen; doch waren die Fluren noch in ein saftiges Grün gekleidet, das sich mit den schönfarbigen Herbstblumen schmückte. Die Gräfin, Lodoiska und Marie hatten in dieser Hinsicht die angenehmste Reise gehabt; was der Landschaft mangelte, ersetzte der Reiz der Jahreszeit, die in ihrer heitern Stille, mit jenem leisen Anflug von Wehmuth, den der herbstliche Anblick der Natur erregt, sich der trüben Stimmung der Seele, in der sich besonders die beiden jungen Mädchen befanden, gewissermaßen mit Freundestheilnahme anschloß.

Der Palast der Gräfin war, obgleich die Einrichtung desselben einer glänzenden Lebensweise entsprach, doch jetzt ein stiller, heimischer Aufenthalt, wie ihn Frauen, die in Zurückgezogenheit leben wollten, nur irgend wünschen mochten. Sie hatten die untern Zimmer des linken Seitenflügels bezogen, der gegen den Garten hinaus und zum Theil schon in demselben lag. Die Glasthür des gemeinschaftlichen Salons öffnete sich unmittelbar gegen einen von Flieder- und Jasmingebüschen umgebenen, sanft abgesenkten Rasenplatz.

Rosenbäume, die im Lenz den lieblichsten Anblick gewährten, standen im Halbrund umhergepflanzt; zwar waren ihre Blüten längst gefallen; doch schimmerte dafür in der Mitte des Platzes ein reiches Medaillon von Herbstblumen, unter denen ein Flor vielfarbiger Astern, die die Kunst des Gärtners besonders pflegte, sich auszeichnete. An der innern Seite des Flügels, die nach dem Hofraum und Garten sah, wohnten Marie und Lodoiska. Sie hatten sich wie Schwestern lieb gewonnen und sich daher auch äußerlich ganz dicht und vertraulich einander angeschlossen. An den Fenstern ihres Schlafzimmers, die dicht an dem Eisengitter lagen, welches sich quer von einem Flügel des Schlosses zum andern über den Hof zog und diesen von dem Garten trennte, rankte sich Weinlaub empor. Zwar reiften die Früchte selten an diesem Spalier; doch war das Gemäuer auf eine freundliche Weise durch das Laub verkleidet, und der Sonnenstrahl wurde durch das grüne bewegliche Gitter angenehm gedämpft, ohne ganz abgehalten zu sein. Von dem Schlafgemach ging man durch ein Bücherzimmer in das Arbeitszimmer, und dieses stieß an den Salon. Auf der andern Seite desselben wohnte die Gräfin in den Zimmern, die mit denen Lodoiska's und Mariens parallel liefen, aber durch einen Corridor davon getrennt waren. Auch diese sahen auf den Garten hinaus, aber nach der Seite der Ringmauer; auch war derselbe hier etwa nur 30 Schritte breit, und der Raum mit hohem, dunkelm Gebüsch besetzt, welches die an der Seitengasse, wo Françoise Alisette gewohnt hatte, sich entlang ziehende Mauer verdeckte, die in einer Flucht von der Seitenwand des Hauptgebäudes auslief. Eine Reihe hoher Pappeln zunächst dieser Mauer benahm den Bewohnern der Gasse jede Aussicht auf den Garten und die Fenster der Gräfin. So lagen auch diese sehr still und ab-

geschieden; ja, durch das dunkle, dichte Gebüsch gewann die Wohnung etwas Düsteres, welches sehr wohl zu dem Ernst der Bewohnerin stimmte. Auf diese Weise mitten in der großen geräuschvollen Stadt ganz abgesondert, führten die drei Frauen ein stilles, nur unter weiblichen Beschäftigungen dahinfließendes Leben. Selten, daß sie einen Besuch empfingen, noch seltener, daß sie ihn erwiderten; ihre Einsamkeit wurde ihnen mit jedem Tage lieber, und sie genossen sie mit jedem Tage mehr, wo sie einander näher kennen lernten und inniger lieb gewannen. Kaum konnte unter drei Frauen eine größere Verschiedenheit bei einer so engen Gemeinschaft angetroffen werden. Die Gräfin, an Jahren vor den beiden Jungfrauen ansehnlich voraus, überragte sie ebenso an Kühnheit der Seele wie an Hoheit der Gestalt. Sie besaß zwar einen feinen, weiblichen Sinn und Verstand, doch ohne jene weichmüthigen Neigungen, welche dem jungfräulichen Gemüth eigen zu sein pflegen. Unter großen Zeitbewegungen aufgewachsen, war sie früh aus der engen Beschränkung des weiblichen Lebenskreises in die größern Bahnen des Weltlaufs gerissen worden. Sie hatte das Vaterhaus mit dem Vaterlande vertauscht; ihre Seele lebte mit Antheil an allen öffentlichen Geschicken. Sie war mit Begeisterung eine Tochter ihres Volkes. Auch auf Marien hatten die mächtigen Begebenheiten des Tages einen bildenden Einfluß geübt; auch sie glühte für ein in der Unterdrückung schmachtendes Vaterland; doch ganz in anderer Weise. Die Gräfin nahm einen thätigen, geistigen Antheil an dem Oeffentlichen; ihr Herz schlug schon aus Gewohnheit dafür und entbehrte den Verlust der häuslich weiblichen Stille des Gemüths nicht mehr. Daher las sie mit Eifer die Zeitungen, die politischen Schriften des Tages; sie war mit der Geschichte der Ereignisse vertraut, verfolgte sie mit Scharfblick, brachte ferne Geschicke

mit denen ihres Vaterlandes in denkende Beziehung. Marie hingegen liebte nur ihre Heimat, das Volk, dem sie angehörte, über alles; sie war durch Sprache und Denkweise eine Deutsche. Ihr edler Haß richtete sich nur gegen die Feinde und Unterdrücker ihres Vaterlandes. Die übrigen Weltgeschicke beobachtete sie, nicht gleichgültig, aber aus jener scheuen Ferne, mit jener weiblichen Ehrfurcht, die da bekennt, daß hier ihr Reich ende, daß ihr Blick auf diesem Gebiete keine Grenze erkenne, in dem verworrenen Getümmel keinen Faden entdecke, der sie hindurchleiten könne. Darum kehrte sie gern in ihr häusliches, stilles Heiligthum zurück und war duldend, wo sie nicht handelnd sein konnte. Mit der Befreiung ihres Vaterlandes wäre ihr Antheil am öffentlichen Leben erloschen, oder wenigstens so in die Ferne zurückgetreten wie bei allen Frauen. Sie wollte aus dem Kampfe nur ein stilles Heiligthum deutscher Häuslichkeit gewinnen. Anders die Gräfin, die mit ihren Wünschen stets über die Schwelle des Hauses hinauseilte. Marie wollte nur das Glück, die Ruhe, den Frieden für ihr Vaterland; der Gräfin war es Bedürfniß der Seele, an Glanz, Ruhm und Macht desselben zu denken. Auf dem bewegten Gemälde der Völkerkämpfe behielt Marie nur ihre Landesgenossen und ihre nächsten Freunde als Vertreter derselben im Auge; die Gräfin dagegen hielt den Blick auf die Helden des Tages gerichtet und verfolgte mit banger Spannung das Los der Häupter. Marie sah zwar das Schlachtfeld im Hauptraum ihres Bildes; doch im Vordergrund ihren Bruder, Bernhard und, wie sie sich scheu gestand, Rasinski. Die Gräfin stand mitten in der Schlacht; ihr Blick verfolgte die Fahnen, die Feldherren, selbst in dem Bruder sah sie am Tage der Entscheidung zuerst den Führer. Lodoiska dagegen, ganz Jungfrau, ganz Liebe, hörte die dumpfen Don-

ner der Schlacht nur aus der Ferne; aber der blutende, erblassende Geliebte sank ewig sterbend vor sie hin. Die Liebe hatte ihr schönes Herz so ganz erfüllt, daß für nichts anderes Raum blieb. Selbst die schwärmerische Frömmigkeit, mit der sie jeden Tag die Messe besuchte, war nur eine andere Form ihrer liebenden Angst; denn ihr Gebet stieg ja für den Freund ihrer Seele empor. Wie es aber unter edeln Gemüthern zu geschehen pflegt, so hielt jede der Frauen die andere für die bessere, vollkommnere, nur weil jene besaß, was dieser fehlte. So betrachtete Lodoiska ihre mütterliche Beschützerin mit der tiefsten Ehrfurcht und ordnete sich Marien mit Demuth unter, weil sie in beiden die Kraft anstaunte, ihr Herz mächtig zu bezwingen. Die Gräfin und Marie dagegen verehrten die heilige Gewalt der Liebe in Lodoiska's Brust, die aus ihrer reinen Flamme alles Fremde ausschied und das ganze Herz des Mädchens allein erfüllte und durchdrang. Und Marie sah staunend zu der Heldin empor, unter deren Schutz sie sich scheu flüchtend begeben hatte.

Auf dem Tische der Gräfin lag eine Landkarte von Rußland ausgebreitet; sie verfolgte genau nach den Zeitungsnachrichten jeden Marsch, jede Bewegung des Corps, und bezeichnete dieselbe mit Stecknadeln, deren Köpfe sie mit sinnreichen Kennzeichen versehen hatte, um nicht nur Feind und Freund, sondern auch den Stand der einzelnen Corps mit schnellem Ueberblicke zu unterscheiden. Für Rasinski's Regiment hatte Lodoiska eine goldene Nadel aus ihrem Haar genommen; der glänzende Knopf derselben zeigte ihrem Auge jeden Tag, wo ihr Herz den Geliebten suchen solle.

Die letzten Nachrichten hatte sie nach der Einnahme von Smolensk erhalten. Mit Lebhaftigkeit sprach die Gräfin

über dieses Ereigniß und knüpfte daran die froheſten Hoffnungen für den Ausgang des Kampfes.

„Schon wir“, ſprach Marie, „die wir hier in weiter Ferne ſitzen und nach vollendetem Kampfe die Nachricht empfangen, daß unſere Theuerſten noch unverſehrt unter den Lebenden wandeln — ſchon wir verfolgen die Berichte von der Schlacht mit ängſtlich klopfendem Herzen. Wie müßte uns erſt zu Muthe ſein, wenn das Verderben uns ſo nahe wäre als jenen Bewohnern von Smolensk; wenn wir, wie dieſe, unſere Brüder, Väter, Gatten vor den Thoren wüßten, im Kampf auf Leben und Tod, um Freiheit, Vaterland und Herd, um unſer Leben, unſere Ehre!“

„Mich würde das gequälte Herz auf die Mauern treiben“, rief die Gräfin, indem ſie, wie ſie in der Lebhaftigkeit immer pflegte, raſch auf und nieder durch das Zimmer ſchritt; „ich müßte mit meinen Augen dem Loſe des Kampfes folgen.“

„Das vermöchte ich nicht“, erwiderte Marie mit ſanfter Miene; „doch glaube ich“, ſetzte ſie mit dem ungewiſſen Tone der Beſcheidenheit hinzu, „ich würde Standhaftigkeit genug bewahren, um die Verwundeten zu pflegen.“

„Ach, und ich“, rief Lodoiska ſeufzend aus, „ich vermöchte gewiß nichts, als vor dem Bilde der heiligen Mutter Gottes Schutz für das theuere Haupt des Geliebten zu erflehen.“ Auch ſie ſtand auf, aber um ihre hervordringenden Thränen zu verbergen.

Die Frauen hatten ſich wahrhaft, ohne Hehl ausgeſprochen; nur Lodoiska verkannte ſich; denn ſie hielt für Schwäche, was Stärke war. Im Augenblicke der Gefahr würde ſie mit dem Heldenmuth einer Heiligen die hülfreiche Pflege mitten in die Schlacht getragen, den Geliebten unter den drohenden Blitzen des Todes aufgeſucht und gerettet haben.

Um ihre wallende Brust zu beruhigen, war sie hinaus in den Garten getreten. Die Mittagssonne strahlte hell durch die Wipfel der hohen Bäume; ein leichter Wind rauschte in den Zweigen. Zarte Wolken schwebten durch den lichten, blauen Raum dahin. Marie, deren fein verstehender Sinn die Freundin schnell begriffen hatte, ging ihr nach, um sie zu beruhigen; denn beim traulichen Gespräch in der Stunde vor dem Einschlummern hatte Lodoiska ihr oft das Herz geöffnet und sich selbst ihrer Ueberwältigung durch die Liebe angeklagt, ohne Mariens Trost annehmen zu wollen, die wahrhaft eine hohe, seltene Kraft des Gemüths in dieser Stärke der Leidenschaft erkannte. Als Lodoiska aber den Springbrunnen erreicht hatte, wo sich ihr Bund mit Jaromir geschlossen, trat Marie an sie heran, legte den Arm um ihren Nacken, küßte sie auf die Wange und sprach: „O, ich wollte, du hättest meinen Namen, Liebe!"

„Ich wollte, ich hätte dein sanftes, starkes, beherrschtes Herz, Theuerste", entgegnete Lodoiska und trocknete sich die Thränen ab. „Aber weshalb wünschest du mir deinen Namen?"

„Um dir sagen zu können, Maria hat das bessere Theil erwählt."

„Ja, ja, das hat sie", rief Lodoiska heftig aus, und neue Thränen brachen aus ihren dunkeln Augen hervor. „O, ich fühle es nur zu gut, ich bin liebeskrank, und mein Glück wird eine Qual, wird ein Vergehen!"

„Nein, nein, wahrlich nicht", erwiderte Marie. „Für das Edle darf man ganz entbrennen; ich bewundere dich, die du es ganz vermagst. Glaube mir, unsere Ruhe liegt nicht in unserer großen Stärke, sondern in der geringern Kraft unserer Liebe. In meinem Herzen konnte ich Mutterliebe, Bruderliebe, Vaterlandsliebe rein abwägen, bis — —"

Hier schwieg sie; denn von ihrer bekämpften Leidenschaft zu Rasinski hatte sie mit der Freundin noch niemals gesprochen, weil das Geheimniß ihr nicht allein gehörte, und weil sie empfand, daß sie sich eines sittlichen Sieges nicht rühmen durfte, ohne ihn zu verlieren. Und war sie denn Siegerin? Erneuten sich die Kämpfe in ihrer Brust nicht oftmals in einsamen Stunden der Nacht? Und flossen dem verlorenen Glück nicht noch immer ihre Thränen?

„Bis?“ fragte Lodoiska, als Marie innehielt.

„Nun ja denn“, sprach diese verwirrt, „auch ich habe geliebt. Einen Augenblick lang! — Die junge Pflanze wurde durch den rauhen Sturm der Zeit schnell entwurzelt; sie konnte nicht die Blüte entfalten, weder eine volle Krone, noch tiefe Wurzeln treiben. Doch selbst dieser flüchtige Augenblick, kürzer als ein Traum, brach fast die Kraft der ältern, heiligen Bande der Liebe und Pflicht. Und dennoch fühlte ich mich größer, edler, besser durch die Liebe. Wahrlich, es ist ein Großes, wenn man es vermag, alles in ihr und durch sie zu sein. Darum kümmere es dich nicht, Beste, daß du geringere Kräfte und Pflichten durch diese höhern in dir aufgelöst und vernichtet fühlst. Wenn wir festern Widerstand leisten, wer sagt dir, daß deshalb eine größere Stärke in uns wohnt? Wir widerstehen wol nur, weil wir nicht so mächtig erschüttert werden. Kleine Seelen können ein hohes Maß der Liebe nicht fassen. Darum schätze du deine Seele nach der Kraft deines Liebens!“

„Du tröstest so holdselig“, erwiderte Lodoiska bewegt; „du willst wie ein duftendes Veilchen in stillen Schatten zurücktreten, wo du glänzen dürftest! Meine Liebe ist stärker als ich selbst! das ist mein Vergehen, und oft ahnt mir, als werde sich's fürchterlich strafen. Steht denn nicht die Pflicht höher als die Liebe?“

„Aber welche hättest du verletzt?“

„Ich fühle, daß ich jede verletzen würde.“

„Dies Gefühl täuscht dich; nur jede niedere würde dir gegen diese eine, höhere, verschwinden.“

„Nein, mir verschwindet der Blick, die höhere zu erkennen!“

„Du wirst sie gewiß klar vor dir sehen, wenn ihre Erfüllung von dir gefordert wird, und wenn es höhere Pflichten für dich gibt! Die Welt kann sie vielleicht verlangen; aber ist es nicht ein Eigennutz der Welt? Muß dein Handeln denn das Gesetz für alle sein? Besondere Kräfte geben besondere Pflichten. Ich habe jenen Römer stets verehren müssen, der es frei vor den Richtern aussprach: Das Capitol würde ich angezündet haben, wenn es mein Freund gefordert hätte. Wenn ich nicht selbst so handeln würde, so fragt es sich doch, ob es mein Verdienst oder meine Schuld zu nennen wäre. Ist Liebe, ist Freundschaft wirklich so groß, wer darf es ihr zum Vorwurf machen? — Das Verbrechen, das sie auf sich ladet, ist dann keins mehr! Hier, Liebe, waltet kein kaltes, für alle gleiches Gesetz, sondern jeder handelt nach dem Gefühle seiner Brust, und nach diesem richtet uns der Ewige, der allein das Maß der widerstreitenden Kräfte in uns abzuwägen vermag.“

In ihrem Eifer für die Freundin hatte Marie die Besonderheit derselben zu vertheidigen gewußt, ohne selbst die innere Klarheit des Gefühls zu verlieren, die ihr in ihrem Handeln und Empfinden den richtigen Weg zeigte. Sie hatte mit Lebhaftigkeit sich in die schöne Seite des Charakters ihrer Freundin hineingeführt. Lodoiska war ein reines Kind der Natur, in den Träumen ihrer Jugend dunkel aufgewachsen, nur den Gefühlen ihres Herzens hingegeben, die, rein und edel an sich, sie fast bewußtlos zum Guten und

Schönen drängten. Marie hatte ihre Brust durch den klaren Born eines verwickeltern Bewußtseins gereinigt; Ludwig's Ernst, sein scharfes Denken waren, da er sich viel mit der Bildung der Schwester beschäftigte, nicht ohne Einfluß geblieben. Sie hatte das empfangene geistige Gut in ihr Eigenthum verwandelt; auf dem Boden des weiblichen Herzens wuchs die edle Saat vielleicht nicht mehr so stolz und hoch, blühte aber zarter. Sie fühlte mit Bewußtsein; Urtheil und Neigung verschmolzen sich in ihr, ohne daß sie es wollte und forderte. So empfand sie auch, ohne es sich zur klaren Erkenntniß gebracht zu haben, daß in der sittlich bewußten Seele die Leidenschaft gar nicht so wild emporwachsen kann, und daß mit ihr, wenn sie das Herz mit edler Flamme durchdringt, auch alle andern edeln Kräfte, die das Gleichgewicht herstellen müssen, gehoben werden.

Lodoiska hätte ohne das Beispiel der festen, entschlossenen Gräfin, der sanft gefaßten Freundin, sich selbst gewiß nicht mit so bangen Blicken beobachtet. Sie erkannte sich erst richtiger durch die Vergleichung und lernte das Bedürfniß einer Macht kennen, die ihr fehlte, deren Macht sie unter andern Umständen aber vielleicht niemals geahnt hätte.

Dazu schlummerte ein unheimlicher Gedanke in ihrer tiefsten Seele; sie wagte nicht, ihn vor sich selbst klar werden zu lassen, viel weniger hatte sie eine fremde Brust zur Vertrauten desselben gemacht. Von dem Augenblick an, wo Jaromir ihr theuer wurde, betrachtete sie — und sie erinnerte sich dessen nur zu wohl — Françoise Alisette's verführerische Reize mit ängstlichen Blicken. Das Mädchen schien ihr unwiderstehlich; der Vorfall beim Abmarsch des Regiments, den sie mit angesehen, so sehr er nur einer leichten Galanterie ähnlich sah, war ihr unvergeßlich geblieben. Er hatte einen Funken der Eifersucht — dies harte Wort möchte man nicht

gern dafür gebrauchen —, oder doch der Beängstigung in ihre Seele geworfen, der, wie oft sie ihn durch ernsten Unwillen gegen sich selbst zu ersticken suchte, immer neu aufglimmte und sich in dem empfänglichen Stoff ihres Herzens langsam weiter schlich. Bisweilen wähnte sie ihn erloschen, aber plötzlich brach er bei irgendeinem Anlaß wieder neu hervor und schien sich nur tiefer in die innersten Falten ihrer Seele eingenistet zu haben. Dies war eigentlich die Ursache ihres bangen Grams, ihrer schwärmerischen Trauer. Nicht daß das Gespenst des Argwohns sie so verfolgt hätte; allein sie betrachtete bei dem Gefühl ihrer unverbrüchlichen Treue gegen den Geliebten einen Verdacht gegen die seinige als das schwärzeste Verbrechen. So litt sie die zwiefache Qual der Angst und der Reue über ihre eigene Schuld; nur in der heißesten Liebe, in der hingebendsten Aufopferung glaubte sie ihre sträflichen Gedanken abbüßen zu können, und daher wuchs ihre krankhafte, schwärmerische Leidenschaft im doppelten Verhältniß zu der beängstigenden Qual, die sie stumm in ihrem Innern trug. Konnte sie also durch ihre Liebe und allein in ihr glücklich sein? Nur in den berauschten Augenblicken des gänzlichen Vergessens war es möglich, wenn sie Briefe von Jaromir empfing, wenn sie ihm schrieb und im Schreiben sich glühender und glühender entflammte; wenn sie von seiner Nähe, seiner Umarmung träumte. Doch bald hing wieder schwarzes Gewölk an dem Himmel ihrer Hoffnungen, und Giftpflanzen sproßten rings um die reine Blüte ihrer Liebe empor. Mit dieser nagenden Qual verband sich eine tiefe Anlage zur Schwermuth, die von Jugend auf in ihrer Seele wohnte; diese schuf düstere, schreckende Bilder, welche ihr, da sie oft in unruhigen Träumen wiederkehrten, bald wie unfehlbare Ahnungen erschienen. Oder woben die fieberhafte Leidenschaft, der krankhaft an-

geregte Reiz ihrer Nerven vielleicht ein unsichtbares Band zwischen ihr und der Zukunft? Gibt es warnende, wahrsagende Stimmen für ein leiser horchendes Ohr? Ueberhören wir sie nur in dem rauschenden Getümmel einer äußerlichen Welt, der wir uns nur zu sehr entgegenneigen? —

Ach, Lodoiska vernahm sie wie das ferne, schauerliche Grollen heranziehender Gewitter, wie bange Klagelaute im Nachtgeräusch des Windes, unter dem angstvollen Pochen ihrer Brust.

Dann flüchtete sie in die Kapelle; nur im Gebet fand ihre schöne Seele die Ruhe wieder. Denn dort schwiegen die Stürme des Lebens, der Leidenschaft; die aufgeregten Wogen beschwichtigten sich, die trüben, fremden Stoffe sanken auf den Boden hinab, und der Himmel spiegelte sich klar und tief in der beruhigten Flut.

Zweites Kapitel.

Es war ein grauer Septembertag, an dem Lodoiska, nur von ihrem Mädchen begleitet, die nahe Kirche besuchte. Ihr Weg führte sie vor dem Hotel des französischen Gesandten in Warschau, Herrn von Pradt, vorüber. Vor der Thür hielt ein Kurierwagen; sie bemerkte eine auffallende Bewegung unter den Dienstleuten. Es mußte eine Nachricht von Wichtigkeit eingetroffen sein. Mit klopfendem Herzen näherte sie sich. Freilich konnten von allen Gegenden Europas, aus Spanien, Paris, Italien, Wien, die Eilboten bei der Gesandtschaft eintreffen; allein die größten Ereignisse

begaben sich doch jetzt da, wo ihr Herz weilte. Eine innere Stimme sagte ihr, daß Nachrichten von der Armee gekommen sein müßten. Sie beschleunigte ihre Schritte; zu blöde, sich selbst zu erkundigen, gab sie ihrem Mädchen den Auftrag und wollte, langsam vorangehend, dieselbe jenseit des Hotels erwarten. Doch indem sie vor der Thür vorbeiging, kam ein Offizier in Paradeuniform heraus; er stutzte, als er sie sah, schien sie zu erkennen, ging rasch auf sie zu, verbeugte sich und sprach:

„Ich hoffe vielleicht zu viel von der Güte Ihres Gedächtnisses, wenn ich voraussetze, daß Sie mich noch kennen sollten, gnädigste Gräfin?"

Lodoiska war jungfräulich überrascht, doch erkannte sie sogleich den Rittmeister Arnheim von Teplitz.

„O gewiß erkenne ich Sie", war ihre Antwort, „wenngleich ich nur wenige Tage in Teplitz zugebracht habe. Dafür ist es aber auch erst ganz kurze Zeit her, daß wir es verließen. Aber was führt Sie nach Warschau?"

„Meine Herstellung ist vollendet. Ich gehe zur Armee nach Volhynien ab."

„Es scheint, daß soeben wichtige Nachrichten beim französischen Gesandten eingetroffen sind", sprach Lodoiska ein wenig ängstlich und sah sich um, ob ihr Mädchen noch nicht nachkomme.

„Die wichtigsten von der Welt", entgegnete der Rittmeister rasch; „diesen Augenblick brachte sie der Kurier. Es ist eine große Schlacht vorgefallen, bei Mosaisk, zwei Tagemärsche von Moskau!"

„Ohne Zweifel sehr blutig?" fiel Lodoiska erblassend und zitternd ein.

Arnheim bemerkte im Gehen nicht, daß sie durch die Nachricht so heftig ergriffen wurde, und fuhr daher unvor=

sichtig fort: „Blutig, wie es kein Beispiel mehr in der Geschichte gibt; die Zahl der Todten und Verwundeten ist noch nicht genau bekannt; doch im Ueberschlag gibt die Depesche sie auf 60—70000 Mann von beiden Seiten an. Der Sieg des Kaisers ist mit unermeßlichen Opfern erkauft.“

Das Bild des Schlachtfeldes trat plötzlich mit so entsetzlichen Farben vor Lodoiska hin, es erfüllte ihre Seele mit solchem Grausen, daß sie, ihrer selbst nicht mehr mächtig, erblassend zurücktrat und mit dem ersterbenden Ausruf: „Heilige Mutter Maria!“ in die Knie sank.

Arnheim sprang hinzu und fing sie in seinen Armen auf. Verlegen sah er sich nach Hülfe um, als schon Lodoiska's Mädchen hastig herbeieilte und im ängstlich wehklagenden Tone rief: „Um Gottes willen, was ist meinem Fräulein?“

„Der Schreck über die Nachricht von der Schlacht hat sie so heftig ergriffen; wir wollen sie hier in das Hotel des Gesandten tragen!“ sprach Arnheim.

Doch Lodoiska öffnete die Augen wieder. Eine dunkle Glut der Beschämung hauchte den Marmor ihrer Wangen an; sie seufzte tief auf. Zu sprechen vermochte sie noch nicht, doch richtete sie sich empor und blieb nur auf den Arm des Mädchens gelehnt.

„Wie soll ich Verzeihung für meine Unvorsichtigkeit hoffen“, sprach Arnheim; „wir Soldaten sind so roh, daß wir bei der Nachricht von einer Schlacht niemals an die Opfer denken.“

„Sie sind nicht schuld“, antwortete Lodoiska; „es war nur meine Thorheit.“ Da brachen ihre Thränen unaufhaltsam hervor. „Ich muß nach Hause — vergeben Sie nur —“ sprach sie mühsam.

„Darf ich Ihnen meinen Arm leihen? Oder befehlen Sie, daß ich einen Wagen besorge?“ fragte der Rittmeister dienstfertig.

„Wenn Sie mich unterstützen wollen, werde ich es Ihnen [illegible]hr danken; ich bin in der That aufs äußerste ermattet.“ Arnheim gab ihr den Arm. Von der andern Seite lehnte sie sich auf das Mädchen und ließ sich so nach dem Palast der Gräfin zurückführen.

Glücklicherweise hatte Lodoiska's Ohnmacht nur eine Minute gewährt, und die Aufmerksamkeit der Leute auf der Straße war in diesem Augenblicke so sehr auf die Bewegungen im Hotel des Gesandten gerichtet gewesen, daß der Vorfall ganz unbemerkt vorüberging. Man schlug jetzt eine menschenleere Seitengasse ein, und so gelangte die Geleitete trotz ihres schwachen, zitternden Ganges an den Palast der Gräfin, ohne daß die Neugier lästiger Zuschauer ihr folgte.

Für den Rittmeister war es nicht schwer, sich die Ursache des heftigen Schrecks, der Lodoiska ergriffen hatte, allgemeinhin zu erklären. Denn wer hatte nicht einen Freund, einen Bruder, einen Vater bei dem Heere? Indessen dachte er zart genug, um nicht näher zu forschen, und suchte auch den schreckenvollen Eindruck der ersten Nachricht durch mildernde Zusätze zu mäßigen.

Als man an der Pforte des Hauses stand, sprach Lodoiska: „Ich danke Ihnen herzlich für Ihre hülfreiche Theilnahme; gewiß müßte ich Sie bitten, mir noch weiter zu folgen. Doch —“

Arnheim ließ sie nicht weiter reden. Er fiel mit Wärme ein: „Diese ersten Stunden der Aufregung gehören der Einsamkeit; der wohlmeinendste Fremde könnte nur störend erscheinen. Doch versagen Sie mir es wol nicht, zu einer günstigern Zeit zu kommen.“

Lodoiska sah ihn mit einem dankbaren Blicke an: „Es würde mir sehr weh thun, wenn wir Sie nicht sehen sollten; ich hoffe, wir werden Sie dann froher willkommen heißen können.“

Mit diesen Worten reichte sie ihm die Hand zum Abschiede und trat dann rasch umgewendet, weil sie ihre Angst nicht mehr beherrschen konnte, ein. Mühsam erreichte sie die stillen Gartenzimmer. Marie war die erste, die ihr begegnete. „Leihe mir deine Stärke, Marie“, rief sie ihr zu und breitete die Arme aus, „leihe mir deine Kraft, Theuerste, daß ich die Todesangst ertrage, bis wir Nachricht haben!“

„Um des Himmels willen, was ist geschehen?“ rief Marie erschreckt, indem sie die Freundin, die sich athemlos an ihre Brust warf, sanft umschloß. Lodoiska vermochte eine Zeit lang nicht zu sprechen; Marie hörte nur das laute Pochen ihres Herzens. Sie führte die halb Hinsinkende auf das Sofa. Dort erst begann sie nach einigen Minuten in heftigster Bewegung: „Eine Schlacht ist geliefert — 70000 Todte und Verstümmelte bedeckten das Gefilde. Das gräßliche Bild dieses unendlichen Jammers kann mich wahnsinnig machen! — Ach Marie! — Ich sehe nichts als Blut und das blasse, stumme Antlitz der Todten!“

Die Gräfin trat ein. Sie hatte schon durch das Kammermädchen erfahren, was geschehen war. Bei ihr überwog das Gefühl des Sieges die Besorgniß um die Ihrigen. Freundlich, aber ruhig trat sie auf die geängstete Lodoiska zu und sprach: „Komm an mein Herz, liebste Tochter; weine dich an der Brust deiner Mutter aus. Dann wirst du ruhiger werden und mit Fassung die fernern Nachrichten erwarten, die uns ja bald zukommen müssen.“

Das Beispiel der Festigkeit, verbunden mit der sanften Theilnahme, welche ihre mütterliche Pflegerin zeigte, richtete

den Muth der Verzagenden wunderbar auf. Mariens freundliche Liebkosungen, die die eigene Angst um den Bruder sorgfältig verbarg, und die Kraft dazu eben aus Lodoiska's Schwäche schöpfte, vollendeten ihre Beruhigung, soweit dies jetzo möglich war.

Nach einigen Minuten trat ein Diener ein und meldete, Rittmeister Arnheim bitte dringend um die Erlaubniß, vorgelassen zu werden, er bringe glückliche Botschaft.

Erst jetzt erfuhr Marie, angenehm überrascht, doch ein wenig verlegen, die Anwesenheit dieses Bekannten aus der Heimat, dessen große Aufmerksamkeit für sie ihr nicht entgangen sein konnte. Lodoiska, nur mit dem für sie so ängstigenden Ereigniß beschäftigt, hatte bisher dessen noch gar nicht gedacht. Die Gräfin wußte durch das Mädchen nichts weiter, als daß ein fremder Offizier Lodoiska unterstützt und geleitet habe.

„Sehr willkommen!“ sprach sie und winkte dem Diener.

Lodoiska war in größter Spannung, denn ohne eine dringende Veranlassung, und wie alles andeutete auch nicht ohne eine glückliche, konnte sich der Rittmeister nach der Art, wie sie von ihm Abschied genommen hatte, unmöglich jetzt schon einstellen. Mit klopfendem Herzen vernahm sie seine raschen Schritte im Vorsaal.

„Verzeihen Sie mir nur mein rasches Eindringen“, sprach er eintretend zur Gräfin, „aber ich konnte mir's unmöglich versagen, selbst der Ueberbringer dieses Blattes zu sein, welches unstreitig Ihre Besorgnisse wegen der Schlacht sogleich heben wird.“ Dabei überreichte er ihr ein offenes Blatt, auf welchem einige, mit Bleistift geschriebene Worte in polnischer Sprache standen.

„Tausend, tausend Dank!“ erwiderte die Gräfin, als sie einen Blick auf das Papier geworfen hatte. „Hier, Lodoiska,

lies du selbst, was mein Bruder schreibt: „Theuere Schwester! die Schlacht ist vorüber, ich lebe; unsere nächsten Freunde sind alle unverletzt. Nächstens mehr."

„Dank dir, heilige Mutter Gottes!" rief Lodoiska außer sich und warf sich unter strömenden Thränen an die Brust der Gräfin. „Wie bist du gnadenreich gegen deine Tochter!" Ihre Blicke richteten sich in verklärter Freude gen Himmel; sie faltete die Hände über der Brust und vermochte nicht mehr zu sprechen.

Auch Marie war in tiefster Bewegung. „Alle unverletzt", sprach sie und eine Thräne der innigsten Rührung zitterte in ihren Wimpern. „Das ist mehr, als ich selbst zu hoffen wagte! O jetzt empfinde ich erst an meiner unaussprechlichen Freude, wie namenlos meine Angst war! Haben Sie Dank für diese Botschaft."

Wie großes Glück oder Unglück edle Herzen öffnet, daß sie der gewöhnlichen, beengenden Schranken des Lebens nicht mehr gedenken, so ging Marie offen und frei auf Arnheim zu und reichte ihm mit Wärme die Hand. Dieser stand aufs äußerste betroffen, denn Mariens Gegenwart in diesem Orte, die er nicht ahnen konnte und noch nicht wahrgenommen hatte, überraschte ihn jetzt mit einer Plötzlichkeit, die ihm beinahe die Fassung raubte. Mit freudiger Bestürzung ergriff er die dargebotene Hand und drückte sie an die Lippen. „Sie hier?" sprach er sich aufrichtend mit dem Tone der höchsten Verwunderung; „das hätte ich nimmermehr vermuthet!"

„Ich bin einer sehr freundlichen Einladung gefolgt", antwortete Marie; „doch ist in der Fremde die Begegnung mit einem Landsmanne und vollends mit einem, den wir näher kennen, ein gar zu freudiges Ereigniß."

„O gewiß, gewiß!" rief der Rittmeister und küßte ihre

Hand mit solchem Feuer, daß Marie sie sanft zurückziehen mußte.

„Wir sind Ihnen unendlichen Dank schuldig geworden, Herr Rittmeister", sprach die Gräfin; „und diejenigen, die ihn nicht einmal auszusprechen wissen, am meisten." Sie deutete dabei auf Lodoiska, die ihre von dankbarer Rührung in Thränen überströmenden Augen mit dem Tuch bedeckt hielt. „Aber wie kommen Sie zu dem Blatt?"

„Auf die einfachste Art von der Welt", erwiderte der Rittmeister. „Ich hatte mich eben im Bureau der Gesandtschaft gemeldet, als die Depeschen eintrafen. Ein dort arbeitender Offizier sagte mir, daß der Kurier, wie gewöhnlich, eine Menge flüchtiger Briefe und Meldungen, theils auf offenen Zettelchen, theils in vorbereiteten Couverts, theils nur mit Bleistift geschrieben, mitgebracht habe, wodurch diejenigen, die an der Schlacht theilgenommen haben, den Ihrigen die ersten Beruhigungen zukommen lassen, in jeglicher Form, wie die Umstände es eben gestatten. Dies brachte mich auf den Gedanken, ob nichts für Sie, gnädigste Gräfin, dabei sein möchte. Ich eilte ins Bureau zurück und es fand sich in der That dieser offene, mit Bleistift geschriebene Brief vor. Ich erbat ihn mir, um ihn sofort mitzutheilen, etwas, das man um so lieber annahm, als man diese Briefe gern mit der Nachricht zugleich an diejenigen gelangen läßt, an die sie gerichtet sind. So ward ich der Ueberbringer."

„Unsers größten Glückes", fiel die Gräfin ein. „Nochmals seien Sie uns als der heilbringendste Bote willkommen!"

Lodoiska fühlte in ihrem frommen Herzen das Bedürfniß, der himmlischen Beschützerin ihres Glücks den Dank des Gebetes darzubringen. Unbemerkt schwebte sie aus dem Gemach und suchte die Einsamkeit ihres Zimmers auf, wo ein Marienbild, mit herbstlichen Blumen von ihr selbst geschmückt,

hing. Hier kniete sie nieder und betete stumm. Marie hatte sie errathen und folgte deshalb nicht. In der Stille der Brust richtete auch sie Dankgebete an den Allmächtigen, der ihr den Bruder erhalten hatte. Doch zugleich überkam sie eine bange Wehmuth über die Folgen des großen Ereignisses. Das Gespräch, welches die Gräfin mit dem Rittmeister begann, gab ihr zum großen Theil Auskunft auf die Fragen, die sie in ihrem Innern that.

„Sie glauben", begann die Gräfin, „daß dieser Sieg entscheidend für den Ausgang des Kampfes ist?"

„Ohne allen Zweifel. Zwei kleine Tagemärsche von der alten Hauptstadt des Reichs, führt er diese unfehlbar in die Gewalt des Kaisers, und damit dürfte Rußlands Los entschieden sein."

„Das Reich dehnt sich noch weit hinter Moskau aus, die blühendsten, bevölkertsten Provinzen reihen sich an die südlichen Abhänge des Ural. Für ganz besiegt möchte ich Rußland nicht halten, selbst wenn die beiden Hauptstädte im Besitz des Kaisers wären."

„Gewiß nicht", erwiderte Arnheim; „allein es ist in seiner geistigen Kraft gebrochen durch die Wegnahme der Hauptstadt. Aeußerlich möglich ist die Fortsetzung des Kriegs ohne allen Zweifel, doch innerlich wird sie nicht ausführbar sein. An die Hauptstadt des Reichs knüpfen sich zu vielfach verschlungene Interessen; sie ist der Punkt, wohin alle Wege des Reichthums, des Handels, des Verkehrs, sich vereinigen. Und wie ein gewaltiger Schlag nur eines der edlern Organe zermalmen darf, um das Leben des ganzen Körpers zu vertilgen, so ist in Kriegen das Eindringen des Feindes in die Hauptstadt von tödlich lähmender Wirkung für alle übrigen Kräfte des Reichs."

„So wäre denn die Weltherrschaft Napoleon's ent-

schieden?" fragte Marie mit einer Stimme, der man den unterdrückten tiefen Schmerz anhörte.

„Für den Continent gewiß", entgegnete Arnheim.

Die Gräfin, welche Mariens Sinnesart kannte, denn diese hatte bei aller Freundschaft für ihre wohlwollende Beschützerin doch nie einen Hehl daraus gemacht, dachte zu edel, um ihre Freude über eine Wendung der Weltbegebenheiten zu äußern, die für eine Deutsche so niederschlagend sein mußte. Marie ihrerseits, welche besonders seit ihrem Aufenthalte in Polen leicht begriff, wie viel diese Nation von den Siegen des Kaisers zu hoffen hatte, trug ihren Kummer still. Kaum daß ein schmerzlicher Zug um ihre geschlossenen Lippen ihn verrieth.

Arnheim schien sie jedoch zu verstehen, weil er ähnlich fühlte. Doch griff der Schmerz um das Vaterland nicht so tief in seine Seele; theils weil er sein Geburtsland, Oesterreich, jetzt höher gestellt zu sehen hoffen durfte, theils indem er als Soldat eine kriegerische Verehrung vor dem französischen Kaiser als Feldherrn empfand, vorzüglich aber, weil er sich in glücklichern Hoffnungen für Deutschland wiegte, als man damals zu haben pflegte. Er hielt es für gut, von diesen zu sprechen. „Vielleicht", äußerte er, „ist das Resultat dieser Schlacht segensreich für ganz Europa. Gegen wen wird eigentlich der Krieg geführt? Meiner Meinung nach nicht gegen Rußland, sondern gegen England. Durch die Besiegung der russischen Heere ist der Kaiser nunmehr endlich Herr aller europäischen Küsten; denn Spanien und Portugal werden bald ganz in seiner Gewalt sein. Alsdann ist er im Stande, den Engländern die Bedingungen des Friedens, wenn nicht unbedingt vorzuschreiben, doch wenigstens sie zur Annahme billiger Verträge zu bewegen. Englands Macht ist so groß, daß der ganze Continent aufgeboten werden mußte,

um dieser kleinen Insel das Gleichgewicht zu halten. Dieses große Ziel scheint mir jetzt erreicht; wenigstens sind wir nahe daran. Dann, so hoffe ich, wird ein allgemeiner Friede, dessen alle Nationen bedürfen, nach dem sich alle Völker sehnen und Frankreich vielleicht am meisten, gewiß die furchtbaren Erschütterungen, die Europa seit zwanzig Jahren dulden muß, beschwichtigen, die zerrissenen Bande neu knüpfen, die gewaltsam geschlossenen vernünftig lösen. Vieles Uebel, welches der Kaiser jetzt, durch den Drang der Ereignisse gezwungen, den Völkern zufügen mußte, wird aufhören. Er gab den überwundenen Nationen fremde Könige, strenge Statthalter. Weshalb? Weil er ihrer nicht sicher war, und bei seinen unermeßlichen Kriegszügen doch keine gefährlichen Feinde im Hintergrunde dulden durfte. Vielleicht setzt er jetzt, eben um das Band der Sicherheit fester zu knüpfen, die rechtmäßigen Fürsten wieder ein. Denn an den Personen liegt ihm nichts, zumal an seinen Brüdern und Verwandten. Sie sind nur Monarchen, weil er ihrer Anhänglichkeit am sichersten ist, denn er ist der Stamm, auf dem sie blühen. Wurzelt er erst tief und fest, so kann er der wucherischen Zweige, die einen nachtheiligen Schatten auf das Land umher werfen, leicht entbehren. Ja, ich hoffe, daß seine enge verwandtschaftliche Verbindung mit unserm Kaiserhause das Glück Europas bilden wird. Oesterreich wird der Vertreter des deutschen Volkes werden. Napoleon wird gern sehen, daß es in einem friedlichen Bündniß mit ihm stehe; dann wird er, weil man lieber starke Bundesgenossen hat als schwache, auch das Gedeihen des Landes auf alle Weise befördern helfen. Es mußte viel altes Unheil bei uns in Deutschland zerstört werden, bevor ein neuer Bau sichern Boden, freien Raum fand. Die verjährten Formen hat der französische Kaiser als Vertreter einer großen, jugendlich kräftigen, neu erwachenden

Zeit vernichtet; was jetzt besteht, ist nur vorübergehend. Er selbst weiß, daß es nichts Festes ist, denn er selbst reißt ja täglich ein, was er für die Noth des Augenblicks aufbaute, und läßt Völker und Fürsten gleich schnell ihre Pflichten wechseln und ändern. Ist aber erst das große Ziel seines gewaltigen Wollens erreicht, ist der Continent ebenso ein streng im Innern Zusammenhängendes, als die Ländermasse, aus der er besteht, sich äußerlich verbindet: dann wird der große Mann einen festen, dauernden Grund legen, um auf demselben einen stolzen Bau für ferne Zeiten zu begründen. Dazu mußte dieser letzte Kampf gefochten sein. Niemand fühlt es so tief als ich, wie bittere Opfer der Demuth, der Entsagung, des gebrochenen Stolzes Deutschland bringen mußte; aber sie werden nun ein Ende haben. Sie waren eine Vergeltung für alte, schwere Verschuldungen; die Geschichte erspart keinem Volke eine solche Buße für alte Vergehungen. Sie richtet nicht die Thäter, nicht die Personen, aber die Thaten, die Dinge mit unverbrüchlicher Gerechtigkeit. Und könnte Deutschland die Vortheile ableugnen, die es schon halb, nur durch die Zerstörung vieles Alten, Verderblichen gewonnen hat, obwol das neue Gute noch nicht an die Stelle des Zertrümmerten getreten ist? Fragen wir uns ernstlich, ob es vor zwanzig Jahren gut bei uns war; wir müssen antworten: Nein! Es stand schlecht um alles, was das Glück eines Volkes bilden soll. Seit Jahrhunderten hat Deutschland nur Kriege mit sich selbst geführt. In unzählige Gebiete gespalten, gehorchte es hundertfacher Willkür. Die Einheit der Nation war verschwunden. Nur die Sprache bildete noch das innere, geistige Band. Tausend Schranken thürmten sich einer freien, thätigen Entwickelung der Volkskräfte entgegen. Nur auf sein Inneres war der Deutsche gewiesen; das hat er redlich

angebaut, aber die neue Erkenntniß konnte ihm noch keine lebendige Frucht in der Gestaltung seines Volkslebens gewähren. Eine stürmisch aufgeregte Flut brauste über Deutschland herein, und unter den rauhen Schlag ihrer Wellen verschwanden die alten, tiefeingegrabenen Spuren überererbter Vorurtheile und Vorrechte, Beschränkungen, Hemmungen, Bedrückungen. Wir trugen diese Fesseln schon so lange, daß die Gewohnheit unser Gefühl gegen den harten Druck abgestumpft hatte; ja sie waren in unser Fleisch eingewachsen. Doch dürfen wir es nicht vergessen, wie leicht wir aufathmeten, als vor zwanzig Jahren die eherne Hand der Zeit zum ersten male an diesen Eisenstäben unsers Gefängnisses rüttelte. Jetzt halten uns neue Bande gefesselt, die wir unwillig tragen. Allein so fest dürfen wir in unserm gerechten Schmerz und Zorn das Auge doch nicht schließen, daß wir nicht sehen sollten, wie wir, obgleich wir neue Fesseln tragen, doch der alten entledigt sind, unter denen wir seufzten. Nein, wir seufzten kaum, und das war fast schlimmer, denn wir sanken schon in jenen Zustand der tiefsten Unwürdigkeit des Sklaven hinab, der das Bedürfniß der Freiheit nicht mehr empfindet. Jetzt kennen wir es, und so dürfen wir nicht verzagen, ein Ziel zu erringen, das leuchtend vor uns schwebt; sei es nun durch eigene Kraft der That, oder durch eine glückliche Wendung der Weltgeschicke. Diese letztere aber könnte eben jetzt leicht eingetreten sein."

Arnheim hatte sich ins Feuer gesprochen; er redete für alle Parteien, und darum hörten selbst die entgegengesetzten ihn gern. Marie wurde durch seine Worte in tiefster Seele erquickt und ihre von sanfter Freude verklärten Blicke sagten ihm einen liebevollen Dank.

Die Gräfin stand bewegt auf. „Wenn schon Sie so große Hoffnungen an diesen Sieg knüpfen", sprach sie, „wie muß uns das Herz schlagen, uns, die wir in dieser Schlacht

für die Freiheit des Vaterlandes kämpften! Wenn der Tag gekommen wäre, der lang, heiß ersehnte Tag, wo das in den Staub gebeugte Polen seinen edeln Nacken wieder stolz aufrichten könnte! Wenn der weiße Adler die gelähmten Schwingen ausbreitete und den kühnen Flug zur Sonne der Freiheit, des Ruhms zu wagen vermöchte! O dann, dann dreimal Heil und Segen über diesen Sieg! Das Blut der Gefallenen wäre nicht umsonst geflossen!" Gleich einer Königin stand die erhabene Frau da, Hände und Blick aufwärts zum Himmel hebend.

Drittes Kapitel.

Lodoiska trat wieder ein. Der Wechsel der Angst und der Freude hatte die zarte Gestalt so angegriffen, daß das leichte Roth auf ihren Wangen eher einer krankhaften Spur fieberhafter Bewegungen als einem Zeichen der Gesundheit und innerer Befriedigung glich.

Die Gräfin wußte, daß körperliche Bewegung und frische Luft ihr dann am zuträglichsten waren; ihr selbst war ein Spaziergang ins Freie nöthig, um die Wallung ihrer Brust zu beruhigen. Sie schlug vor, in den Garten zu gehen; die Saalthür öffnend trat sie gleich selbst hinaus, die andern folgten.

Die Sonne hatte das Grau des Himmels ein wenig getheilt und warf einen Halbschimmer durch die dünnen, weißen Wolkenstreifen, die vor der glänzenden Scheibe dahinzogen.

Marie blieb einen Augenblick stehen und sah gegen den Himmel hinauf; sie verlor sich in Betrachtungen.

Arnheim, der ihr stets nahe zu bleiben suchte, heftete seine Blicke auf ihr schönes Angesicht. Es war bei weitem mehr sanfte Weiblichkeit als Hoheit in ihren Zügen, doch etwas so Reines, Edles, daß sich jede Liebe zu dieser freundlichen Gestalt mit Ehrfurcht, wenigstens mit der zartesten Scheu paarte. Vielleicht war die Gräfin, die einen scharfen Blick für alle Verhältnisse hatte, nicht ohne Absicht mit Lodoiska weiter gegangen, sodaß Marie so gut als allein mit Arnheim blieb. Nur sie hatte es nicht bemerkt.

„Und was sucht und bittet das Auge meiner schönen Landsmännin dort oben?“ fragte er endlich, ihr stummes Sinnen unterbrechend.

„Ach, ich dachte an unser Vaterland“, sprach sie mit herzlichem Ton und durchaus unbefangen. „Sie haben so schöne Worte des Trostes für mich gesprochen, so theuere Hoffnungen in mir angeregt! Mußte mir nicht dieser Himmel als ein Gleichniß unsers Zustandes erscheinen? Das Licht kämpft mit den trüben Nebeln. Vor einer Stunde lag alles noch in düsteres Grau gehüllt; jetzt bergen nur noch weiße, halbgelichtete Schleier die Sonne. So haben Ihre Worte auch meine Hoffnungen aufgehellt; sie ruhen nicht mehr hinter ganz düsterm Gewölk!“

„O, es wird sich bald ganz zertheilen“, rief Arnheim lebhaft. „Wir sind allein. Ich muß vorsichtig sein, aber einem Herzen, das selbst in weiblicher Brust so vaterländisch schlägt wie das Ihrige, darf ich wol ein männliches Geheimniß anvertrauen, das Ihre Hoffnungen wie Morgenthau erquicken wird. Der Sinn brüderlicher Eintracht, auf den ich in meinen Worten hindeutete, ist kein schöner Traum, kein frommer Wunsch mehr in unserm Vaterlande. Lebendig ist er erwacht; der eiserne Druck der Zeiten hat die Kraft des Widerstandes hervorgerufen. Wie der Stahl den Funken

erst durch seinen heftigen Angriff aus dem kalten Stein lockt, so haben die Schläge des Schicksals in Deutschland edle Funken geweckt, die, zur still genährten Glut verbunden, einst in mächtiger Flamme auflodern werden. Ja, die edelsten Männer reichen einander die Hand; ein längst gestifteter Bund, der äußerlich zwar schon längst wieder gelöst wurde, aber in seinen höhern Zwecken dennoch fortbestand, vereint sie und schlingt sich in geheimer Kette durch unser ganzes Vaterland. Näher und vertrauter als jemals sind diese Edeln jetzt verbunden, und in allen lebt der feste Entschluß, das Unwürdige nicht thatlos duldend zu ertragen. Doch mit dem starken Zügel der Mäßigung halten sie den Ausbruch des tiefen Unwillens zurück, bis die Kräfte dem Willen gewachsen sind. Der günstige Augenblick soll erwartet werden; es ist kein müßiges Harren, denn dem aufmerksamen Auge zeigt sich die Gunst des Schicksals oft. Indessen werden alle Kräfte vorbereitet, genährt, sichere Freunde gewonnen, im stillen der gute Same gestreut. Die geheimen Fäden zum Gewebe großer Ereignisse sind ausgespannt; ein Wink und tausend Hände sind daran geschäftig."

Arnheim's Blicke leuchteten begeistert, als er so sprach; auch in Mariens Auge glänzte ein Goldblick der Hoffnung durch den feuchten Thau, der es benetzte.

„O, so soll in dieses Herz doch noch Freude und Hoffnung zurückkehren", sprach sie; „es sind Empfindungen, von denen es sich seit lange entwöhnt hatte. Wie sehr danke ich Ihnen für diese Nachricht. Wie richten Sie den schon gebrochenen Muth in mir auf! Und Sie gehören zu diesem Bunde?" fragte sie nach einigen Augenblicken.

„Seit zwei Wochen erst, wo würdige Männer in Preußen mich dazu bewährt fanden", erwiderte Arnheim.

„Nehmen Sie auch mich darin auf, als ein stummes,

aber nicht minder treues Mitglied", sprach Marie und reichte ihm die Hand. „In meinem Herzen gehörte ich einem solchen Bündniß längst an!"

Arnheim ergriff Mariens Hand. Er küßte sie nicht, aber drückte sie mit Wärme. Ein wunderbares Gefühl beklemmte ihm die Brust. Marie stand so holdselig vor ihm, ihr blaues Auge blickte ihn so treu und offen an — o sie war schön und gut, und besser als schön!

„Wie nennen Sie den schönen Bund, dem ich im stillen angehören will?" sprach sie, als er bebend schwieg; „ich habe aber nur gefragt, wenn Sie mir antworten dürfen."

„Er führt einen würdigen, vielleicht zu stolzen Namen. Doch ist er nur von dem Wollen, nicht von dem Vollbringen der Bundesbrüder zu verstehen, er heißt der Tugendbund."

In diesem Augenblicke zogen die letzten Gewölke vor der Sonne vorüber und ihr heller Strahl fiel rein, glänzend auf die Sprechenden. Zugleich erhob sich ein hehres Rauschen in den herbstlichen Wipfeln, als ob edle Geister auf mächtigen Fittichen vorüberschwebten. Der Wolkenschleier theilte sich weit; das Licht quoll aus dem blauen Raume herab und verbreitete sich, wie eine goldene Welle, über den Rasen und die stolz sich wiegenden Kronen der Bäume.

„Das ist die Nähe des Allmächtigen, es ist sein glückverheißender Wink, das Zeichen seiner segnenden Bestätigung!" rief Marie begeistert aus und richtete das verklärte Auge gegen die Wölbung des Himmels hinauf, deren tiefes, reines Blau klar über dem zerfließenden Gewölk stand. „Was mich auch Bitteres treffe, welche Prüfungen du mir sendest, an dieses Zeichen will ich mich halten. Das soll mir glänzen weithin durch dunkle Tage, die dein Wille mich führt." So sprach sie in der Fülle ihres heiligen Vertrauens.

Arnheim stand mit tiefer Ehrfurcht vor ihr. In seiner Brust regten sich mächtige Gefühle für sie, doch er empfand es ahnend, daß ihr Herz, welches sich so frei, so ganz dem großen vaterländischen Gefühl hingab, nur von dieser höhern Flamme, nicht von der stillern der Liebe erfüllt werde. Schmerzvoll getroffen schwieg er. Das nahe Bild der Geliebten, das er schon zu umfassen wähnte, zerfloß, aber eine höhere, edlere Gestalt schwebte vor ihm und blickte ihn aus lichter Höhe an. Nicht eine Braut wagte er ans Herz zu schließen, zu einer Heiligen erhob sich sein Blick. Denn so stand sie jetzt vor ihm. Mit seiner geadelten Empfindung wuchs der sehnsuchtsvolle Schmerz in seiner Brust, aber zugleich auch die Kraft, ihm zu gebieten.

„Wohl", sprach er männlich gefaßt, „Sie haben recht. Diese große Hoffnung muß uns wie die Flamme des Leuchtthurms als festes Ziel mitten in der dunkeln stürmischen Nacht des Lebens leuchten. Auch der Schiffbrüchige darf noch den letzten Blick darauf wenden, und, wenn er edel zu denken weiß, den Trost mitnehmen, daß, durch sie geleitet, andere den Hafen des Glücks, der Freiheit, des Friedens erreichen werden, vor dem er scheiterte."

„Ich glaube, die Gräfin erwartet uns", sprach Marie, die ihr weites Zurückbleiben erst jetzt mit einiger Verlegenheit bemerkte; „wir sind wirklich ganz zurückgeblieben." Mit diesen Worten ging sie schneller vorwärts.

Die Gräfin entdeckte die Bewegung beider sogleich; doch mit wahrhaftem Zartgefühl verrieth sie dies auch nicht durch ein Lächeln, nicht durch einen Blick, sondern schien das Zurückbleiben, als rein zufällig, nicht einmal der Bemerkung werth zu achten.

„Der Himmel ist gefällig für unsern Spaziergang", bemerkte sie, wie soeben die Sonne plötzlich durch das Gewölk

brach. Es gab einige Augenblicke lang die schönste Beleuchtung des Parks. Die Wolkenschatten flohen überhin und der Strom des Lichts eilte verfolgend nach. „Dieser Wechsel in der Beleuchtung macht mir den Herbst, ich meine die Herbstlandschaften, so lieb."

„Er gleicht allerdings einem Trauerspiele im vierten Act", erwiderte Arnheim, indem er seine Gemüthsbewegung durch einen leichten Ton der Unterhaltung zu verbergen suchte.

„Wie so das?" fragte die Gräfin.

„Je nun, dort beginnen die glücklichen Verhältnisse gewöhnlich ins Schwanken zu kommen; der heitere Himmel, den der Dichter als Contrast des Gewitters, das er heraufbeschwört, anfangs über uns ausspannte, verfinstert sich dann allgemach und wir erblicken den Kampf des Lichts mit der Nacht der tragischen Schickung. Die melodischen Anklänge glücklicher Tage sind noch nicht ganz verhallt, aber schon rollen die dumpfen Töne des Donners in der Ferne. Aehnlich der Herbst, der vielleicht seinen größten Reiz darin hat, daß wir alle Reize der Natur im Entfliehen erblicken. So werden uns die Unserigen in der Abschiedsstunde erst theuer; dort erkennen wir erst ihren Werth; ja das Gleichgültige steigt hoch im Preise, wenn man sich davon trennen soll!"

„Sie haben recht. Doch möchte ich dem Herbst wol auch einigen selbständigen Werth zugestehen. Der Beweis scheint mir darin zu liegen, daß ich mich im Sommer schon auf denselben freue; wer aber hoffte der Abschiedsstunde entgegen?"

„Ich will mein Gleichniß nicht vertheidigen. Keines ist unverwundbar; an irgendeiner Stelle dringt der Pfeil hindurch. Alle verlieren, am meisten freilich die scherzhaften, wenn man sie beharrlich durchführen will. Mir däucht, es ist auch der größte Mangel an Poesie, dies zu wollen; nur

schlechte Dichter thun es. Die Schönheit des Gleichnisses besteht nur in der ahnungsvollen, aber schon tief verständlichen Bedeutung der Wahrheit; man soll sie daraus erkennen, empfinden, aber nicht erweisen noch erklären wollen."

Die Gräfin hörte den Worten Arnheim's aufmerksam zu; ein Gespräch, welches ihren Scharfsinn anregte, war ihr immer das liebste. Marie hatte sich zu Lodoiska gesellt, deren Freude sie jetzt mit einem ähnlich beglückten Herzen theilen konnte.

Plötzlich tönte das feierliche Geläute der Glocken von der nahen Kathedrale in das Rauschen der Bäume, das Wehen des Windes hinein.

„Zu dieser ungewöhnlichen Zeit? Was mag das bedeuten?" fragte die Gräfin.

Die Glockenstimmen vervielfältigten sich; von nähern und fernern Thürmen her drang der Schall durch die Vormittagsstille.

„Es wird der Feier des Sieges gelten", bemerkte der Rittmeister.

„Sie haben recht. Ja, und es ist ein Sieg, für den wir dem Himmel danken müssen! Wie das Herz mir groß wird bei diesen Klängen. Ein Sieg! ein Sieg! Aus den dunkeln Wetterwolken der Schlacht bricht vielleicht die neue Morgenröthe für unser Vaterland an! Jetzt verstehe ich den Trieb der Unruhe in meiner Brust; unter das betende, dankende Volk muß ich mich mischen, die glühende Seele im eigenen Gebet zum Himmel senden!"

Sogleich wandte sie sich um und ging zurück dem Palaste zu. Ihr Entschluß war ein unwiderstehliches Gebot für die übrigen, auch wenn nicht der eigene Drang der Freude sie vor den Altar des Allmächtigen getrieben hätte.

„Keinen Wagen, keinen Wagen!" rief die Gräfin einem

Bedienten zu, der, da er bemerkte, daß man sich zum Ausgehen anschicke, die Frage, ob er den Kutscher bestellen solle, auf der Zunge hatte. „Wir gehen zu Fuß. Wie das ganze Volk in die Kirche strömt, so auch wir. Es ist ein Tag der Demuth, nicht des Stolzes. Und doch, wie stolz schlägt mir das Herz!"

Indessen hatte sie einen dunkeln Shawl übergeworfen. Arnheim bot ihr den Arm. Marie und Lodoiska folgten.

Auf den Gassen war alles in Bewegung. Das Volk strömte über die Plätze den Kirchen zu. Alle Glocken läuteten wie an dem Festtage eines Heiligen. Unter dem Hotel des Gesandten kreuzten sich zwei wallende dreifarbige Fahnen. Die in der Stadt anwesenden Truppen traten zusammen, um in Parade in die Kirche geführt zu werden. Wie durch Zaubermacht war der Alltag in einen hohen Feiertag verwandelt. Das Volk hatte seine Feierkleider angelegt; Männer, Frauen, Mädchen und Kinder, alles eilte in buntem Gemisch dem Altar des Herrn entgegen. Wie glänzten die feurigen, dunkeln Augen der Mädchen und Jünglinge! Jenen wallte unter dem Schleier das lange, schwarzgelockte Haar hervor und bedeckte den weißen Nacken. Diese hatten die hohe, mit Tressen besetzte Mütze, von der reiche Troddeln herabhingen, stolz auf die Stirn gedrückt und sich mit dem Ehrenschmuck des Mannes, dem Säbel, umgürtet.

Marien ward fast bang ums Herz, als sie diese allgemeine Volksfreude wahrnahm. Ach, in ihrem Vaterlande hatte sie solch ein Fest noch nicht erlebt. Und wird man dort nicht über diesen Sieg trauern? Ist nicht unser Herz auf der Seite des Feindes, wenngleich unsere Vaterlandsgenossen, durch die Macht der Weltgeschicke bezwungen, gegen ihn ausgezogen sind? Und wird diese Schlacht wirklich so

segensreiche Folgen für uns haben, als die Hoffnungen geweckt sind?

In diesen Gefühlen hatte man sich der Kirche genähert, deren weite Pforten geöffnet standen. Die Klänge der Orgel drangen den Eintretenden feierlich entgegen und mischten sich mit dem brausenden Schall der Glocken. Die Kerzen am Hochaltare brannten; vor allen Heiligenbildern waren sie angezündet. Das Volk erfüllte schon fast die geräumigen Hallen, doch noch immer neue Massen drängten heran. Mit Mühe gewann die Gräfin noch ihren geschlossenen Betstuhl, durch dessen Gitter man die ganze Kirche überblickte. Gegenüber auf dem Chor waren die Sitze der französischen Gesandtschaft; links sah man den Hochaltar, rechts die Kanzel.

Die Vergitterung des Platzes war Marien angenehm, weil sie diesem Gottesdienste, ohne seine Formen mitzumachen, beiwohnen mußte, also nur als Zuschauerin erschien, während ihr Herz doch so dankbar für die Erhaltung der Ihrigen schlug, das Flehen ihrer Brust um eine segensvolle Wendung der Schicksale ihres Vaterlandes brünstig zu Gott emporstieg. Sie empfand es jetzt, wie die wahre Frömmigkeit, der wahre, feste Glaube keine Sekten, keine Formen des Gebets kennt. Ihr findet den Gott überall da, wo ihr wahrhaft zu ihm betet.

Während die Gräfin und Lodoiska, den Rosenkranz in der Hand, niederknieten, blieb Marie still, aber andächtig auf ihrem zurückgezogenen Sitze. Arnheim war nicht mit in den Betstuhl der Gräfin getreten, weil die Sitte Männer und Frauen in der Kirche sonderte.

Lodoiska betete mit der Glut einer Schwärmerin; ihr Auge heftete sich unverwandt auf ein gegenüberhängendes Marienbild. Leise bewegte sie die zarten Lippen, doch kein

Laut wurde hörbar. In ihren Blicken glänzte das reinste Dankgefühl, die heilige Wehmuth der Freude. Die Gräfin war ernst; auch knieend behielt sie die Majestät ihrer Haltung, denn die Hoheit leuchtete von ihrer freien Stirn. Das große, dunkle Auge hob sich von Zeit zu Zeit unter den langen Wimpern und blickte mit heiligem Ernst empor.

Das Hochamt war geendet; die Frauen verließen die Kirche. Nahe an der Pforte kreuzten sich die Strömungen der Menge, sodaß eine Stockung entstand. Von beiden Seiten kamen diejenigen, welche auf dem Chor gesessen hatten, die Treppe herab; von drei Seiten drang der Strom aus dem Schiff der Kirche heran. Arnheim hatte sich nicht wieder an die Frauen anschließen können; sie waren allein und hingen sich fest aneinander. Jetzt kam auch der französische Gesandte mit seiner zahlreichen glänzenden Umgebung die Stiegen herab. Der Strom des Gedränges führte sie dicht mit den Frauen zusammen. Allmählich sah sich Marie ganz von Uniformen umgeben; sie senkte das Haupt, um den mitunter sehr dreisten Blicken dieser Männer auszuweichen. Da hörte sie einige französische Worte von einer Stimme sagen, die ihr bekannt war. Sie wandte das Auge dahin, aber als habe sie auf eine Natter getreten, fuhr sie unwillkürlich scheu zurück und erblaßte, denn sie sah vor sich, das Profil halb gegen sie gewendet, den gefürchteten, verhaßten Beaucaire und zwei Schritte vor ihm auch St.-Luces. Ihre ganze Fassung mußte sie zusammenraffen, um sich nicht durch einen Schrei zu verrathen; die Knie zitterten ihr, sie vermochte kaum einen Schritt zu thun. Sicher wäre sie niedergesunken, wenn das Gedränge der herausströmenden Menschen sie nicht gewaltsam aufrecht erhalten hätte. Ihre Empfindung glich der eines Wanderers, welcher plötzlich entdeckt, daß er sich neben einer schlafend im Grase liegenden Schlange

zur Ruhe niedergesetzt hat; er weiß nicht, bringt ihm Flucht oder Verweilen Verderben. Wie Beaucaire und St.-Luces in diesem Augenblicke standen, war es unmöglich für sie, Marien zu sehen. Doch das konnte sie nicht wissen, ob sie nicht schon längst von beiden bemerkt worden war. O, was hätte sie jetzt darum gegeben, wenn sie wie Lodoiska und die Gräfin einen Schleier getragen hätte, um ihr Angesicht zu verhüllen! Sie beugte es herab, bedeckte es mit ihrem Tuch, suchte sich zu verbergen, soweit als es möglich war; doch der Strom des Gedränges trieb sie immer näher auf die Gefahr hin, und sie sah den Augenblick herankommen, wo sie Beaucaire berühren, Arm gegen Arm mit ihm stehen werde. Sie würde der Gräfin einen Wink gegeben haben, doch war jedes Wort gefährlich, konnte sie verrathen. In Todesangst harrte sie stumm aus und ergab sich in ihr Schicksal. Nur ein stummes Gebet sandte sie zu dem Allmächtigen empor, daß er sie aus dieser Gefahr erretten möge. Da warf sich plötzlich der Strom der Menge seitwärts, weil man eine zweite Thür geöffnet hatte. Diesem Zuge folgte die Gräfin, und so erreichte man nach einigen Minuten das Freie, wo für den Augenblick wenigstens Sicherheit war. Jetzt erst konnte Marie der mütterlichen Freundin die Gefahr entdecken, in der sie schwebte. Diese schlug sogleich einen Umweg durch einige Nebengassen ein, um unbemerkt den Palast zu erreichen. Sie beruhigte Marien durch die Versicherung, daß es in Warschau niemand wagen werde, das Heiligthum der Gastfreundschaft zu stören, selbst wenn man ihren Aufenthalt entdeckt haben möchte. „Indeß bezweifle ich es", fuhr sie fort, „denn hätte einer dieser Männer uns erkannt, so würden sie ihr Auge unverwandt auf uns geheftet haben; doch habe ich nichts derart bemerkt." Auch Lodoiska trat dieser Meinung bei.

Durch diese Zusicherung einigermaßen beruhigt, schöpfte Marie wieder freien Athem. Hatte die Gräfin recht, so war sie in der That einer großen Gefahr aufs glücklichste entgangen. Denn bei dem damaligen Zustande der Dinge hatte sie, in Deutschland wenigstens unbedingt, von der Willkür eines solchen Feindes, wie Beaucaire und muthmaßlich auch St.-Luces, alles zu fürchten. Es gab keine andere Rettung als Flucht oder irgendeinen mächtigen Schutz. Auf diesen hoffte Marie durch das Ansehen der Gräfin; sich selbst überlassen, wäre sie verloren gewesen; denn der geringste Verdacht, in politische Umtriebe verwickelt zu sein, reicht ja hin, selbst gegen Frauen die härtesten Maßregeln zu verfügen, und Marie wußte nur zu gut, daß sie und ihre Mutter denselben nur durch Rasinski's geschickte und thätige Verwendung und durch den glücklichen Umstand der Abreise St.-Luces' aus Dresden entgangen waren. Was damals der Bruder für sie gethan, das hoffte sie jetzt von der Schwester. Um Gewißheit über die Lage der Dinge zu erhalten, meinte die Gräfin, sei es nöthig, Arnheim, wenn auch nicht ganz, doch zum Theil ins Geheimniß zu ziehen; ein Vertrauen, dessen Marie ihn nach dem, was er ihr diesen Morgen eröffnet hatte, unbedingt würdig hielt. Man war zwar in der Kirche von ihm getrennt worden, doch zweifelte man keinen Augenblick, daß er sich sehr bald wieder im Hause der Gräfin zeigen werde. Indessen wurde es Mittag und er erschien nicht. Dies erregte einige Besorgnisse in Marien, obwol sie über ihre eigene Lage schon ruhiger wurde, da sie mit Recht voraussetzte, wenn Beaucaire sie bemerkt hätte und sie verfolgen wolle, so würde sie schon jetzt die Wirkung seiner boshaften Thätigkeit erfahren haben; denn er konnte sie nicht anders als in Gesellschaft der Gräfin und Lodoiska's, die er beide kannte, gesehen haben, und dies

reichte hin, ihm ihren Aufenthalt zu entdecken. Endlich gegen Abend ließ sich Arnheim melden. Hätte er gewußt, wie sehnlich man ihn erwartete, so würde er längst dort gewesen sein; allein ihn hielt gerade das Gefühl zurück, welches ihn so mächtig an diesen Ort zog. Denn man scheut sich nicht selten am meisten, da einen Besuch zu machen, wo man so überaus gern ist, weil man das Fehlschlagen der Absicht so fürchtet, daß man nicht selten lieber gar keinen Versuch wagt. Für seinen Abendbesuch aber hatte Arnheim einen gültigen Vorwand, oder vielmehr einen dringenden Grund; denn er sollte noch in der Nacht als Kurier abgehen. Um neun Uhr war er zum Gesandten beschieden, um seine Depeschen zu empfangen. Als er mit dieser Entschuldigung seines Besuchs denselben einleitete, erschien es klar, daß seine Hülfe in der Angelegenheit, die man ihm vertrauen wollte, nicht mehr möglich sei. Doch er kam von selbst darauf: denn im Gespräche äußerte er: „Es scheint, daß Warschau alle Badegäste aus Teplitz versammeln will; soeben traf ich wieder zwei beim Gesandten, die beiden Franzosen, welche auf jener Landpartie nach Aussig zu uns stießen.“

„Haben Sie dieselben gesprochen?“ fragte die Gräfin mit etwas zu hastigem Tone, als daß er nicht hätte auffallen sollen.

„Nur ganz flüchtig“, entgegnete Arnheim; „aber weshalb? Wünschen Sie vielleicht —“

„O ja, wir wünschen wirklich etwas, könnten Sie um einen wichtigen, dringenden Dienst bitten“, nahm die Gräfin das Wort und blickte Marien an.

„Mit größter Freude stehe ich Ihnen zu Befehl“, entgegnete Arnheim.

„Es ist die Frage, ob Sie es noch können. Unser Wunsch ist nämlich der, daß diese beiden Franzosen, womöglich,

unsere Anwesenheit gar nicht erfahren, denn wir haben dringende Ursachen, sie zu vermeiden. Vielleicht aber haben Sie unser schon erwähnt und dann —"

„Gewiß nicht", fiel Arnheim rasch ein; „denn ich erinnere mich aus Teplitz her, daß Ihnen" — hier blickte er Marien an — „diese Herren schon bei der damaligen Begegnung nicht angenehm waren; mir sind sie es in der That auch nicht, und wir wechselten daher nur einige unbedeutende Worte miteinander. Auch dürfen Sie ganz unbesorgt sein, denn sie reisen noch heute mit mir in derselben Stunde ab."

„Gott sei Dank!" rief Marie, die bisher mit angstvoller Spannung zugehört hatte und der nun die freudige Ueberraschung diesen Ausruf entriß.

Arnheim war erstaunt über die Heftigkeit ihrer Empfindung, doch erlaubte ihm seine Bescheidenheit keine Frage. Allein Marie fühlte, daß sie sich zu erklären habe, wenn sie nicht den fremdartigsten Vermuthungen preisgegeben sein wollte.

„Sie müssen wissen, Herr von Arnheim", begann sie daher, „daß ich die Ursache bin, weshalb die Frau Gräfin dem Besuch dieser Herren auszuweichen wünscht. Eine Kette von Vorfällen, zu deren Mittheilung ich nicht berechtigt bin, hat bewirkt, daß ich diese beiden Männer vermeiden, ja daß ich sie fliehen muß. Meinen herzlichen Dank würden Sie sich daher erwerben, wenn Sie jetzt und zu keiner Zeit, wo Sie denselben begegnen dürften, von meiner Anwesenheit hier etwas ahnen ließen. Es ist ein Dienst, den im ernstesten Sinne des Worts Ihre Landsmännin von Ihnen erbittet."

„Ich würde mich für einen Elenden halten", rief Arnheim lebhaft, „wenn ich Ihrem Willen auch nur mit einer Silbe, einem Blick entgegenhandelte."

„Ich bin gewiß, daß Sie thun, was Sie vermögen,

um mir etwas Unangenehmes zu ersparen", sprach Marie freundlich und reichte ihm die Hand; „nehmen Sie meinen ganzen Dank im voraus dafür an."

„Wenn Sie mir nur mehr, nur wirklich etwas, das einem Dienst, einer That ähnlich sähe, aufgetragen hätten! Wünschen Sie vielleicht nähere Auskunft über diese beiden Männer?"

„Ich weiß nicht, ob sie mir fruchten würde", antwortete Marie; „doch sagen Sie uns, was Sie wissen, denn schädlich kann es mir nie sein, die Verhältnisse derjenigen genauer zu kennen, vor denen ich mich zu hüten habe."

„Es ist in der That wenig. Wie ich aus ihren Geschäften ersah, sind beide in der Civilverwaltung, die zu der großen Armee gehört, angestellt, und zu diesem Zwecke begeben sie sich jetzt dahin. Ihre Thätigkeit scheint sich gegenwärtig besonders auf die Verpflegungsanstalten zu beziehen; die im Rücken der Armee angelegt sind und noch werden."

„So würden sie vielleicht nicht zur Armee selbst abgehen?" fragte Marie und ein Schimmer der Hoffnung lebte in ihr auf.

„Ihre nächste Bestimmung ist Wilna; weiter vermag ich nichts anzugeben. Dorthin werden sie aber schon binnen einiger Stunden unterwegs sein."

„Es ist auch hinreichend und beruhigend genug für uns", sprach die Gräfin. „Aber Ihre eigene Abreise ist so nahe", nahm sie mit Leichtigkeit eine andere Wendung, „daß wir uns fast fürchten müssen, Ihnen durch die Bitte, den Ueberrest des Abends bei uns zu verweilen, die Zeit zu Ihren Vorbereitungen zu rauben."

„Wenn Sie mir nur gestatten wollen, diese wenigen Stunden so glücklich zuzubringen; meine Geschäfte sind beendigt. Um neun Uhr empfange ich meine Abfertigung, um

zehn Uhr bin ich zuverlässig schon eine gute Strecke von Warschau entfernt, denn ich habe meinen Wagen vor das Hotel des Gesandten bestellt. Also bis gegen die neunte Stunde —"

„Sind Sie mir der willkommenste Gast", unterbrach ihn die Gräfin.

Es wurde Licht in den Salon gebracht und der Thee servirt. Das Wetter war wieder rauher geworden; der Wind rauschte herbstlich in den Bäumen und schlug gegen die Fenster. Dies erhöhte nur die Traulichkeit des Zimmers; selbst Arnheim vergaß, daß er dieses Glück nur in so flüchtigem Moment erhaschen sollte, daß er in wenigen Stunden durch die rauhe Hand des Krieges schon wieder von allem heimischen, geselligen Beisammensein, für lange Zeit, getrennt würde.

Man sprach von der Schlacht, von den Opfern, die sie gefordert hatte, von den noch Beklagenswerthern, die erst nach langer Qual das beruhigende Ziel des Todes erreichen würden. Arnheim schilderte mit Sachkenntniß die dringende Noth, welche oft in den Lazarethen herrschte, den Mangel an Geräthschaften, besonders aber an verpflegenden Händen.

„Es sollten", rief Lodoiska, von ihrem Mitgefühl hingerissen, aus, „jedem Heere Frauen und Mädchen folgen, um die Pflege der Verwundeten zu übernehmen."

„Und hättest du den Muth zu einem solchen Unternehmen?" fragte die Gräfin lächelnd, aber doch ernsthaft.

Lodoiska, welche wohl empfand, was ihr den Muth dazu verleihen würde, erröthete hoch, erwiderte aber schnell: „Ja gewiß, ich traue ihn mir zu!"

„Ich weiß nicht", sprach Marie mit zweifelhaftem Ton, „ob diejenigen, welche nahe Angehörige unter den Kriegern haben, nicht eine solche Verpflichtung fühlen sollten. Wir Mädchen müßten uns dessen vielleicht einer falschen Scheu

und Behutsamkeit wegen enthalten; allein eine Frau, die ihren Gatten in der Gefahr weiß, sollte ihm wol so nahe sein, um in der Stunde der Noth zu seiner Hülfe herbeieilen zu können."

„Wenn es nur möglich wäre und gestattet werden könnte", entgegnete Arnheim nicht ohne Bewegung; „uns Soldaten würde eine so holde Pflege mit doppelter Kühnheit dahin treiben, wo die Wunden zu gewinnen wären, denen wir ein so sanftes Glück zu verdanken hätten."

„Der Trost für die daheimbleibende Gattin", bemerkte die Gräfin, „liegt wol in dem Gefühl, daß der Mann seinen edelsten Beruf erfüllt, daß er für den Ruhm, die Ehre, die Freiheit oder Sicherheit seines Vaterlandes kämpft. Eine wirklich edle, des Mannes würdige Gattin wird so denken müssen und darum auch so fühlen lernen. Sie darf ihm das Opfer, welches nur seiner Persönlichkeit gelten würde, nicht bringen, weil sie gar nicht voraussetzen darf, ohne ihn zu beschämen, daß er es fordert. Der Mann, der den Umfang seiner Pflichten übersieht, weiß auch, daß er, wenn er in den Kampf zieht, dem Vaterlande Mütter und Hausfrauen zurücklassen muß, die die heranwachsende Jugend für künftige Zeiten pflegen, ja, daß Habe und Gut des einzelnen, welches vereinigt das Habe und Gut des Ganzen bildet, zum besten des Ganzen sorgsam verwaltet werden muß. Durch diese Erwägungen scheinen mir die Pflichten einer Frau vorgezeichnet und erleichtert zu sein."

Nicht nur Arnheim, sondern auch Marie und selbst Lodoiska mußten bekennen, daß die Gräfin die Pflichten des Weibes in der würdigsten Weise erkenne; sie hörten mit Ehrfurcht zu; denn so ernste Selbstüberwindung sie forderte, dennoch verleugnete sie das sanftere weibliche Gefühl nicht,

sie gestattete ihm seine Rechte, nur wollte sie ihm die alleinige Herrschaft nicht gönnen.

„Im ganzen ist es gewiß so allein wahr und richtig", sprach Marie; „doch kommen unstreitig auch Fälle der Ausnahme vor. Wenigstens werden wir sie, wenn sie eintreten, aus der Eigenthümlichkeit der Charaktere erklären, oft rechtfertigen, bisweilen auch wol bewundern können."

„So ist es", rief Arnheim lebhaft aus und heftete sein Auge auf das schöne, sanft entschlossene Wesen, das ihm, je näher der Augenblick des Abschieds rückte, theuerer und theuerer wurde. Doch beschloß er, mit männlicher Kraft seinen Gefühlen zu gebieten und Mariens Herz nicht in einem Augenblicke zu einer das ganze Leben umfassenden Entscheidung zu drängen, wo ihr kaum Zeit geblieben wäre, das Ja oder Nein auszusprechen.

Die Stunden waren rascher als Minuten entflohen. Die Glocke der benachbarten Kirche schlug neun Uhr; das strenge Gebot der Pflicht gestattete kein Säumen mehr. Herzliche Wünsche begleiteten den Scheidenden; der Abschied war für alle bewegend; Arnheim mußte ihn beschleunigen, um sich nicht zu verrathen.

Viertes Kapitel.

Die nächsten Tage verstrichen den Frauen so still wie gewöhnlich. Die gewonnene Schlacht bildete für sie wie für alle Bewohner Warschaus noch immer den Hauptgegenstand des Gesprächs. Nach und nach wurden genauere Nachrich-

ten darüber bekannt, weil jeder, der den Seinigen noch so eilig geschrieben, doch irgendeines Umstandes gedacht hatte. Die Erstürmung der großen Redoute war von mehreren kurz berichtet. Fast keiner, der nicht von den großen Verlusten, der Hartnäckigkeit des Kampfes, dem entsetzlichen Artilleriefeuer, den unbeschreiblichen Anstrengungen irgendetwas erwähnte.

Nach drei Tagen erschien ein ausführlicherer, amtlicher Bericht in den Zeitungen. Die Gräfin las ihn zuerst mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Ihr Herz schlug stolz, so oft der Tapferkeit der polnischen Truppen gedacht wurde; zumal aber, wo der Bericht von der Cavalerie sprach. Als sie zu Ende gelesen, ging sie zu Lodoiska und Marie hinüber, die, mit weiblichen Arbeiten beschäftigt, auf ihrem Zimmer saßen, um ihnen vorzulesen, was die Zeitungen meldeten. Die Spannung beider Mädchen war so groß, daß ihnen unwillkürlich die Nadel entsank; bei jedem neuen Kampfe, der geschildert wurde, bebten sie aufs neue für die Ihrigen. Zumal als es hieß: „Jetzt erhielt der König von Neapel Befehl vom Kaiser, was ihm an Cavalerie zu Gebote stehe, zusammenzuraffen und damit die russischen Linien zu werfen, sodaß die furchtbare Redoute in der Kehle angegriffen werden könnte. Zwei sächsische Kürassierregimenter, drei polnische leichte Cavalerieregimenter —“

Hier fing Lodoiska an zu zittern und erbleichte; selbst die ruhigere Marie wechselte die Farbe. Rasinski wurde nicht genannt, doch eine Ahnung sagte ihnen, er sei mit seinem Regimente dabeigewesen. Diese Vorstellung wirkte mächtig ein; die Beschreibung des Gefechts war lebhaft, sie gestand große Verluste ein, schilderte aber auch den Triumph des Sieges mit glänzenden Farben.

Die Gräfin hatte geendet.

Wie auf ein verabredetes Zeichen sprangen beide Mädchen, die bisher in bebender Spannung gesessen hatten, auf und sanken einander in die Arme. Es war die tiefste Rührung über die Rettung ihrer Geliebtesten aus diesem furchtbaren Ungewitter des Kampfes. Selbst die Gräfin wurde weich, schloß die Mädchen sanft an sich und neigte ihr mütterliches Haupt gegen sie hinab.

Am fünften Tage erst kam ein zweiter Brief von Rasinski, in welchem mit Bleistift geschriebene Blättchen von Ludwig und Jaromir lagen. Rasinski schrieb:

„Theuere Schwester! Seit vier Tagen verfolgen wir den Feind rastlos und haben täglich Scharmützel. Dennoch rücken wir nur langsam vor, weil die Russen sich in guter Ordnung zurückziehen. Es würde nicht so sein, wenn unsere Erschöpfung es möglich gemacht hätte, sie schneller zu verfolgen. Die Sorge für die Verwundeten, für unsere Verpflegung, nimmt jetzt fast jeden Augenblick in Anspruch. Deshalb nur diese wenigen Zeilen. Wir haben viele theuere Freunde verloren! Zwei Drittheile meines Regiments liegen auf den Anhöhen von Semenowskoi, unter ihnen auch mein alter getreuer Petrowski, dessen Leiche ich nicht einmal aufsuchen und bestatten konnte. Seit Jahrtausenden ward keine so blutige Schlacht gefochten. Unsere Anstrengungen sind unbeschreiblich, doch mit der Hülfe Gottes sind wir noch wohlauf und rüstig. Ueber dem blutigen Schlachtfelde von Borodino wird Polens Sonne der Freiheit aufgehen! Darum, Johanna, trauere nicht über die Todten. Das Vaterland wird ihnen Denksteine setzen, daß ihr Ruhm unvergänglich glänze. Lebe wohl, Johanna! Die Morgenröthe bricht endlich an! Freue Dich!

Dein Bruder.“

Ludwig's Blättchen lautete:

„Marie! Tage brauchte ich, um mein Herz gegen Dich auszusprechen, und kaum Minuten werden mir. Am Abend vor der Schlacht erfuhr ich den Tod unserer Mutter. O Dein lieber tröstender Brief! Mitten im Getümmel des Kampfes war mein Herz nur bei Dir, Du Arme, und die drohenden Gefahren verloren fast ihre Macht an mir. Bernhard ist die treueste Seele dieser Erde; er glaubte mich verloren und suchte mich unter den Todten. Aber wir fanden uns als Lebende. Leb wohl! Verzage nicht! Der Tag des Wiedersehens und des Glücks kommt auch für uns. Daß mich die furchtbare Schlacht verschonte, sei Dir Bürge dafür!"

Jaromir schrieb nur:

„Lodoiska, mein holdestes Leben! Zittere nicht mehr, alle Gefahren sind vorüber! Die Schlacht war gewaltig — auch ich betrauere viele treue Brüder und Genossen. Doch mich beschützte Dein Flehen! Dir danke ich alles, Glück und Leben. O könnte ich erst wieder an Dein Herz sinken! Boleslaw, Ludwig und Bernhard leben. Theuerste, lebe wohl und gedenke mein!

Dein ewig getreuer Jaromir."

Diese ersten Nachrichten von der eigenen Hand der Geliebten machten die Frauen unbeschreiblich glücklich. Jede leise Spur der Zweifel war nun verschwunden, sie überließen sich ganz dem glücklichen Gefühl, welches nach der überstandenen düstern Sorge und Gefahr der Brust die süßeste Belohnung gewährt.

Nach wie vor besuchte Lodoiska täglich die Messe. Doch ihre Gebete waren jetzt Dankgebete geworden, und ihre Thränen wurden nicht mehr von Angst und Sehnsucht erpreßt, sondern sie flossen in dankbarer Rührung.

So verging eine Woche.

Da traf die Nachricht von dem Einrücken des kaiser-

lichen Heeres in Moskau ein. Aus der Burg der alten Zaren war das Bulletin gezeichnet, wodurch der Kaiser diesen neuen, letzten Sieg dem staunenden Europa bekannt machte. Nun also war das große Ziel, der heißgewünschte Friede errungen. Denn mit wem sollte man Krieg führen, wenn es keine Feinde mehr zu besiegen gab? Jetzt lebten alle Hoffnungen in den Herzen auf, jetzt endlich glaubte man den Tag der Ruhe, der Vergeltung so unendlicher Opfer anbrechen zu sehen. Der Pole fühlte sich schon wieder frei. Er hoffte wieder ein Vaterland, einen aus dem Schoße des Volks hervorgegangenen König, eine Geschichte zu haben. In diesem Gefühle war die Gräfin glücklich und stolz; Lodoiska lehnte die Hütte ihres stillen Glücks an den kühnen Palast der Hoffnungen, den ihre Pflegerin aufrichtete. Marie nährte in tiefer, warmer Brust die Keime, welche Arnheim's Betrachtung der Dinge tröstend in ihr geweckt hatte. Wenn nicht gleich, so werden sie doch bald erblühen, du wirst doch noch die Tage des Glücks, der Freiheit leuchten sehen, wirst den verfolgten Bruder wieder frei und offen an dein Herz schließen, seinen getreuen Freunden die Hand bieten dürfen. Endlich werden die finstern Gewölke, durch diesen letzten furchtbaren Schlag entladen, sich theilen, und des Himmels Blau sich freundlich wieder über deinem Vaterlande wölben. Lange genug dauerten die Herbst- und Winterstürme. Es muß auch ein Tag des Lenzes wieder anbrechen!

In diesen glücklichen Hoffnungen wiegten sich die Seelen der Frauen fünf Tage lang ein.

Da verbreitete sich zuerst durch Juden, die von Brzesc-Litewski kamen, das Gerücht, Moskau sei von den Russen in Brand gesteckt. Verstohlen murmelte man es, raunte es leise, halb gläubig einander ins Ohr; denn man wagte es

nicht laut auszusprechen, um nicht die Hoffnungen der fröhlichen Menge durch einen blinden Schrecken niederzuschlagen. Wie es zu gehen pflegt, so übertrieb der eine, während der andere sicher wissen wollte, alles beschränke sich auf einige durch Zufall in Brand gerathene Gebäude. Im Hotel des Gesandten war alles still; niemand erfuhr den Inhalt der Depeschen, die die Kuriere brachten. Doch lauter und immer wachsender wiederholten sich die düstern Gerüchte; schon wagte niemand mehr zu widersprechen. Endlich war das Unheil nicht mehr zu verhehlen. Laut gestanden es die Berichte des französischen Ministers ein, daß die Russen in ihrem rasenden Wahne selbst ihre Hauptstadt der Zerstörung geweiht hätten. Was auch gesagt wurde, um das Schreckenvolle der Nachricht zu mildern, um der Vermuthung vorzubeugen, als könne dies Ereigniß dem französischen Heere Gefahr oder gar Verderben bringen: die That erschien zu ungeheuer, zu beispiellos, wenn sie nicht den sichersten Erfolg mit sich führte. Nur um Rußland mit Gewißheit zu retten, konnte Moskau den Flammen preisgegeben werden, wie man nur, um Frankreich zu retten, die Brandfackeln in die Häuser von Paris schleudern würde. Das fühlte jeder mit nicht zu besiegender Gewißheit. Ein stummer, kalter Schrecken bemächtigte sich der Gemüther, ein Grausen schlich durch die Seele der Kühnsten. Die Zeit hatte an ungeheuere Ereignisse, an beispiellose Thaten gewöhnt; diese aber reichte weit über das Maß, über die Grenzen aller Vorstellung hinaus. Man erinnerte sich, daß in der entsetzlichsten Zeit der Französischen Revolution einer jener Redner, deren Worte ein Schwert, eine Flamme, ein Blitz wurden, wenn die aufgärende Leidenschaft sie aus dem Vulkan der Brust schleuderte, um seinen Gegner zu schrecken, auf der Tribüne gerufen hatte: „Dann wird der Tag kommen, wo man an

der Seine die wüste Stätte zeigt, auf welcher einst Paris stand!" Dieser Gedanke schon hatte an jenen Tagen, wo man an blutige Schreckensgespenster, an die entsetzlichen Larventänze aller Furien und Dämonen, die das menschliche Herz besitzen können, gewöhnt war, das Blut in den Adern erstarrt. Und jetzt sollte so Ungeheueres, Namenloses, Undenkbares sich verwirklicht haben? Jene Stadt, die seit Jahrtausenden allen Ruhm und Glanz und Reichthum des unermeßlichen Reichs der Zaren in ihren Burgen und Palästen sammelte; jene Stadt, wo Asiens Ueppigkeit mit Europas Kunst und Betrieb sich wetteifernd verband; jene alte Hauptstadt, geheiligt als ein Sitz der väterlichen Götter, sie sollte dem Boden gleichgemacht, in eine schauerliche Aschenwüste verwandelt sein? Nur das Ungeheuere konnte dieses Ungeheuere erzeugen, nur das Entsetzliche dies Entsetzen gebären! Eine Sturmflut wogender Vermuthungen drängte sich heran. Dazu kam, daß auf den Schwingen des Gerüchts selbst dieses kaum zu fassende Ereigniß noch ins Riesenhafte wuchs. Man schilderte die zerstörte Stadt als einen Aschenhaufen, der keinem lebendigen Wesen mehr Obdach gebe, als einen ausgebrannten Krater, wo der letzte Funke des Lebens erstorben sei. Unter der Asche sollten die verbrannten Gebeine des Heeres vergraben, nur wenige Führer und einzelne, die ein Wunder beschützt habe, entkommen sein. Man konnte sich's nicht denken, daß solch ein Wurf gewagt worden sei, wenn es nicht unzweifelhaft war, alles darauf zu gewinnen. Darum sagte man schon den Kaiser auf der Flucht, ja, einige wollten wissen, er sei bereits in Warschau. Die Besonnensten, Hoffnungsreichsten glaubten wenigstens nicht mehr an den Frieden, sondern hielten diese That für den unumstößlichsten Beweis, daß der Kampf jetzt erst recht beginnen sollte.

So folgte die dumpfeste Betäubung und muthloseste Bestürzung auf den kurzen Freudenrausch, den der Sieg gewährt hatte.

Die Gräfin glich einem Marmorbilde, so bleich sah sie aus, seit diese Schreckensnachrichten eingetroffen waren. Nicht für das Schicksal ihres Bruders, der nächsten Ihrigen zitterte sie, sondern für das ihres Vaterlandes. Sie wähnte in dem auf nächtlich düsterm Hintergrunde brennenden Moskau das entsetzliche Spiegelbild der Zukunft Warschaus zu sehen, und im überwallenden Schmerze rief sie ängstlich prophezeiend aus: „Wer weiß, wie nahe jetzt der Tag ist, wo die Flammen über den Zinnen meiner Vaterstadt zusammenschlagen, zur Sühne für das grausenvolle Brandopfer, das Rußland seiner Freiheit gebracht hat!“

Lodoiska war ohne alle Fassung; nur Marie bewahrte in stiller, ergebener Seele die Ruhe, diese schönste Frucht des Glaubens und der Erkenntniß zugleich. Sie, die sich dem Taumel des Glücks nicht frei hatte hingeben können, sondern nur entferntere Hoffnungen an das Geschehene knüpfte, war jetzt auch nicht so tief in den Abgrund der Hoffnungslosigkeit gestürzt. Die Gräfin, abgeschlossen und einig mit sich selbst, wie sie war, bedurfte keines Trostes; sie stand entsetzt, aber fest, ohne zu beben, an den geöffneten Pforten des Verderbens. Doch Lodoiska wurde von dem Sturm der Ereignisse wie eine schwankende Rebe bewegt; sie bedurfte des Anhalts. Die liebevoll tröstende Marie, welche jedes Fünkchen der Hoffnung mit erfinderischer Liebe zu nähren wußte, war ihre Stütze. Denn vor der erstarrten, festen Gestalt der Gräfin schauerte Lodoiska heimlich zurück, weil sie in den ernsten Blicken derselben, in den tiefen Zügen ihres erhabenen Grams den

heimlichen Vorwurf zu lesen glaubte: Du trauerst um nichts als um deine arme, kleine Liebe! Deine Seele ist nicht groß genug, den Verlust eines Vaterlandes zu empfinden. Möchten alle den Untergang gefunden haben in den Flammen, in der Aschenwüste, wenn du nur den Geliebten gerettet hast! Lodoiska täuschte sich; diese strenge Sprache würde Johanna nicht geführt haben, dazu fühlte ihr Herz zu liebend menschlich das Weh in fremder Brust.

Doch schnell änderte sich die Lage der Dinge wieder. In diesen Zeiten schwankte jedes Lebensschiff auf stürmischem Meere. Bald erblickte man von dem Gipfel der Welle den nahen Hafen, die Rettung, den Sieg; bald thürmten sich die Wogen hoch über das Haupt und ließen kaum noch einen Streifen des ewigen Himmels wahrnehmen. Es kamen spätere Nachrichten aus Moskau, die den Beweis führten, daß das Heer nicht gefährdet sei, daß man, trotz der schreckenvollen Zerstörung, Wohnplätze zu Winterquartieren genug übrig behalten habe, daß der Krieg zwar noch fortdauere, aber doch bereits die ersten Schritte zu Friedensunterhandlungen geschehen waren. Jetzt verschwand die Bestürzung, welche die Kunde von dem Unheil erregt hatte, und neue Hoffnungen keimten empor.

Nur auf Nachrichten von den Ihrigen warteten die Frauen noch, um sich ganz der Freude hinzugeben. Da trafen eines Abends zwei Briefe zugleich ein; der eine, von Jaromir's Hand, war an Lodoiska, der andere von Rasinski an seine Schwester gerichtet. Dies fiel auf, da sonst alles in Rasinski's Briefe eingeschlossen zu sein pflegte. Lodoiska war in der Vesper; die Gräfin öffnete daher nur den Brief Rasinski's an sie; er war vom 15. September, dem Tage nach dem Beginn des Brandes, datirt und lautete:

„Theuerste Schwester!

„Wir sind, was unsern Theil anlangt, einem großen Unheil auf die wunderbarste Weise entkommen. Moskau steht halb in Flammen! Es herrscht eine beispiellose Verwirrung. Wir mußten aus der Stadt ins Feld hinausrücken und stehen jetzt im Lager. Ich benutze diese erste Minute, die ich gewinne, Dir zu melden, daß wir alle leben und unversehrt sind. Wann der Brief abgehen wird, weiß ich nicht. Oberst Regnard, den ich eben sprach, besorgt ihn zur Post.

Dein Bruder.“

Doch in dem Briefe lag noch ein besonderes, geschlossenes Zettelchen mit der Aufschrift: „Für Dich allein.“

„Wir vermissen Jaromir! Verschweige dies Lodoisken. Daß er verunglückt sei, ist fast undenkbar. Ich mußte ihn mit einer Meldung zum Marschall Mortier senden; so kam er von mir ab. In der ungeheuern Stadt, bei der grenzenlosen Verwirrung aber ist nichts leichter als sich zu verirren. Morgen, hoffe ich, sind wir wieder beisammen. Ich schreibe dies nur Dir, weil ich Dir heilig versprochen, Dir niemals etwas zu verhehlen. So darfst Du mir auch glauben, daß ich nichts für Jaromir fürchte.“

Als die Gräfin den verschlossenen Zettel gelesen hatte, glaubte sie natürlich, der zugleich mitgekommene Brief Jaromir's werde seine Vermissung erklären. Sie hielt ihn mit der größten Wahrscheinlichkeit für später geschrieben und nachträglich zur völligen Beruhigung Lodoiska's abgesandt. Darum freute sie sich auf die Rückkehr derselben, um sie mit dem Briefe zu überraschen. Marie theilte diese Meinung. Nach einer kurzen halben Stunde kam Lodoiska zurück. Die Gräfin trat ihr mit dem Briefe entgegen, hielt

ihn halb scherzend, denn sie war in sehr froher Stimmung, daß ihr nun auch die letzten Bekümmernisse vom Herzen genommen waren, in die Höhe und rief: „Was gibst du mir für diesen Brief, Lodoiska?“

„Von Jaromir?“ rief sie mit vor Freude glänzenden Augen; dabei zog sie verlangend die emporgehobene Hand der Gräfin mit der Linken herab und schmeichelte ihr mit der Rechten. Ein herzlicher Kuß war der Lohn, den das glückliche Mädchen für den Schatz gab. Dann öffnete sie hastig, mit Wangen, die hoch von Freude und Erwartung geröthet waren, den Brief und hielt ihn gegen das Licht, um ihn zu lesen. Aber als sei sie plötzlich an den Rand eines entsetzlichen Abgrundes gerathen, schauerte sie zusammen, wurde blaß wie der Tod, ließ die Hände kraftlos herabsinken und das Papier fallen. Ein Schrei, den sie ausstoßen wollte, erstickte in der beklemmten Brust; ihre Stimme wankte, und noch ehe die Gräfin und Marie ihr zu Hülfe eilen konnten, sank sie bewußtlos zu Boden.

„Um des Himmels willen, was fehlt dir?“ rief die Gräfin und suchte mit Mariens Hülfe, die angstvoll herbeigeeilt war, die Niedergesunkene emporzurichten; nur mühsam gelang es, sie auf das Sofa zu bringen. Die Gräfin schellte nach Hülfe. Marie nahm den entfallenen Brief vom Boden auf und sah, indem sie einen flüchtigen Blick daraufwarf, daß er nur eine Zeile enthielt. Sie wagte ihn nicht zu lesen; doch die Gräfin nahm denselben ohne Bedenken und las ihn. Er enthielt nichts als die Worte:

„Heuchelnde! Treulose! Wir sind auf ewig geschieden!
Jaromir.“

Beide Frauen waren sprachlos, erstarrt vor Erstaunen.

„Der Schlag mußte die Arme freilich zu Boden schmettern“, sprach die Gräfin mit dem Tone innerster Empörung. „Darauf konnte sie nicht gefaßt sein! Es ist unwürdig, abscheulich, ein Frevel ohne Maß und Gleichen!“ In heftiger Bewegung ging sie auf und ab im Zimmer; Marie las zu ihrer eigenen Ueberzeugung das unheilvolle Blatt noch einmal und legte es dann mit zitternden Händen, wie entsetzt vor dem kalten Eishauch, mit dem diese Zeilen erstarrend in die warme Brust der Liebe eindrangen, zurück. „O, du Unglückselige“, sprach sie, indem sie sich über das Haupt der Ohnmächtigen beugte, „wie sollen wir dir den Schmerz dieser Kunde lindern!“

Lodoiska's Mädchen war eingetreten. Sie erschrak über den Anblick ihrer Gebieterin.

„Die Gräfin ist plötzlich unwohl geworden; sie muß zu Bett gebracht werden. Kasimir soll zum Arzt eilen. Bestelle dies und komm eilig zurück.“ Auf diese mit mühsamer Fassung und Kälte gesprochenen Worte der Gräfin verließ das Mädchen den Salon wieder. Marie hatte indessen Lodoiska's Schläfe mit kaltem Wasser genetzt, um sie zur Besinnung zurückzubringen. Die Gräfin ging noch immer heftig auf und nieder. „Darin erkenne ich die Männer! Ihre eigene Schlechtigkeit öffnet ihr Herz jedem unwürdigen Argwohn! Wer hätte ahnen sollen, daß auf dieser reinen Seele der schwärzeste Verdacht ruhen könnte! Dies Herz, das sich in der Glut seiner Liebe verzehrte, wird der Treulosigkeit angeklagt! Abscheulich! Unerhört! Grenzenlos abscheulich! Und welche Beweise kann der leichtsinnige Frevler, der mit roher Ferse die Blüten seines eigenen, unnennbaren Glücks in den Boden stampft, für seine namenlos schwere Anklage haben? Ein Gerücht, einen verleumderischen Brief, die boshafte Erzählung irgend-

eines ehrlosen oder bis zum Verbrechen leichtsinnigen Kameraden!"

Sie trat vor Lodoiska hin, deren Brust sich unter den leisen Athemzügen — Marie hatte ihr das Kleid geöffnet — kaum zu regen schien. „Wie dieser reine Engel schlummert! Selbst das entsetzliche Gespenst des Schreckens, das sie so plötzlich niederwarf, hat ihre holdseligen Züge nicht entstellt. Ein Blick auf ihr Bildniß hätte den Beweis ihrer Schuldlosigkeit gegen tausend Zeugen geführt! Hast du sie gemordet, hast du dies zarte Leben zerknickt mit dem Streich, den deine wilde Hand blind geleitet darauf führte, so möge dich ihr Bild als ein Gespenst des Schreckens verfolgen!"

„Nein, nein, sie lebt, sie athmet, sie wird erwachen, wir werden sie trösten, beruhigen!" entgegnete Marie mit von Thränen erstickter Stimme. „Alles wird sich lösen; auch dieses entsetzenvolle Misverständniß."

„Hier kann kein verworrenes Gewebe mehr gelöst werden! Der Knoten ist mit ehernem Schwert durchhauen, alle zartesten Fäden, die zwei junge Herzen verknüpften, sind zerrissen! Wo ein so finsterer Geist des Argwohns in das Heiligthum der Liebe, des Vertrauens einbrach, da vertilgen sich seine Spuren nie. Ueberzeugt kann Jaromir werden, daß Lodoiska kein Sonnenstäubchen der Untreue, der Falschheit in ihrem reinen Busen trug; überzeugt wie von dem Glanz der Gestirne am ewigen, klaren Himmel! Doch der schöne, heilige, unverbrüchliche Glaube beider aneinander ist vernichtet, ist gemordet. Eine geschehene That, ein gesprochenes Wort, sie sind unwiderruflich, unwiederbringlich, wie die entflohenen Minuten. Was du auch thust, um Versäumtes nachzuholen, um eine Schuld zu versöhnen: es ist nur ein hohler Trug und Schein; die Versäumniß,

das Verbrechen sind begangen, sie bleiben unabänderlich, und keines Gottes Macht vermag die ewigen Schriftzüge in dem Buche des Vollbrachten zu löschen!"

Das Mädchen trat wieder ein; Lodoiska wurde in ihr Gemach, zu Bett gebracht. Marie setzte sich zu ihr und lauschte auf den wiederkehrenden Athem, auf das Aufschlagen ihres Auges. Die Gräfin stand in ernster, tiefer Trauer schweigend am Fuße ihres Lagers und heftete die dunkeln Blicke unverwandt auf die Leblose.

Endlich öffnete sie das holde Auge wieder, blickte schmerzlich auf, reichte dann den lieben Pflegerinnen die Hände dar und sprach leise, aber aus tiefster Brust: „O, ich bin grenzenlos elend!"

Zehntes Buch.

Erstes Kapitel.

Die Nacht hatte sich schon herabgesenkt, ein rauher Sturm brauste über die Felder und sauste hohl in den dunkeln Kronen hoher Fichten, als Rasinski mit der kleinen Schar seiner Getreuen, die er nicht mehr sein Regiment zu nennen wagte, den Bivouak erreichte. Man war müde bis zur Erschöpfung, die Glieder erstarrten in dem naßkalten Winde.

„Hier in dieser Hügelsenkung“, befahl Rasinski, „wollen wir lagern. Wenigstens haben wir hier Schutz vor dem Winde.“ Die Reiter schwenkten links ein.

Es war die in zwei Hügelspitzen vorspringende Ecke eines alten, düstern Fichtenwaldes, die Rasinski zu seinem Lagerplatze ausersehen hatte. Hohe Bäume standen auf den ziemlich steilen, wiewol niedrigen Anhöhen, die eine fast ringförmige Schlucht mit ihrer hohlen Krümmung umschlossen. Die Wipfel der uralten Stämme kreuzten sich, so schmal war die Höhlung, über derselben; niedriges, schwarzes Kieferngebüsch klimmte die Höhe hinan.

Gegen den Herbstwind gewährte der Raum freilich einigen Schutz, doch war er feucht und kalt, da die Sonne

kaum in Sommertagen durch die düstern Kronen der Riesenfichten dringen mochte, geschweige jetzt im Spätherbst. Nur einige Birken mit dem weißen Stamme und dem blaßgelben, welken Laube standen wie Gespenster auf dem dunkeln Hintergrunde.

„Ein guter Hinterhalt“, sprach Bernhard beim Einreiten durch die enge Mündung der Schlucht.

„Ja, für eine Räuberbande möchte er gelegen sein“, erwiderte Rasinski.

„Freilich“, antwortete Bernhard, „wenn wir alle beisammen wären, würde die Lagerstätte zu schmal ausfallen; doch für hundert ist allenfalls Raum hier.“

„Halt! Front! Abgesessen!“ commandirte Rasinski. „Hier am Saume des Hügels herunter steckt die Piketpfähle ein und zieht die Stalleinen. Wir lagern gleich dahinter. Zwölf Mann zum Fourragiren, zwölf zum Holzfällen, zwölf zum Wasserholen. Die andern besorgen indessen die Pferde!“

Nachdem die Befehle gegeben waren, setzte sich Rasinski, unmuthig, müde, auf einen dichtbemoosten Baumstamm, der an der Erde lag. Er stützte die Hände auf den zwischen die Knie gestellten Säbel und blickte düster vor sich hin.

„Wo soll ich unser Feuer machen lassen?“ fragte Bernhard.

„Wo du willst! Dort unter der großen Fichte!“

Rasinski blieb in Gedanken versenkt, unbeweglich sitzen, während Bernhard mit einigen Leuten die Anstalten zur Einrichtung der Lagerstelle für ihn traf. Schwere, düstere Ahnungen bewegten die Seele des tapfern Kriegers! Er sah finster wie die Nacht und der Wald ringsumher! Bald trieb ihn die Unruhe auf. Er ging mit großen Schritten auf und ab. Bisweilen gab er in kurzen, bestimmten Worten

einen Befehl; denn wie unruhig es in seinem Innern wogte, sein aufmerksamer Blick beobachtete alles, was rings um ihn her vorging.

„Willst du nicht kommen, dich am Feuer zu lagern?“ unterbrach ihn Bernhard nach einigen Minuten. „Sieh, es brennt schon lustig und beleuchtet die alten Baumstämme und die lang übergestreckten Riesenarme der Zweige auf wunderbare Weise. Wenn wir nicht so verkrummt und verklammt wären von dem eiskalten Winde, ich hätte Lust, diese Baumgruppen zu zeichnen.“

„Ob Boleslaw und Ludwig heute nicht endlich zurückkehren werden? Ich bin gespannt auf Nachrichten von Jaromir!“ antwortete Rasinski, als habe er Bernhard's Worte gar nicht gehört.

„Schlage dir das aus dem Sinne, Rasinski“, sprach Bernhard in bittendem Tone; „es ist ein Fiebertraum, weiter nichts! Eine solche Höllennacht wie die erste, die Jaromir in Moskau zubrachte, mußte verrückte Einbildungen des Gehirns erzeugen. Dann die Lage in dem Lazareth, verlassen von allen Freunden, unter dem Jammer der hülflos Verwundeten — gib Acht, sowie er hergestellt ist, sowie seine Sinne wieder klar sind, hört der ganze düstere Traum auf!“

„Ich habe den Brief nicht abgesandt!“ sprach Rasinski nach einer Pause. „Ich konnte ihn nicht absenden!“

„Und du thatest recht! Du handeltest nach dem richtigen Glauben; weshalb willst du nach dem Wahn fühlen?“

„Für die That“, erwiderte Rasinski, „bedurfte ich der Gewißheit; um die Sorgen meiner Brust zu wecken, hätte die Hälfte der Anzeichen genügt. Ja, ich glaube, Jaromir hat irgendeine geheime Schuld gegen Lodoiska begangen,

und es ist nicht nur ein Fiebertraum, der sie ihm vorspiegelt. Erst jetzt kommt mir in den Sinn, was er mit Ludwig am Abende vor dem Brande gesprochen. Zu jener Stunde war er noch nicht krank. Keine Brandwunde folterte ihn mit ihren Schmerzen, keine übermäßige Abspannung der Kräfte hatte ihn zum Tode erschöpft, die furchtbaren Bilder der Schreckensnacht erfüllten seine Seele noch nicht, und doch —"

„Soweit ich Ludwig's Erzählung zu deuten vermag", meinte Bernhard, „zweifelte er damals an Lodoiska's Liebe. Dies mag ein Argwohn sein, wie ihn der Zufall in dieser Stunde in dem jungen, heftig liebenden Gemüth erzeugen konnte. In der nächsten Minute schämte er sich dessen, klagte sich selbst an. In diese Stimmung seiner Seele fielen die furchtbaren Ereignisse jener Nacht. Diese Erinnerungen trug er in seinen Fieberwahn hinüber und bildete sie zu einer schwarzen, unabbüßbaren Schuld aus. So schrieb er ihr den Brief, der dich so beunruhigt. Wenn Ludwig und Boleslaw zurückkehren, werden sie uns gewiß Auskunft geben; denn ihnen hat Jaromir zuverlässig davon gesagt."

„Mich friert. Wir wollen uns an das Feuer lagern. Auch bin ich müde. Verdrießlicher Krieg! Man liegt den ganzen Tag auf dem Pferde, sieht den Feind an und schlägt sich nicht. Es ist ein großes Ereigniß, wenn ein Kosack einen Pistolenschuß abwartet! Ja, wenn unsere Pferde noch so frisch wären wie an dem Tage, wo wir über die Weichselbrücke ritten, dann sollten diese Neckereien bald aufhören. Weißt du, daß man murmelt, die Friedensunterhandlungen seien gescheitert? Ich glaube, Kutusow wußte das längst! Es geschieht nicht ohne Absicht, daß man sie in die Länge zieht, bis der Winter uns hier überfällt. Auch in dieser Beziehung erwarte ich Boleslaw's Rückkehr von Moskau mit großer

Spannung. Ich will hoffen, daß es ihm gelungen sei, wenigstens einiges von dem, was wir so dringend bedürfen, herbeizuschaffen."

„Wenn mir Ludwig ein paar neue Stiefel mitbrächte", scherzte Bernhard, „würde er mir freilich besser auf die Beine helfen, und einen Pelz statt des zerrissenen, halbverbrannten Mantels könnte ich auch gebrauchen!"

„Sprich nicht leicht hin, Bernhard", erwiderte Rasinski ernst; „du hast noch nicht erfahren, wie grimmig der scharfe Zahn der Noth packen kann. Ich, der ich oft gesehen, wie schwer sich besser Gerüstete als wir gegen sie vertheidigen, ich muß ernstliche Sorge tragen, daß wir ihren tausend verwundenden Waffen nicht so viele Blößen geben. Schon jetzt wirft der Nachtfrost uns die Leute aufs Krankenlager, jetzt, wo es uns nicht an Holz mangelt. Aber wenn der Winter hereinbräche, wenn —"

„Je nun, ich meine, wir würden uns dann nach Moskau ziehen. Funfzehn Werst werden wir doch noch marschiren können?"

„Meinst du?"

Ein ausgestellter Posten rief: „Wer da!"

„Gut Freund von Moskau!" lautete die Antwort.

„Das ist Boleslaw!" rief Rasinski freudig und sprang auf.

Im nächsten Augenblicke sprang Boleslaw vom Pferde und begrüßte die Freunde.

„Und wo ist Ludwig? Und was bringst du Gutes von Jaromir?" fragten Bernhard und Rasinski fast zu gleicher Zeit.

„Zuerst die Dienstangelegenheiten", entgegnete Boleslaw. „Ich bin glücklich gewesen. So groß die Noth und der Zudrang sind, habe ich doch einigermaßen für die Bedürfnisse

unserer Leute sorgen können. Deine Freigebigkeit, Rasinski, setzte mich in den Stand, die höchsten Preise zu zahlen."

„Laß das, laß das!" unterbrach ihn dieser.

„Ich wurde mit zwei Juden einig. Sie haben mir 80 Paar Stiefelsohlen und 30 Paar neue Stiefel geschafft. Doch konnte ich nur 60 Mäntel auftreiben, und meist alte, doch noch brauchbare, ein Theil dicht gefüttert. Auch erstand ich drei Schafpelze, die freilich vielleicht schon seit Jahren auf dem Leibe russischer Bauern gesessen haben; aber sie sind doch, so theuer ich sie bezahlte, nicht zu verachten. Der Winter wird kommen und wir Polen kennen ihn wenigstens halb. Die Franzosen, scheint es, wollen noch gar nicht glauben, daß das heitere Herbstwetter, das wir bisjetzt hatten, ein Ende nehmen könnte. Ich sagte ihnen, sie möchten nur drei Nächte hier bivouakiren."

„Nun, wo sind die Sachen?"

„Ludwig escortirt den Transport mit den Leuten. Sie kommen auf einem Wagen, den ich requirirte. Ich bin vorangeritten. Wenn sie uns nur bald finden in diesem Schlupfwinkel!"

„Der Wind trieb uns hierher", antwortete Rasinski. „Wir wollen den Kommenden einige Leute entgegensenden. Bernhard, wähle einige Mann aus, die bis an die große Straße gehen und sich aufstellen!" Bernhard ging.

„Wohl, das wäre trefflich besorgt!" fuhr Rasinski jetzt zu Boleslaw fort. „Es that uns noth. Hast du alles Geld ausgegeben?"

„Nicht ganz; ich konnte nicht so verschwenderisch mit dem Deinigen umgehen. Du opferst dich für alle! Ich habe noch 40 Dukaten übrig."

„Pfui, Boleslaw! Nur hier hättest du nicht sparsam sein sollen. Wenn du wollene Strümpfe gekauft hättest!"

„Die waren nicht zu haben. Dafür hätte ich das letzte Geld weggegeben. Doch die andern Sachen sind wahrlich noch nicht so nothwendig! Du mußt doch etwas für dich behalten! Es ist so schwer, hier wieder Geld zu erlangen!“

„Wenn ich's für meine Kameraden verwende, trägt es mir die sichersten Zinsen, Boleslaw! Ich weiß, sie werden mich nicht verlassen in der Noth, und der Mantel, den ich dem Soldaten heute kaufe, bedeckt mich selbst morgen, wenn die Nacht rauh ist und der treue Kamerad sieht, daß sein Führer dessen bedarf. Aber würde mich die volle Börse erwärmen?“

„Du gibst in deiner Großmuth alles hin!“ rief Boleslaw. „Doch wäre es gegen meine Ehre und mein Gewissen, wenn ich deine Güte so misbrauchte. Auch wir andern Offiziere müssen ja einen kleinen Theil an dem haben, was für die Leute geschieht. Ich bringe dir nur zurück, was wir zu ergänzen für Pflicht hielten.“

„Also ihr, die ihr wenig habt, wollt euch opfern!“

„Nun erzähle uns von Jaromir“, unterbrach Bernhard, der eben wieder herantrat, das leise geführte Gespräch zwischen Rasinski und Boleslaw.

„Nachher; zuerst noch etwas Wichtiges. Die Friedensunterhandlungen sind abgebrochen.“

„Dacht' ich's doch!“ rief Rasinski lebhaft.

„Kutusow hat den König von Neapel plötzlich angegriffen und zurückgeschlagen. Der Kaiser erhielt die Nachricht gerade als er im Kreml die Truppen des Ney'schen Corps besichtigte. Sofort rief er aus: «Also Krieg! Wohl denn, es sei!» Es folgte Befehl auf Befehl. Morgen Abend bricht das Heer auf, nach Kaluga zu. Wir und alle Truppen, die nordöstlich standen, rücken morgen wieder vor Mos-

kau und schließen uns dann dem großen Heere an. Ich bringe dir diese Ordre!“

„Also wird der Kampf erneuert!“ rief Rasinski; „ich ahnte es wohl. Jetzt müssen wir uns eine Bahn nach den südlichen Provinzen brechen. Dort ist Hoffnung, daß wir noch vor dem Winter festen Fuß fassen, oder wenigstens Kiew gewinnen, um daselbst zu cantonniren. Es war hohe Zeit! Nun, Gott sei Dank, daß es endlich entschieden ist! Wenn der Krieg sich dorthin wendet, so habe ich noch Hoffnung. Der Winter tritt in jenen Gegenden wenigstens einen halben Monat später ein und ist um vieles milder. Auch ist das Land reich und wird uns besser ernähren als die Wüste, die wir bisher durchwandert haben. Diese Nachricht ist etwas werth! Nun aber sprich auch von Jaromir. Ist er hergestellt?“

Boleslaw stockte einen Augenblick. „Ja“, sprach er dann mit ernster Miene; „wenn wir das hergestellt nennen dürfen! Seine Brandwunden sind geheilt, das hitzige Fieber entflohen, ja, er fühlt sich sogar stark genug, um mit uns zu marschiren. Er will nicht im Nachtrab des Heeres bleiben; auch, glaube ich, hat er Körperkräfte genug wieder gewonnen. Doch —“

„Nun?“

„Seine Seele ist finster, der heitere Glanz seines Auges erloschen, die reine Stirn umwölkt. Es ist unser frischer, fröhlicher Jaromir nicht mehr! Ich fürchte —“ hier stockte Boleslaw.

„Der Kaiser“, fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „hat ihm den Orden der Ehrenlegion geschickt. Er hat ihn mit den Worten zurückgewiesen: «Mich leitete nur der Zufall; ich darf dies Zeichen nicht annehmen. Der Kaiser spare es mir auf, bis ich eine That gethan.» Keine Gegen-

vorstellung vermochte etwas über ihn; er blieb unerschütterlich. Und du weißt, mit wie brennender Begier er seit Jahren nach diesem Zeichen strebte, wie er es mir beneidete!"

„Ich weiß, ich weiß!" sprach Rasinski. „Es ist ein Dunkel in seiner Seele, das alle Flammen des brennenden Moskau nicht zu erhellen vermögen! Hat er euch von dem Briefe an mich gesagt?"

„Kein Wort."

„Doch er muß ihn gerade einen Tag vor euerer Ankunft geschrieben haben."

„Was enthielt der Brief?" fragte Boleslaw.

„Höre." Rasinski nahm den zusammengefaltenen Brief aus seinem Portefeuille und las:

„Rasinski!

„Du warst mein zweiter Vater; — ich nenne Dich heute zum letzten male mit diesem theuern Namen; denn von nun an wirst Du nur noch mein Befehlshaber sein; das darfst Du; denn die Ehre des Soldaten habe ich nicht verloren. Doch bitte ich Dich noch um einen letzten Dienst Deiner alten, väterlichen Freundschaft. Sende diesen Brief an Lodoiska. Dreimal schrieb ich ihr reuig, flehte um ihre Vergebung; es geschah noch in den verwirrenden Träumen der Krankheit; aber ich vernichtete die Briefe wieder, ich sandte keinen ab. Die Krankheit ist gewichen; jetzt weiß ich, was ich thue, und handle, wie ich muß.

Jaromir."

„Und was schreibt er an Lodoiska? Ich bitte dich, verhehle mir das nicht", fragte Boleslaw hastig und schien zu zittern.

Rasinski entfaltete einen zweiten Brief und las:

„Lodoiska!

„Geschieden sind wir auf ewig, aber durch meine Schuld. Wirf meinen Ring in den Strom; ich schleuderte den Deinigen in einen tiefen Abgrund! Antworte mir nicht; denn Du könntest mir im Uebermaß Deiner Himmelsgüte vergeben wollen; ich aber darf mir nicht vergeben lassen. Mich strafe denn auch die Qual Deines ewigen Schweigens, wie ich mich auf ewig aus Deinem Angesicht verbanne!

Jaromir.“

Boleslaw heftete die düstern Blicke sprachlos auf den Boden; ein furchtbarer Strom kämpfender Gefühle regte die Fittiche in seiner Brust. Jaromir zerriß das Band, das ihn an Lodoiska knüpfte! Ein Stern der Hoffnung glänzte zwischen finsterm Wettergewölk und warf seine milden Strahlen in Boleslaw's Herz. Sollst du aus demselben Becher die berauschende Seligkeit trinken, der den Freund vergiftet! Indem deine Lippe seinen Rand mit schaudernder Wonne berührt, erbleicht die des Freundes und schließt sich auf ewig! Nein, Boleslaw. Sei es die schwarze Natter der Schuld, die ihre Ringe um seine Brust schlägt; seien es düstere Träume, die seine Seele in ihre verworrenen Gewebe beklemmend einspinnen, dir darf keine Blüte aufsprießen aus dieser unheilvollen Saat! Sei ein Mann! Wende den Blick ab von der Himmelspforte, die sich dir zu öffnen scheint! Es ist ein Trugbild; du darfst nicht eintreten; der rosige Morgenschimmer, in den du deine heiße Brust kühlend zu tauchen wähnst, ist nur der Widerschein verborgener Flammen des Abgrundes. Folgst du der Lockung, überschreitest du die heilige Grenze, so stürzest du hinab zur ewigen Qual. Es gibt hier kein Schwanken für dich. Die Braut, der der Freund entsagt, sei dir noch heiliger

als die, welche er an sein Herz schließt. Jeder andere Gedanke, jede andere Hoffnung ist Verrath an dem heiligen Gesetz der Freundschaft!

In der Feuerprobe dieser Gefühle, die Boleslaw's Brust durchstürmten, stählte sich das edle Herz zur festen Willenskraft der Entsagung.

„Nun“, fragte Rasinski nach langer, ernster Pause, „was meinst du zu diesem Briefe? Ist er ein Erzeugniß des Fieberwahns? Oder lastet wirklich ein Verbrechen gegen seine Liebe auf Jaromir's Herz?“

Boleslaw's Antwort wurde durch ein lautes „Wer da“, das Ludwig's Ankunft meldete, abgeschnitten. Die Freunde begrüßten ihn herzlich. Doch traten jetzt die Pflichten des Dienstes ein; die Kleidungsstücke, die Ludwig brachte, mußten in Empfang genommen und vertheilt werden; dies verursachte ein Geschäft, das über eine Stunde dauerte. Währenddessen war die spätere Nacht hereingebrochen, und die ermüdeten Krieger bedurften der Ruhe. Bernhard befragte Ludwig zwar um Jaromir's Zustand; doch dieser wußte nicht mehr als die andern. Mit eiserner Verschlossenheit hielt der Jüngling das Geheimniß in seiner Brust; denn er wollte nur die Strafe seines Vergehens, nicht die verzeihende Entschuldigung, nicht das Mitleid, nicht die Vergebung.

Zweites Kapitel.

Es war am 18. October abends, als endlich das französische Heer die Hauptstadt der Zaren, in der es viel zu

lange oder viel zu kurze Zeit verweilt hatte, zu verlassen anfing. Noch aber hatte der Kaiser nicht den Gedanken fassen können, daß er sich zurückziehen müsse vor der Uebermacht der Natur und den unerschöpflichen Mitteln, die sie dem Feinde darbot, während sie ihm selbst nur unübersteigliche Hindernisse in den Weg thürmte; sondern er dachte noch daran, das Heer Kutusow's, welches bei Kaluga stand, anzugreifen, es zu schlagen, sich eine Bahn in die südlichen Provinzen zu eröffnen, seine Reserven heranzuziehen, seine Communicationen mit Polen zu vervielfältigen und zu sichern, den rechten Flügel der Armee zu seinem Stützpunkt zu machen und sich so bis zur bessern Jahreszeit im Herzen des feindlichen Landes zu behaupten. Zwar hatten sich schon manche Stimmen für den Rückzug vernehmen lassen, hatten in ahnungsvoller Besorgniß, daß das bleiche Schreckensgespenst des Winters unvermuthet dasein werde, auf die Beschleunigung desselben gedrungen; doch der Rath, der dem kühnen Sinne des Kaisers am meisten zusagte, wenngleich nur der verwegenste, nicht der vernünftigste, behielt die Oberhand.

Am Morgen des 19. October, eines heitern Herbsttages, verließ Napoleon selbst Moskau. Obwol schon die ganze Nacht hindurch der Ausmarsch des Heeres gedauert hatte, so drangen doch noch immer die Massen aus den Thoren der halb in Schutt liegenden Stadt hervor. In unabsehbaren Reihen zogen sie sich auf der breiten Heerstraße hin. Nicht sowol die Zahl der Krieger bildete den unermeßlichen Zug, als die unzählbaren Wagen mit Beute beladen, die Menge der Kanonen und Munitionswagen, die man nicht zurücklassen durfte. Von beiden Seiten brachen daher die Colonnen der Infanterie und der Cavalerie aus und zogen, wo es das Terrain irgend gestattete, über die Felder neben

der Heerstraße hin, um den gebahntern Weg für die Fuhrwerke frei zu machen. Dennoch stopfte sich der ungeheuere Troß. Selbst der Kaiser mit seiner Begleitung konnte nicht Raum finden, so hatten die Wagen sich ineinander verfahren. In diesem Augenblicke war es, wo Rasinski, der die Nacht dicht vor den Thoren Moskaus bivouakirt hatte, mit seiner kleinen Schar durch eine Seitengasse der Vorstadt kam, um sich dem Zuge anzuschließen. Er mußte halten und sah den Kaiser dicht vor sich; in seinen Zügen drückte sich der Unwille über den Aufenthalt aus, den er erfuhr; mit Misvergnügen betrachtete er diese Ueberzahl von Wagen. Er warf auch seinen scharfen Blick zu Rasinski hinüber, der ihn mit Ehrfurcht begrüßte. Doch sprach er nicht, sondern schien nur die geringe Anzahl Reiter, die noch von dem Regimente übrig waren, mit sorglicher Berechnung zu überzählen. Endlich wurde die Bahn geöffnet und er sprengte mit seiner Begleitung davon.

Rasinski mit seinen Leuten konnte jedoch noch nicht einrücken, sondern mußte auf einen günstigern Augenblick harren, um die Wagenreihe zu durchbrechen. Es war ihm lieb, weil er noch Jaromir erwartete, den Ludwig aus dem Lazareth, in welchem er als Kranker gelegen hatte, abholte; denn der Befehl zum Aufbruch war so rasch gekommen, daß man Jaromir nicht benachrichtigen konnte, sondern Boleslaw für das Gepäck und die Pferde desselben Sorge tragen mußte. Sie wurden ihm durch seinen Reitknecht vorgeführt und er hatte nichts weiter zu thun als aufzusitzen. Ludwig war von Rasinski deshalb mit zu ihm gesandt worden, um ihn mit ernstlichen Freundesworten zu dem Entschluß zu bringen, die geheimnißvolle Hülle, mit der er das Geschehene verbarg, wenigstens für einen Freuud zu heben. Bei dem wahren väterlichen Antheil, den Rasinski an Lo=

doiska wie an Jaromir nahm, lag ihm die Sorge um diese beiden so am Herzen, daß sie selbst durch diese entscheidenden Kriegsereignisse, die sich so plötzlich gestaltet hatten, nicht verdrängt werden konnte. Jetzt gewahrte er die Kommenden von weitem, sie sprengten rasch auf die Harrenden zu. Jaromir ritt nach dem üblichen Ceremoniel des Dienstes auf Rasinski zu und meldete sich als hergestellt und in die Reihen der Krieger wieder eintretend. Er sah noch bleich aus, ja er schien sich sogar nur mühsam gerade und fest im Sattel zu halten; seine Sprache hatte etwas Gedämpftes, das Feuer des Auges war erloschen.

Rasinski nahm keine dienstliche Haltung an, sondern reichte ihm mit väterlicher Theilnahme die Hand und sprach: „Sei uns willkommen, Jaromir; wir haben um dich gefürchtet; sei herzlich begrüßt.“

Bei diesen, mit dem Tone inniger Rührung ausgesprochenen Worten verlor Jaromir die feste Haltung, die er gewaltsam anzunehmen bemüht gewesen war. Zwar blickte er den wohlwollenden Freund ernst an; doch konnte er einer Thräne, die aus den matten Augen hervordrang, nicht gebieten. Nur zitternd reichte er ihm die Hand hin und wagte es nicht, den herzlichen Druck Rasinski's zu erwidern. „Sei streng, sei hart mit mir; ich bin keiner Güte mehr werth“, sprach er mit verzagender Stimme.

Rasinski's geübtes Auge sah dem Jüngling bis in die tiefste Seele hinein; jetzt ward es ihm unumstößlich klar, daß nicht ein verwirrendes Trugbild, sondern eine wirkliche Schuld die Seele des Unglücklichen verfinsterte. Der Augenblick war günstig; er sah ihn weich; jetzt konnte er sein Vertrauen gewinnen. Doch mußte er damit eilen, ehe der Entschluß hartnäckigen Schweigens wieder die Oberhand in dem Jünglinge gewann.

„Boleslaw", rief er daher diesen an, „führe die Leute dort die zweite Gasse hinunter und suche das Feld zu gewinnen. Dann bleibe rechts der Straße. Hier könnten wir noch einen halben Tag warten, ehe wir uns Bahn machten. Ich selbst werde mit Jaromir hinter den Gärten herumreiten und treffe euch auf dem Hügelrande vor der Stadt wieder." Er winkte Jaromir, sprengte mit diesem die Gasse hinunter und ritt nicht eher langsam, als bis sie dem Felde nahe zwischen Gartenzäunen ihren Weg völlig einsam machten.

„Hat Ludwig nichts über dich gewonnen, Jaromir?" redete er ihn jetzt ernst, aber sanft an. „Willst du keinem deiner Freunde, selbst mir nicht, der ich dich Sohn nennen kann, Vertrauen schenken? Welche Schuld wirfst du dir vor? Ist sie eine Einbildung deines fieberkranken Gehirns? Oder ist sie wirklich? Wenngleich du auch von dem letzten überzeugt bist, muß ich doch das erste glauben; denn der Mann, hat er gefehlt, so bekennt er es frei und offen."

„Will ich's euch denn verbergen?" rief Jaromir aus. „Will ich denn besser scheinen, als ich bin? Nein, ich will mir nur die Buße auflegen, meine Reue und Scham allein zu tragen; ich will nicht, daß es euerer mitleidigen Güte zuletzt gelingen soll, mich zu überreden, es dürfe mir vergeben werden. O, verkenne mich nicht, Rasinski! Sieh keine Feigheit in dem Entschlusse, stumm, allein zu büßen, was ich ohne Mitschuldige verbrach!"

Rasinski zog den Brief an Lodoiska hervor. „So nimm diesen Brief zurück; ich darf ihn nicht absenden."

„Wie? Du hast es nicht gethan?" rief Jaromir außer sich.

„Sende ihn selbst!"

„Ach, Rasinski, du mußt es thun; denn sie wird keinen Brief mehr öffnen, den ich ihr sende!"

„Wie? Weshalb nicht?

„Wenn du mir denn geloben willst, diesen Brief, von deinen väterlichen, tröstenden Worten begleitet, zu ihr zu senden, sobald du vermagst, so will ich meine Lippen gegen dich öffnen. Aber darauf gib mir deine Rechte, du darfst mich nicht wankend machen in meinem Entschlusse!"

Rasinski versprach es; Jaromir gestand jetzt, wie er durch Françoise Alisette getäuscht, umstrickt, gefallen war. Ein dunkler Purpur der Scham röthete seine bleichen Wangen bei der Erzählung.

„Armer Freund!" rief Rasinski. „So wurdest du das Opfer einer schlauen Buhlerin! Du hast gefehlt, schwer gefehlt; aber nicht unversöhnlich! Lodoiska wird dir vergeben, wie ich es thue. Ich will ihr schreiben."

„Das sollst du nicht", rief Jaromir heftig; „du hast mir gelobt, nach meinem Willen zu handeln. Meinen Brief sendest du ab; doch mußt du deine Hand dazu leihen, denn sonst weist sie ihn unerbrochen zurück."

„Woher vermuthest du das?"

„Weil ihre beleidigte Würde es nicht anders zuläßt. Ach, ich sagte dir noch nicht alles! Nach jener unseligen Stunde, wo ich in gleicher Verblendung des Schmerzes und des Glücks, von den dunkeln, noch unerkannten Furien gegeiselt, rastlos umherirrte, empfing ich den letzten Brief Lodoiska's. In ihm leuchtete der reine Glanz der Heiligen; doch mein Wahnsinn sah nur den blendenden, gleißnerischen Schimmer der Hölle. Ich antwortete auf der Stelle, hieß sie eine unwürdige Heuchlerin und zerriß unsern Bund. Mit eigener Hand gab ich den Brief noch spät am Abend, nachdem mich Ludwig verlassen hatte, auf die Feldpost. Glaubst du nun, daß Lodoiska nach diesem Briefe noch einen von mir öffnen werde?"

„Schrieb sie dir seitdem?“

„Ich erhielt keine Zeile; ich erwartete keine.“

Rasinski hatte in dieser ganzen Zeit gleichfalls keine Briefe erhalten; doch bei der Unpünktlichkeit der Feldposten erklärte sich dies dadurch, daß sie verspätet oder verloren gegangen sein dürften. Dennoch glaubte er jetzt, daß Lodoiska, zumal durch den edeln Stolz der Gräfin bewogen, eine solche Anklage mit schweigender Verachtung zurückgewiesen haben dürfte.

„Ich werde“, antwortete er nach einigem Besinnen, „deinen Brief absenden; an meine Schwester werde ich ihn richten und ihr schreiben, daß dein Schicksal in Lodoiska's Großmuth ruhe!“

„Nein, das sollst du nicht, das darfst du nicht, das ist wider dein Versprechen. Flehe ich ihre Engelsgüte an, so wird meine Reue Heuchelei, und ich verliere das Letzte, Einzige, was ich noch an mir achten darf: den Entschluß, die Kraft, zu büßen. Willst du nicht, daß ich in gerechter Selbstverachtung mein entwürdigtes Leben von mir werfe, so erfülle, was du versprachst. Du selbst mußt es aussprechen, daß unser Bund unwiderruflich zerrissen ist; weigerst du mir das, so — Nein, du thust es nicht! Ich müßte dann einen Weg gehen — mich schwindelt, daran zu denken — aber ich müßte!“

Rasinski schüttelte ernst das Haupt und seufzte. „Nun wohl denn, ich will thun, was du verlangst; du sollst den Brief an meine Schwester Johanna lesen; aber du wirst Lodoiska's Herz brechen!“

„Das habe ich längst gethan!“ rief Jaromir verzweiflungsvoll und legte die Rechte, seine Augen bedeckend, an die glühende, schwere Stirn.

Sie ritten nun stumm nebeneinander hin.

Jetzt erreichten sie die Anhöhen. Heiliger Gott, welch ein Anblick! In drei breiten Strömen ergoß sich der ungeheuere Troß der Krieger und Wagen durch das Gefilde. Unversiegbar schienen sie aus den Trümmern Moskaus hervorzudringen; im blauen Duft und Nebel verloren sich ihre äußersten Spitzen am Horizont. Dabei war noch zur Rechten und Linken das Blachfeld weit mit zerstreuten Reitern und Fußgängern überdeckt, die den dichtern Hauptstrom umschwärmten.

Rasinski hielt auf der Höhe. Trotz des Umwegs war er doch rascher vorwärts gekommen als selbst der Kaiser; denn er erkannte an den zahlreichen weißen Federbüschen ihn und sein Gefolge noch weit unten am Hügel, mitten im Getümmel der Wagen. Auch Boleslaw sah er in der Ferne; er marschirte schon auf freiem Felde an der rechten Seite der Straße, wo man des ungebahnten Weges halber einzeln reiten mußte.

„Wo soll das hinaus?" sprach Rasinski, als er den Zug überschaute. „Wie soll ein Heer mit solchem Troß sich bewegen? Mein Trost ist der, daß der erste Angriff der Kosacken uns mindestens von der Hälfte dieses lästigen Ueberflusses befreien wird. Wie die Habgier blind alles zusammengerafft hat! Wie sich der Geiz mit der unnützen Bürde belastet, unter der er erliegen muß!"

„Mich sollte es wundern, wenn der Kaiser nicht, sobald wir das freie Feld erreichen, den ganzen Troß verbrennen ließe", sprach Jaromir, der mit theilnahmlosen Blicken das ganze Getümmel überschaute.

„Das wird er nicht", entgegnete Rasinski; „denn er mag dem Soldaten, der zwei Drittheile Europas mühselig durchwanderte, den Lohn der vielfach versprochenen Beute nicht entziehen. Doch glaube mir, noch ehe der Tag vor-

über ist, werden die Unserigen selbst ihren Ballast auszuwerfen anfangen. Sieh nur jene beiden Leute dort! Es scheinen mir Offiziersbediente zu sein. Haben sie sich nicht selbst vor eine Handschleife gespannt und ziehen die Last mühselig nach? Nicht sechs Stunden weit reichen ihre Kräfte; aber von der Habsucht geblendet, vergessen sie, daß der Weg zwischen hier und Paris achthundert Lieues lang ist! Und diese Massen von hochbelasteten Wagen, wo sollen sie Raum und Zeit finden, sich aufzustellen? Wie lange werden die Achsen halten? Und wenn eine bricht, wer schafft eine andere herbei? Kaum die Artillerie vermag es. Der Kaiser sieht diesen Troß mit Misbehagen; allein er überläßt es der Zeit, die Habgierigen über die Unmöglichkeit ihrer Unternehmung zu belehren. Dort fällt ein Wagen! Siehst du? Gib Acht, der läßt auf dieser Stelle, eine halbe Stunde von Moskau, schon alles zurück, was er vielleicht bis nach Paris zu führen gedachte."

Der Wagen, den Rasinski stürzen sah, war mit erbeuteten Geräthen überladen gewesen; es brach eine Achse und er lag nun im Wege. Sogleich stopfte sich der ganze Zug; die Nachdrängenden schrien unwillig: „Vorwärts!" denn jeder ahnte, daß man in diesem Getümmel alle Kräfte aufbieten müsse, um vorzudringen. Die Masse hinderte sich selbst in der Bewegung; der einzelne war daher froh, wenn ein Zufall die Zahl der Wagen verminderte. Als dem umgestürzten Fuhrwerk nicht sogleich aufgeholfen werden konnte, und auch zum Ausbeugen kein Raum blieb, rief einer der nachfolgenden Wagenführer: „Werft das Gerümpel aus dem Wege! Hier muß jeder sehen, wie er fortkommt. Wir können nicht einen halben Tag auf den einen warten. Faßt an, Kameraden, spannt die Pferde aus und werft den ganzen Plunder ins Feld!" Sogleich fanden sich zwanzig, dreißig, funfzig Leute, um der Aufforderung zu folgen. Vergeblich

tobte und fluchte der Eigenthümer des Wagens und suchte seine Beute zu vertheidigen. In zwei Minuten war er von allen Seiten umringt und der Wagen nicht nur von allem geplündert, was er enthielt, sondern die Pferde ausgespannt, die Räder abgezogen und das Gestell in seine Theile zerstückt über Seite geworfen, sodaß die Bahn für die Nachfolgenden frei wurde. Die heulende Wuth, in die der Beraubte ausbrach, wurde durch das Hohngelächter der übrigen übertäubt; niemand bekümmerte sich um den ganzen Vorfall, noch hielt man es der Mühe werth, den gewaltsam Geplünderten in Schutz zu nehmen, der zuletzt froh sein mußte, seine Pferde gerettet zu haben.

„Wenn das am ersten Tage des Ausmarsches, vor den Thoren Moskaus, geschieht“, bemerkte Rasinski, „was läßt sich erwarten, wenn erst der Feind die schwerfälligen Massen bedroht! Jener Marodeur hat nichts gerettet als seine beiden abgemagerten Pferde. Die andern dürfen froh sein, wenn ihnen nur das gelingt beim ersten Scheinangriff, den 50 Kosacken wagen! Der Kerl, der jetzt heult und flucht, ist der Glücklichste von allen; denn er ist die nutzlose Plackerei zuerst los geworden. Er wird schon heute hinlängliche Gelegenheit finden, sich an der Schadenfreude über andere, vielleicht über eben die, die ihm das Unrecht zufügten, zu entschädigen. Und ehe acht Tage vergehen, sage ich dir, preist er sein Schicksal, welches ihm die vergebliche Mühe, seine Bürde fortzuschleppen, abgenommen hat. Der Unterschied ist nur der: er verliert heute, was die andern morgen und übermorgen preisgeben müssen; zum Genuß der Beute wird von Tausenden nicht einer kommen.“

Boleslaw mit den Reitern hatte jetzt den Hügel erreicht; er gewann Terrain, um sie in Sectionen aufmarschiren zu lassen, und rückte so auf den Punkt zu, wo Rasinski hielt.

Dieser setzte sich an die Spitze der Seinigen und ritt, die Freunde dicht um ihn, weiter neben der Straße hin. Der Weg auf der Anhöhe, den sie nahmen, gestattete ihnen fortwährend den Ueberblick des ganzen Zuges.

„Es ist mir lieb", sprach Bernhard, „daß wir fast die letzten sind. Denn ich glaube nicht, daß die vorn marschirenden Regimenter sich einen Begriff davon machen, welch einen Drachenschweif sie nachschleppen; und der Anblick ist doch lustig genug. Der Hexenzug auf dem Blocksberge kann nicht abenteuerlicher aussehen als die Maskerade hier unter und neben uns. Beim Thurmbau zu Babel hat man nicht in so vielen Sprachen geflucht als hier, und ein tausendjähriges Polizeiregister aller in London gestohlenen Sachen wäre ein Wisch, den der Wind wegweht, gegen das Inventarium dieses Zigeunerameublement. Ich glaube, es gibt keinen kupfernen Kessel, keine Bratpfanne, keinen alten Dreifuß, keine Feuerzange und keinen Besenstiel mehr in ganz Moskau, so viel Gerümpel ist auf diese Wagenburg geladen! Sieh nur", wandte er sich zu Jaromir, um dessen finsteres Angesicht aufzuheitern, „sieh nur dort die Wagenreihe, bei der der Kaiser gleich ankommen wird. Ich glaube, es ist eine Amazonengesellschaft, denn ich sehe fast lauter Weiber dabei, und costümirt sind sie, als wollten sie ein morgenländisches Prachtstück aufführen, etwa die Turandot."

„Es werden, däucht mir, die Schauspieler sein, welche in Moskau waren", bemerkte Ludwig.

Bei dem Worte Schauspieler fuhr Jaromir zusammen und warf einen hastigen Blick hinüber auf den Troß; ein wilder, kalter Grimm füllte seine Brust. Alisette konnte dabei sein! Er mußte es vermuthen.

Seit jener Schreckensnacht hatte er nichts wieder von ihr vernommen; Regnard hatte, es ist schwer zu sagen ob

großmüthigerweise, oder ob im Gefühl seines Unrechts, oder ob aus Mitleid mit Jaromir, den Vorfall nie wieder berührt, obgleich er zweimal ins Lazareth gekommen war, um kranke Offiziere seines Regiments zu besuchen, die daselbst lagen, wobei er natürlich auch Jaromir sehen mußte. Regnard war sonst in Ehrensachen mehr als pünktlich, doch die erschütternde Wendung, welche das Ereigniß, worüber er sich anfänglich beleidigt fühlte, für Jaromir wie für Françoise Alisette genommen hatte, machte dies absichtliche Vergessen natürlich. Ob seine Verbindung mit dieser — denn er war es, der sie unterhielt und ihr Kommen nach Moskau veranlaßt hatte — noch fortdauerte, oder ob er die Treulose jetzt ihrem Schicksal überließ, wußte Jaromir nicht; ja nicht einmal, ob sie sich in jener Nacht gerettet habe, würde er erfahren haben, wenn nicht eine zufällige Erwähnung des Mädchens durch einen Offizier von Regnard's Regiment ihm bewiesen hätte, daß sie noch lebe. Jetzt war sie vielleicht kaum hundert Schritte von ihm! Da die Straße sich trennte und Rasinski nur den günstigen Augenblick erwartete, um dieselbe zu gewinnen, konnte es sich fügen, daß er sie wieder von Angesicht zu Angesicht sehen mußte. Der Gedanke stürmte seine Brust wieder in wilde Wogen empor. Er fühlte, daß, wäre ihm die Verrätherin unvermuthet entgegengetreten, er seine Herrschaft über sich selbst verloren haben würde. Jetzt, durch Bernhard's Wink aufmerksam gemacht, hatte er Zeit, sich vorzubereiten. Er beschloß, sie mit der kältesten Verachtung keines Blickes noch Wortes zu würdigen, wenn der Zufall ihn in ihre Nähe bringen sollte.

Bernhard und Ludwig ritten dem düster Schweigenden zur Seite. Rasinski hatte ihnen und Boleslaw nur in einem flüchtigen Worte zugeraunt, daß er Jaromir's Geheimniß jetzt kenne. Er schien sich eine nähere Mittheilung für ge-

legenere Zeit zu versparen. Der Antheil der Freunde an dem Schicksal ihres treuen Genossen war ebenso warm geblieben als zuvor, da sie ihn keiner Schuld zeihen konnten, sondern nur das unbeschreiblichste Unglück für ihn fürchteten. Bernhard, dessen scharfem Blick selten eine physiognomische Andeutung entging, bemerkte die Veränderung in Jaromir's Zügen, als er der Schauspielertruppe gedachte, augenblicklich. Er hatte jedoch keine Ahnung davon, daß Alisette in Moskau sei, denn nach dem Brande hatte er im ganzen nicht zwei Tage dort zugebracht, weil das Regiment sogleich einen Bivouak vor der Stadt bezog und fünf Tage später in die nördliche Vorpostenlinie rückte. Allein sein scharfer, zur Enthüllung von Intriguen besonders begabter Verstand gab ihm sogleich dunkle Vermuthungen der Wahrheit. Doch verrieth er dieselben nicht durch das mindeste Zeichen, sondern fuhr in seinen Bemerkungen über das Schauspiel um ihn her fort.

„Was mag dort unten so glänzen?“ fragte er plötzlich. „Ich glaube, es ist der goldene Zauberspiegel aus Tausendundeine Nacht, der dort auf dem achtspännigen Wagen liegt, oder ein Bündel Blitze, oder eine Feuergarbe als Probe von dem Brande.“

Auch Ludwig und Rasinski blickten dahin; denn in der That blitzte zwischen den schwarzen Gestalten, die den Zug unten bildeten, etwas wie eine strahlende Sonne hindurch. Doch hinderte die Menge der sich vorbeidrängenden Reiter und Wagen, den Gegenstand zu erkennen. Als sich einen Augenblick lang eine Lücke bildete, gewahrte man aber, daß es ein ungeheueres goldenes Kreuz sei.

„Es ist“, sprach Jaromir mit ernstem Tone, „das Kreuz des heiligen Iwan, welches auf dem Thurm des Kreml stand. Die Russen verehren es als das höchste Heiligthum, als das Palladium der Stadt. Aus meinem Fenster konnte

ich die Abnahme desselben sehen. Es war ein grauer Tag; die Abenddämmerung hatte schon begonnen. Zahllose Raben durchkreuzten die Luft und flatterten krächzend um den hohen glänzenden Gipfel. Man hatte ein Gerüst gebaut, Leitern angelegt, Winden aufgestellt, Seile gezogen; die Arbeiter waren ununterbrochen thätig — doch die Schar der Raben wich nicht, sondern umschwirrte mit ihrem heisern Geschrei bald in weiten, bald in engern Kreisen das strahlende Kreuz. Unter meinem Fenster stand ein Haufe von Russen; es waren auch viele Weiber dabei. Sie kreuzten die Arme über die Brust, beugten sich ehrfurchtsvoll und murmelten leise Gebete. Eins der Weiber, groß, abenteuerlich gekleidet, ein rothes Tuch gleich einem Turban um das graue Haar gewunden, stand unter ihnen, hob die Hände hoch empor, machte allerlei wunderliche Zeichen und sprach in unverständlichen Worten mit beschwörendem Ton. Der Anblick hatte etwas Grauenhaftes. Als jetzt die Winden anrückten und das Kreuz sich zu senken begann, da erhob die Schar ein lautes Geheul, schlug sich die Brüste, raufte sich das Haar und stäubte wie entsetzt auseinander. Es schien, sie hatten gehofft, durch ihre Gebete und Beschwörungen das Heiligthum zu retten, und waren nun außer sich vor Grausen, da sie dasselbe unter entweihenden Händen fallen, ihre Götter besiegt sahen. Indem erschallte in der Luft ein lautes Krächzen und Rauschen; das ganze Volk der Raben, wie erschreckt, daß ihre alte Zufluchtsstätte, das Kreuz, unter dem sie ihre Nester seit Jahrhunderten gebaut hatten, plötzlich trügerisch wanke, flatterte aufgescheucht hinweg und zog in schwarzem Gewimmel unter den grauen Wolken dahin!“

„Ein Nachtstück!“ warf Bernhard hin. „Das Weib das du schilderst, däucht mir, hätte ich auch gesehen, gleich am ersten Tage in Moskau, auf den Mauern des Kreml.

Sie sah wahrlich aus wie eine Drudenmutter oder wie die Hexe von Endor."

Die andern schwiegen; doch fühlte jeder seine Brust von einem eigenen Grauen bewegt, zumal da Jaromir mit so ernst düsterm Ton, wie vordem niemals, sprach, und seine bleichen Lippen und Wangen, sein dunkel verglimmendes Auge das Herz der Freunde mit schauerlichem Gram erfüllte.

Bernhard hing mit unverwandten Blicken an seinem Antlitz. Wohin war diese blühende Jünglingsgestalt geschwunden! Selbst das lockige blonde Haar schien matt herabzusinken von dem Scheitel. Sieht er sich selbst denn noch ähnlich? fragte sich Bernhard. Wenn du ihn neben das Bild stelltest, das du in Warschau von ihm gezeichnet, würdest du es denn noch erkennen? Er legte dem Jüngling die Hand treuherzig auf die Schulter. „Richte dich auf, Freund, raffe dich zusammen! Denke nicht an traurige Zeichen. Vor uns liegt der Krieg, da braucht man Muth und Kraft. Was warst du für ein Soldat! Ich wurde muthig, wenn ich dich sah, jetzt könntest du mich verzagt machen. Frisch, Bruder meines Herzens, schüttele herab, was deinen edeln Nacken beugt, und richte das Haupt wieder stolz empor!"

Jaromir wollte eben antworten, als eine Wendung des Zuges um einen Hügel, der auf einige Augenblicke die große Straße ganz verdeckt hatte, die Reiter gerade auf dieselbe zuführte. Da Rasinski eben eine Lücke wahrnahm, wodurch er sich zwischen die Reihe der Wagen setzen konnte, befahl er Galop zu reiten und sprengte selbst voran.

Auf diese Weise wurde das Gespräch, welches Bernhard begonnen hatte, unterbrochen. Die Absicht Rasinski's gelang; er brach unversehens in die Lücke ein und war bald mit seinen Leuten auf der Straße, sodaß er jetzt den Zug

der Wagen theilte. „So", sprach er zufrieden, „nun können wir doch wenigstens auf der Straße bleiben, solange es uns gefällt, und sie verlassen, wenn es uns gutdünkt."

Doch wie es bei solchen Märschen zu gehen pflegt, stockte die Bewegung bisweilen; man mußte mehrere Minuten halten, dann wieder rasch nachreiten. Dies machte den Marsch sehr unangenehm; auch hatte er sein voriges Interesse verloren, da man jetzt nicht mehr den Zug der Wagen weit übersah, sondern nur die nächsten Gegenstände überblickte.

Der Kaiser war noch hinter Rasinski's Leuten; dicht vor ihnen fuhr eine Reihe Wagen mit erbeuteten Fahnen bedeckt; türkische, tatarische, russische erblickte man in buntem Gemisch durcheinander.

„Platz, Platz für den Kaiser!" wurde von hintenher gerufen, und Rasinski ließ seine Leute abbrechen, um die halbe Wegbreite zu gewinnen. Der Kaiser kam von weitem herangesprengt; doch plötzlich ritt er im Schritt und schien sich mit Leuten, die auf einem Wagen neben ihm befindlich waren, zu unterhalten. Der Führer desselben trieb seine Pferde an, um mit dem raschen Schritt des Rosses, auf welchem der Kaiser saß, zu wetteifern. So kam der Wagen nach und nach vor und fuhr an der Seite der polnischen Reiter vorbei, sodaß diese zur Linken blieben, während Napoleon zur Rechten des Fuhrwerks ritt, auf welchem drei wohlgebildete Frauen und ein Kind saßen. Als der Kaiser sich der Stelle näherte, wo Jaromir ritt, blickte dieser nur scheu zu ihm hin; denn halb wäre er erfreut gewesen, halb hätte es ihn gepeinigt, wiedererkannt zu werden. Doch der Kaiser war im Gespräch mit einer in einen schönen Pelz dicht eingehüllten Dame begriffen, die ihrer Kleidung nach die Frau eines höhern Offiziers zu sein schien.

„Ihr müßt den Muth nicht verlieren", sprach er; „im

künftigen Winter können wir in Petersburg nachholen, was wir in Moskau versäumt haben. Glückliche Reise!" Mit diesen Worten sprengte er dahin, ohne Jaromir zu bemerken. Doch die junge Dame wandte sich jetzt zur Linken. Allmächtiger Himmel! Es war Alisette!

Sie erschrak, erblaßte und richtete den Blick vor sich nieder. In Jaromir's Seele gärte es kochend auf. Zorn und Schauder wechselten wie Eis und Glut in demselben Augenblicke in seiner Brust. Doch er bezwang sich mit Gewalt; nur einen verachtenden, vernichtenden Blick warf er ihr, die verstohlen das Auge zu ihm erhob, zu und wandte dann sein Roß ab. Alisette zog den Schleier über ihr Antlitz und suchte die Glut des Zorns und der Scham, welche ihre Wange färbte, in seine dichte Hülle zu verbergen. Noch hatte niemand anders sie erkannt; jetzt wollte sie auch von niemand mehr erkannt sein. Sie nahm daher das Töchterchen ihrer Schwester, welches sie mit sich führte, auf den Schos und beschäftigte sich mit demselben, bis Rasinski mit seinen Leuten einen Vorsprung vor dem nunmehr wieder langsamer vorrückenden Wagen gewonnen hatte. Da bald darauf neben der Straße sich ebener Boden fand, auf dem man rascher vorrücken konnte, brach Rasinski wieder zur Rechten aus und suchte die Spitze der Colonne zu gewinnen; denn es war sein hauptsächlichstes Bestreben, die regelmäßigen Truppen zu erreichen und sich seinem Corps anzuschließen, hinter welchem er des weitern Marsches halber seit gestern Abend zurückgeblieben war.

Drittes Kapitel.

Sieben Tage waren verstrichen, seit der Kaiser Moskau verlassen hatte. Das Heer stand bei Malo-Jaroslawez, welches am Tage zuvor erstürmt worden war. Man erwartete gespannt den Befehl vorzurücken und hoffte, sich noch vor Kaluga mit Kutusow's ganzer Stärke zu messen. In einer kleinen, elenden Hütte, die Rasinski zur Wohnung genommen hatte, harrten Ludwig, Bernhard, Jaromir und Boleslaw auf seine Rückkehr aus dem Hauptquartier, wohin er noch am späten Abend geritten war.

Den Freunden war jetzt Jaromir's Schmerz und seine Veranlassung sowie Alisettens Anwesenheit beim Heere kein Geheimniß mehr. Oft hatten sie ihn zu trösten, zu beruhigen versucht, doch vergeblich. Tief vergiftet war der reine Born seines Lebens; die Qual zehrte in seiner Brust und drohte den Jüngling zu zerstören. Boleslaw empfand Jaromir's Schmerzen in seiner reinen, edeln Seele fast so tief als dieser selbst. Gewöhnt an den männlichen Kampf der Selbstüberwindung, hatte er den letzten, entscheidenden Sieg über sich gewonnen und dadurch war ihm, mitten in der Trauer, im ernsten Gram eine freudige Kraft in die Seele gedrungen, die stets der Lohn sittlicher Siege ist. Es war sein wahrhaftes Bestreben, Jaromir wieder mit der Geliebten zu vereinigen, das zerrissene Band neu anzuknüpfen. Streng verbarg er es, welche Flamme in seinem Herzen für Lodoiska glühe; mit reiner Freundeswärme suchte er die welken Keime der Hoffnung in der Brust des Freundes neu zu beleben, die gesunkenen Blüten seines Glücks mit dem Thau des Trostes zu erfrischen. Auch Ludwig und Bernhard nahmen reinen Antheil der Liebe an Jaromir und hatten ihm seine Schuld

in milder Seele vergeben; doch beide waren noch durch ihre Erlebnisse in Moskau sowie durch die ganze Betrachtung ihres eigenen, seltsam verschlungenen Geschicks zu tief aufgeregt, um sich ganz in die Seele des Freundes zu vertiefen. Boleslaw dagegen wurde eben durch das Band der gleichen Liebe mächtig zu Jaromir hingezogen; er trug gleiche Schmerzen mit ihm, und darum verbanden sich die Seelen beider jetzt am innigsten. Er liebte edel, uneigennützig, wie großgeartete Seelen müssen; deshalb stand nicht der eigene, sondern der fremde Schmerz in seiner erschütternden Größe zunächst vor ihm. Er gedachte der einsamen, verlassenen, durch Jaromir's Verurtheilung seiner selbst ganz vernichteten Lodoiska. Weil er sie mit heiliger Glut, verschwiegen liebte, schien es ihm Beruf und Pflicht, wenn er es vermöchte, ihr Glück wiederherzustellen; denn er war fest überzeugt, daß die Liebe alles versöhnen kann, wenn sie der Reue die vergebende Hand reicht. Darum ließ er nicht ab, lindernde Worte des Trostes in des Freundes Herz zu flößen. Wie der weiche Tropfen den Felsen höhlt, so hoffte er, werde es ihm endlich gelingen, die eherne Unerbittlichkeit Jaromir's gegen seine Schuld zu besiegen, die Eisrinde, mit der er seine gequälte Brust selbstpeinigend umgeben hatte, zu schmelzen. Ach, das Herz des Unglücklichen mußte ja erstarren in dieser selbstgeschaffenen Qual; hätte es sich aus warmen Wunden verbluten dürfen, es wäre noch glücklich zu nennen gewesen. Aber dieses kalte Gift, das er tödlich in sich trug, warf die Seele auf eine namenlose Folter, die der Freund mit dem Gequälten empfand.

Boleslaw trat mit Jaromir hinaus vor die Hütte, die auf einer kleinen Anhöhe lag. Man überblickte in dem trüben Licht des schon sinkenden Mondes ein weites, ebenes Feld, mit lagernden Kriegern und zahllosem Feldgeräth bedeckt; die

Louja umschloß diese Ebene mit ihrem gekrümmten Strom. Hinter derselben erhoben sich steile, mit düsterer Tannenwaldung gekrönte Anhöhen. In jenen Wäldern stand Kutusow in fester, unangreifbarer Stellung. Vor den Höhen lagen die rauchenden Trümmer von Malo-Jaroslawez, das gestern der Schauplatz eines furchtbaren Kampfes gewesen war, der jedoch nur das Vorspiel zu einer größern Schlacht zu sein schien.

„O daß wir an dem Kampfe dort nicht Antheil haben konnten“, seufzte Jaromir; „es liegen dort so viele, die die Sonne heute so gern wieder begrüßt hätten!“

Boleslaw verstand den Freund.

„Ist das nun wol recht und gut, Jaromir?“ sprach er sanft, aber ernst. „Gedenkst du derer nicht mehr, die in bittern Thränen um dich weinen würden?“

„Hast du dir nie den rühmlichen Tod auf dem Schlachtfelde gewünscht?“ rief Jaromir heftig.

Boleslaw schwieg einen Augenblick; er fühlte sich getroffen, denn in seinem düstern, verschwiegenen Gram hatte er freilich diesen Wunsch in der Brust gefühlt. Doch war es einer, wie so viele, die nur in der Ferne aufsteigen, die eine heilige Scheu vor dem Unrecht uns nicht mit vollem Ernst fassen läßt. „Ich habe ihn oft in mir bezwungen“, erwiderte er; „und das fordere ich von dir.“

„O, Boleslaw“, seufzte Jaromir, „du konntest das wol leichter als ich!“

Diese Worte drangen in Boleslaw's innerste Seele; ein unnennbarer Schmerz zuckte ihm durch die Brust. Er durfte nicht darauf antworten, ohne sich zu verrathen. „Und wenn du auch recht hättest, Jaromir; es ändert nichts für dich. Sei ein Mann, wolle leben und handeln; nicht die Buße, die That versöhnt.“

„Beides“, sprach Jaromir finster.

„Wenn jetzt Lodoiska vor dich träte und, sanft wie sie ist, spräche: Ich habe dir vergeben, denn die Liebe vergibt tausend und tausend mal! — aber komme wieder an mein Herz, zertritt nicht alle Blüten meines Glücks!“

Jaromir sah ihn starr an, ein Schauer schüttelte ihn; plötzlich rief er in wildem Schmerz und Hohn zugleich: „Sonne, leuchte mild wie der Mond, Strom, fließe das Gebirge hinan, Pfeil, wende dich im Fluge, Minute, kehre zurück aus dem endlichen Raum der Vergangenheit! O, Boleslaw! Fühlst du denn nicht, daß du das Unmögliche denkst? Habe ich denn die Blüten ihres Glücks nicht zertreten? Ist denn die That nicht geschehen? Die Reine, Schuldlose, Heilige klagte ich des Verbrechens an, das ich selbst in derselben Minute beging! Meine Treulosigkeit könnte sie verzeihen; aber nie darf sie vergeben, daß ich den Glauben an sie verlor — nie darf ich diese Vergebung annehmen.“

„O, ihr dürft es beide, glaube das mir, mir —!“

„Du hast nicht geliebt, Boleslaw!“ rief Jaromir. „Du weißt nicht, wie schwer die Verbrechen sind, die wir an der Geliebten begehen!“

„Jaromir! Ich weiß, wie unerschöpflich die vergebende Kraft des Herzens ist!“

„Liebe kann sich nicht mit Verachtung paaren.“ Er stieß diese Worte wild heraus, starrte auf den Boden und machte eine abwehrende Bewegung mit der Rechten, als wolle er sagen: Versucher, weiche von mir!

„Lodoiska hat dich keinen Augenblick verachtet, sie hat nur bittere Thränen um dich geweint“, entgegnete Boleslaw mit Ernst. „Und statt ihre Thränen zu trocknen, zertrittst du jetzt kalt ihre Brust.“

„Ich zog nur rasch den Pfeil aus der Wunde und

sparte ihr die längere Qual! Habe ich sie tödlich verletzt — so wird sie jetzt schnell dahinsinken, und — ihr Blut kommt dann über mich! War die Heilung möglich, so war sie es nur so. Mit dem Geschoß in der Brust windest du dich noch einige qualvolle Stunden hin, aber leben kannst du dennoch nicht. Entscheidung ist besser!"

„Der Schmerz verdunkelt deinen Blick. Traue dem Auge des Freundes!"

„Boleslaw, ich muß dir's wiederholen, hier entscheidet nur ein Herz, das liebt!"

„Und wer sagt dir", rief jetzt der Freund in hingerissenem Schmerz, „wer sagt dir, daß ich — nie geliebt hätte", setzte er mit unterdrückter Stimme hinzu.

„Also auch du? Und ohne Glück, ohne den schönen Zweig von dem Blütenbaume zu brechen?" antwortete Jaromir sanft und legte die Hand auf seine Schulter. „Dann laß uns Leidensgefährten sein! — Warum hast du nicht Lodoiska geliebt? Mit dir wäre sie glücklich geworden, du bist soviel besser als ich — ja du bist gut, du hättest die reine Heilige nie gelästert!"

Der empordrängende Schmerz preßte Boleslaw's Brust zusammen; und er durfte ihm nicht den erleichternden Strom in die Brust des Freundes öffnen! Beide hielten sich innig umfaßt.

„Aber du hast dennoch recht, geliebter Bruder!" unterbrach Jaromir endlich die Stille; „der Wunsch des Todes ist verbrecherisch, denn er ist der Wunsch der feigen Seele. Eine schwere Schuld lastet auf meiner Brust, aber ich will sie durch ein thatenvolles Leben abtragen. Dem Vaterlande will ich's vergelten, was ich an seiner reinsten, schönsten Tochter verbrach. Steh' du mir bei; richte mich auf durch deine edle Kraft, wenn ich in meiner Schwachheit verzage und

zurücksinke, sei mein Beispiel, mein Führer! Du warst es ja schon seit langen Jahren, denn stets eiferte ich dir nach. Wie beneide ich dir dieses Kreuz auf deiner Brust, wie strebte ich es gleich dir zu verdienen! Und so muß es wieder werden. Du sollst mich nicht mehr unkräftig, nicht mehr in Gram versunken sehen. Zwar die jugendliche Lebenslust röthet meine Wangen nicht mehr, denn ihre Flügel sind gebrochen; ich zeige euch keine glatte Stirn mehr. Doch ich will auch nicht! Fort damit! Narben und Furchen ernster Männlichkeit sollen sie schmücken, meine Wange soll sich bräunen im Brand der Sonne, im rauhen Strom der Lüfte. Das will ich, Boleslaw! Dazu fühle ich eine neue Kraft in meinen Adern rinnen — aber was du forderst, was du hoffst — davon nichts mehr!"

Der Galop und das Schnauben eines Pferdes unterbrachen die nächtliche Stille. Es war Rasinski, der den Hügel heransprengte. Jaromir und Boleslaw traten ihm entgegen; er begrüßte sie, sprang vom Pferde und gab das Thier rasch weg. „Füttere es ab", rief er dem Reitknecht zu, „wir werden bald aufbrechen!"

„Geht es vorwärts?" fragte Jaromir, als sie in die Hütte getreten waren, mit einem Anflug der Freude; denn er glaubte, ein günstiges Zeichen darin zu sehen, wenn sich schnell die Gelegenheit böte, seinen raschen Entschluß durch die That zu bewähren.

„Vorwärts? Das Wort werden wir für diesen Feldzug verlernen müssen", entgegnete Rasinski finster. „Dem Kaiser fehlt noch etwas am Ruf eines großen Feldherrn! Er hatte noch keinen berühmten Rückzug aufzuweisen. Von heute an wird man davon sprechen können!"

Die tiefgefurchte Stirn, der düstere Blick, mit dem

Rasinski diese Nachricht gab, regte ein banges Vorgefühl in denen an, die ihn umstanden.

„Zurück sollen wir? Nach Moskau? Oder wohin?“ fragte Boleslaw erstaunt.

„Nach Moskau? Um auf den Trümmern des Kreml unsere Fahnen aufzupflanzen?“ entgegnete Rasinski. „Habt ihr den dumpfen Knall, die bebende Erschütterung der Erde von ehegestern schon vergessen? Es war Mortier, der die alte Burg der Zaren in die Luft sprengte. Gestern Mittag empfing der Kaiser die Nachricht, die Kosacken schwärmen jetzt schon wieder in den Trümmern Moskaus umher und halten die Nachlese der Beute. Mortier ist nach Werreja aufgebrochen; er hat den General Wintzingerode gefangen genommen. Das die neuesten Nachrichten von dort; die neuesten von hier, daß wir in einer Stunde gleichfalls aufbrechen, um uns nach Smolensk zu ziehen.“

„Unmöglich!“ rief Jaromir.

„Bis Mitternacht ist Kriegsrath gehalten worden; der Rückzug wurde beschlossen. Es ging stürmisch zu. Der König von Neapel wollte Kutusow angreifen. Bessières, der seine Stellung recognoscirt hat, erklärte sie für unangreifbar. Der Kaiser sprach: „Wir haben genug für den Ruhm gethan, es ist an der Zeit, auch für die Sicherheit etwas zu thun.“ Davoust wollte, daß wir uns wenigstens auf Platow und seine Kosacken werfen und uns den Weg nach Medyn bahnen sollten. Der Kaiser entschied für den Rückzug über Mosaisk. Wir werden also die traurige Straße zurückmessen, die wir vor zwei Monaten durchwanderten.“

„Der Kaiser auf dem Rückzuge!“ rief Jaromir und blickte Rasinski staunend an, als könne er es noch nicht glauben.

„Und so wäre der blutige Sieg von gestern also ein

vergeblicher gewesen?“ fragte Boleslaw und bewegte ernst das Haupt.

„Er wird den Thaten des Kaisers wenigstens einen ewig denkwürdigen Grenzstein gesetzt haben“, entgegnete Rasinski. „Ich habe das Schlachtfeld gesehen. Es sieht grauenvoll aus! Blutende, Verstümmelte winden sich noch jetzt unter den rauchenden Trümmern hervor. In Rußland gibt es keinen Sieg, über den die Menschheit nicht schaudert. Hier ist die Flamme stets der wuthbegierige Kampfgenoß des Schwertes! So führte der Scythe Krieg, der vor Jahrtausenden diese Steppen durchstreifte. Doch welche Thaten sind hier wieder geschehen! Der muthige Delzons greift an der Spitze seiner Krieger an; eine Kugel streckt ihn nieder. Der Soldat, der seinen Führer fallen sieht, stutzt, schwankt, weicht; die Russen dringen vor. Delzons' Bruder wirft sich allein in die Dampfwolke der feindlichen Feuerschlünde, um wenigstens den Leichnam zu retten. Er umfaßt ihn mit seinen Armen, hebt ihn empor; da trifft auch ihn eine mörderische Kugel, er sinkt mit der theuersten Last zu Boden, und der letzte Schlag seines Herzens klopft gegen die erkaltete Brust des Bruders. Die italienischen Rekruten haben zum ersten male gefochten wie junge Löwen, die die erste Beute jagen. Keine Nation ist tapfer; alle sind es, von Tapfern geführt!“

„Und der Kühnste führt uns jetzt zum Rückzuge!“ rief Jaromir unwillig.

„Wer weiß, ob nicht eben dazu der Kühnste nothwendig ist“, antwortete Rasinski ernst. „Zum Ruhm, zum Siege ließen sich die Völker leicht vom Ebro bis zur Moskwa führen, ohne daß die Flamme ihres Muthes erlosch. Wird die Glut aber nicht erkalten, wenn nur noch der Ruhm des heldenmüthig ausdauernden Märtyrers zu erwerben ist?

Wird sie Nahrung genug haben für die unermeßliche Zeit- und Wegstrecke? Wird sie lebendig bleiben unter dem Schnee des Winters, der bald diese Fluren einhüllt, auf den Eisfeldern, die uns zum Lager dienen werden? Jetzt fordere ich euch auf, ihr, die ihr Männer seid, die mit Bewußtsein handeln, jetzt fordere ich euch auf, mit stolz aufgerichtetem Haupte und muthiger Stirn euern Kameraden voranzugehen! Denn, wie schwer die Aufgabe war, die wir vollendeten, die schwerere beginnt von diesem Tage an!"

Er sprach mit hohem Ernst; man hörte jedem Worte an, daß seine Befürchtungen ihren Grund in seiner innersten Ueberzeugung hatten. Mit Besorgniß richteten sich daher die Blicke auf die Zukunft. Ludwig warf die seinigen noch weiter hinaus als Rasinski, denn er fragte sich: Und was soll endlich aus dir und Bernhard werden? Wenn wir gar den heimatlichen Boden wieder beträten, was würde unser Schicksal sein?

Rasinski hatte ihm gleich nach der Schlacht von Mosaisk gesagt, jetzt sei der günstige Augenblick gekommen, wo er etwas Gewisses in seiner und Bernhard's Angelegenheit thun zu können hoffe. Nach einem Siege sei der Kaiser zu großmüthigen Beschlüssen am geneigtesten; das Regiment habe seine Anerkennung erworben, und man dürfe daher, ohne etwas zu gefährden, das seltsame Verhältniß in Anregung bringen, das Ludwig und Bernhard in die Reihen der tapfern Polen geführt habe. Indessen seitdem hatte Rasinski nicht wieder von diesem Gegenstande gesprochen, ja, wie es schien, jede Erinnerung daran vermieden. Ludwig, der ihm zutrauen durfte, daß er von freien Stücken alles thun werde, was man nur von einem solchen Freunde erwarten könne, hatte ihn deshalb nicht daran erinnern wollen. Jetzt aber glaubte er, ohne Rasinski zu kränken, davon sprechen zu dürfen.

Er fragte ihn daher geradehin, ob er denn nicht endlich Hoffnung habe, unter seinem wahren Namen auftreten zu können, zumal da er ihn doch bei einer möglichen Rückkehr nach Deutschland nicht sicher zu verbergen im Stande sein werde. Rasinski blickte den Freund wehmüthig ernst an.

„Ich weiß, was du denkst, Ludwig", sprach er; „du glaubst, ich hätte dich und Bernhard vergessen! Aber wahrlich, dem ist nicht so. Ich kann euch jetzt offen die ganze Lage der Dinge darstellen; doch hört mich ruhig an und laßt mich ganz zu Ende reden, meine Freunde; dann erst entscheidet, ob ich für euch gehandelt habe, wie ich konnte und mußte. Vor dem Siege über Kutusow war der Kaiser so schwer zugänglich, so ganz mit unruhigen Entwürfen beschäftigt, daß ich ihn nicht anzutreten wagte. Ich mußte bedenken, wie viel auf dem Spiele stand, wie sehr ich euch und mich in Gefahr brachte, wenn ich die Lage der Dinge entdeckte; denn ich hatte ja nicht Gnade, sondern die Niederschlagung einer Anklage gegen zwei Beschuldigte durchzusetzen, deren man bisjetzt nicht hatte habhaft werden können. Nach der Schlacht bei Borodino, du weißt es ja selbst, waren wir Tag und Nacht zu Pferde, sodaß kein Augenblick der Muße sich fand. Auch hatten die ungeheuern Opfer, mit denen dieser Sieg erkauft war, die geringen Folgen desselben den Kaiser nichts weniger als günstiger gestimmt. In Moskau hoffte ich alles zu schlichten — da kam der Brand, der nicht nur uns vertrieb, sondern die Möglichkeit, den Kaiser in solcher Angelegenheit anzutreten, noch ungleich erschwerte. Ueberdies standen wir auf dem Vorposten, es war nur selten möglich, nach Moskau hineinzukommen. Dennoch ließ ich es nicht unversucht, etwas für euch zu thun; allein ich mußte vorsichtig handeln; denn alle Erkundigungen, die ich einzog, waren euch ungünstig. Man hatte dem Kaiser in der That

gerade in deiner Angelegenheit, Ludwig, höchst nachtheilige und entstellende Berichte geliefert, ja, die Vermuthung, du seiest in dem Heere, war ausgesprochen worden und der verleumderische Zusatz gemacht, daß du hier deine Rolle als Spion der russischen Regierung fortsetzest. Ich verschwieg dir dies, um dir eine unnöthige Sorge zu ersparen, denn die Versicherung kann ich dir geben, daß man bisjetzt von dem Wo deines Aufenthalts nicht unterrichtet ist. Und, dessen darfst du überzeugt sein, tritt der gefürchtete Fall der Entdeckung ein, so werde ich mit meiner Ehre als Führer für euch beide als Bürge eintreten, und ich hoffe, es soll mir gelingen, euch dadurch zu schützen. Jetzt aber laßt uns noch in der Sicherheit beharren, die uns die Verborgenheit gibt. Die Zeit ist die ungünstigste, die ich wählen könnte, um für euch zu sprechen, denn durch den halb räthselhaften, halb erklärten Brand von Moskau ist das Mistrauen gegen Fremde nur gewachsen, und wir dürfen nicht vergessen, daß in dem Palaste, wo ich mein Quartier aufgeschlagen, die Flammen zuerst ausbrachen. Auch dieser Umstand würde euch ungünstig sein. Zu dem allen kommt, daß der Kaiser, wie ich aus guter Quelle weiß, Briefe über Briefe aus Deutschland empfängt, die ihm die Aufrichtigkeit seiner deutschen Bundesgenossen immer zweifelhafter machen. Marschall Macdonald meldet, daß die preußischen Corps zwar tapfer im Gefecht sind, doch nur mit Unlust gegen die Russen fechten, wenngleich das Gegentheil in seinen Armeebulletins steht. Mit der Unthätigkeit des Heeres unter dem Fürsten von Schwarzenberg ist der Kaiser ebenfalls unzufrieden; es beweist sich ihm dadurch, daß Oesterreich trotz der verwandtschaftlichen Bande, die es jetzt an Frankreich knüpfen, kein aufrichtiger Bundesgenosse ist. Die Agenten aus dem Innern Deutschlands schreiben von geheimen Verbindungen

deutscher Patrioten gegen Frankreich, und alle französischen Regierungen von hier und da laut werdenden unvorsichtigen Aeußerungen über Einverständnisse, welche man bis in das Heer des Feindes unterhalte! Sagt selbst, sind solche Nachrichten geeignet, von euerer Schuldlosigkeit zu überzeugen? Und nun noch eins. Wenn der Kaiser die Anklage gegen euch niederschlüge und damit euer Verhältniß zum Heere aufhörte — was wolltet ihr thun? Seit heute, wo der Rückzug beschlossen ist, bliebe euch dennoch nichts übrig, als die Schicksale des Heeres zu theilen, und wo könntet ihr das besser als bei mir, da ich stets euere besondere Lage im Auge behalte und nicht einmal eine Dienstpflicht für euch anerkennen würde, wenn ihr sie nicht selbst freiwillig übernähmt, oder wenn sich die Ausnahmen immer so treffen ließen, daß nicht das Auffallende derselben zu sehr in die Augen spränge? Denn allein, auf eigene Hand die ungeheuere Rückreise anzutreten, das wäre jetzt gar nicht zu wagen. Ihr wißt, wie das Land gesinnt ist, welchen Gefahren der einzelne sich preisgibt. Könntet ihr vergessen, wie viele, die, einzeln überrascht, in die Gewalt der fanatischen Muschiks geriethen, unter den fürchterlichsten Martern hingeopfert wurden? Und auch die Gefahr beiseite gesetzt, wo fändet ihr die Mittel, auf einer solchen Reise zu bestehen? Kaum die vereinigte Gewalt vieler schafft sich die nothwendigsten Lebensbedürfnisse; der einzelne vollends vermag nichts. Auf dem verwüsteten Wege, den wir hierher nahmen, wo wir statt der Dörfer und Städte nur die Aschenhaufen finden werden, die ihre ehemalige Lage bezeichnen — wie wolltet ihr da Unterkommen, Lebensmittel, Pferde finden, wenn die eurigen, abgezehrt von Arbeit und schlechter Nahrung, wie sie sind, unbrauchbar würden oder fielen? Ich habe weder die Lust noch den Muth verloren, euch mit voller Freundes-

pflicht zu dienen; aber sprecht selbst, wißt ihr jetzt ein sicheres Auskunftsmittel? Meine eigene Verantwortlichkeit ist es, die ich zuletzt scheuen würde. Gebt ihr einen guten, ausführbaren Rath, ich befolge ihn; ihr selbst, Boleslaw und Jaromir, müßt entscheiden, was zu thun ist.“

Die Freunde blickten einander an; sie suchten vergeblich eine Widerlegung für Rasinski's Gründe, und doch wurde Ludwig's Seele tief bedrückt von dem Gefühl dieser drohenden Zukunft, in die er seine Freunde und seine hülflose Schwester verwickelt sah.

„Und wären wir jeder siebenmal so weise als die sieben Weisen Griechenlands zusammengenommen“, unterbrach endlich Bernhard die eingetretene Stille, „wir würden keinen bessern Rath aushecken. Rasinski's Rath ist so klar wie der Himmel draußen, dessen Sterne uns recht günstig zum Rückzuge zu leuchten scheinen. Tröste dich, Freund Ludwig; uns umschweben nicht mehr Todesgefahren als andere auch; beim Lichte besehen hält unser Lebensfaden vielleicht noch zu lange und spinnt sich langsamer oder trauriger ab, als wir glauben. Die Schere der Parze kneipt oft auf und zu in der Minute, und wird manchem das vorsichtig gesponnene Garn früher abschneiden als das freilich hinlänglich dünne Haar, an dem uns der Hieber des Damokles über dem Genick hängt. So viel aber weiß ich, daß, bleiben wir hier, wir unter guten Freunden leben oder sterben, worauf es meines Erachtens mehr ankommt, als ob wir etwas mehr Wahrscheinlichkeit für die Apotheke und dagegen etwas weniger für den Sandhaufen aufweisen können. Mach du dir keine Sorge deshalb, Rasinski, du hast größeres Verdienst um uns, als wir dir vergelten werden. Denn der dankbarste Mensch bleibt ein undankbarer Esel, zumal ich. — Gebt die Hände, Freunde, wir wollen froh sein, wenn uns morgen

noch die Sonne bescheint und der Wald einige fahlgrüne Blätter unter den gelben und rothen zeigt, die der Wind als perennirenden Herbstblütenregen herabschüttelt. Mir däucht, die Welt ist noch ganz hübsch, und wer sie noch eine Weile ansehen darf, kann von Glück sagen, gegen die Sechstausend, die da drüben mit verbrannten Knochen in der Asche und dem Schutt von Malo-Jaroslawez liegen."

Damit schüttelte der wackere, kräftige Freund Rasinski und Ludwig die Hand und reichte sie dann auch Jaromir und Boleslaw hinüber. Sein trotzig fröhliches Wesen, womit er die härtesten Schläge des Schicksals verspottete, gab oft seiner ganzen Umgebung ein Gefühl dieser kecken Selbständigkeit, die sich unter kein Joch des Lebens beugt.

Eine Ordonnanz trat ein; sie brachte den Befehl zum Aufbruch, den Rasinski erwartete. „Um drei Uhr!" sprach er. „Also still, in der tiefnächtlichen Stunde!" Er ging zweimal mit untergeschlagenen Armen und zur Erde gehefteten Blicken in dem engen Gemach auf und nieder.

„Laßt jetzt aufzäumen! Es wird bald Zeit sein!"

Jaromir und Boleslaw gingen, das Nöthige bei ihren Leuten anzuordnen, Ludwig und Bernhard hatten wenigstens für sich selbst Vorbereitungen zu treffen. So trennten sich die Freunde. Allein kaum war eine halbe Stunde vergangen, so fanden sie sich wieder beisammen, doch zu Pferde und auf dem Rückmarsche. Auf Rasinski's Stirn lagen düstere Wolken; er sprach nicht, sondern sah sich nur stumm viele mal nach der Gegend um, wo der Schauplatz des letzten Sieges, den das Heer erfochten, in die Schleier der Nacht gehüllt lag. Als die Straße sich um eine einsame steile Höhe bog, ritt er allein hinauf. Auf dem windumrauschten Gipfel hielt er und richtete die Blicke nach der wüsten, von Qualm umzogenen Stätte des Todes, die

nunmehr der äußerste Zielpunkt des ungeheuern Kriegszuges geworden war. Der Rauch der Trümmer mischte sich mit dem der Wachtfeuer, welche die Nachhut hell auflodern ließ, die unter des Marschalls Davoust Befehlen den Feind über den Rückzug des großen Heeres täuschen sollte. Jenseits, am Walde, erkannte man an zahllosen, in düsterrother Glut leuchtenden Flammensternen das Lager des russischen Heeres. Langsam zogen die schwarzen Dampfgewölke über den im Dämmerschein des untergegangenen Mondes matt leuchtenden Himmel; sie schienen sich zu einem schweren Gewitter zu sammeln.

„Also dort!" sprach Rasinski zu sich selbst, „dort soll der Wanderer künftiger Jahrhunderte die Stätte aufsuchen, wo dem unermeßlichen Geiste, der die Könige des Erdballs stürmend aus ihrer alten, versunkenen Ruhe aufjagte, die Grenze seiner Kraft gesteckt war! Soll denn kein Sterblicher ein großes Werk vollenden? Kann denn der Menschengeist nicht einmal diese kleine, ärmliche Erde umfassen, die ihm zur Wohnstätte angewiesen ist, solange er in den Banden seiner irdischen Hülle schmachtet? Sind wir denn so wenig, daß dieser Punkt, dieses Sonnenstäubchen im Weltall, ein unermeßlich ungeheuerer Raum für unsere Kräfte ist? Cyrus fiel an den Grenzen des wilden nordischen Scythenreichs, Kambyses mußte umkehren an den glühenden Pforten Aethiopiens, Alexander an dem fabelhaften Reiche der Indier — und hier sollte die Nachwelt die Marksteine seines Thuns aufrichten dürfen? Hier! Und wer behauptet das? Warum nicht schon an den Pyramiden? Was dort geschah, wiederholt sich hier. Ist denn der Kreislauf der Zeiten schon vollendet? Thorheit, an räumlichen Grenzen zu hangen! Als ob die Welt nicht dort hinaus so weit wäre wie dort! Und dennoch!"

Ein Schauer schüttelte den Einsamen. Der Wind sauste über die Höhen und rauschte durch die Wipfel der alten Fichten, die ihre Zweige über Rasinski's Haupt hinausstreckten. Sein Roß scharrte mit dem Fuße und schüttelte die im Winde fliegenden Mähnen. Düstere Ahnungen, welche die Bilder der Zukunft vor seiner Seele vorüberzuführen schienen, gewannen mehr und mehr Macht über ihn.

„Dennoch!“ seufzte er nach einer stummen Minute, „dennoch ist es wahr, die That des Menschen ist von den engen Schranken des Raumes unsichtbar umgeben; erst wenn er sie erreicht hat, sieht er die unwiderruflichen Grenzen, die keine Macht mehr verrückt, keine Zeit verwischt. Weissagt ihm sein ahnendes Herz nicht, wo er ihnen nahe steht? — Wäre hier der Ort, wo der Strom großer Thaten in das Meer der Unermeßlichkeit ausmünden und ewig spurlos darin verschwinden soll? Oder wendet er nur den Lauf, um sich stolz durch neue Gefilde zu ergießen, neue Felsendämme zu durchbrechen, die sich ihm entgegenthürmen? Wer sagt es uns, wo unser Fuß die geheimen Zeichen des Geschicks berührt, die im bannenden Zauberkreise rings um uns gezogen sind? Oeffnen sich jetzt die Thore eines neuen olympischen Sieg- und Kampfgefildes, oder stehen wir vor den ehernen verriegelten Pforten, mit denen der Allmächtige im Urrath des Schicksals unsere Bahn unwiderruflich zu sperren beschloß? Ist hier die Stelle, wo die endliche Kraft an dem diamantenen Damm der ewigen zersplittern soll?“

„Ja, ja, so ist es. Eine Geisterstimme ruft es mir zu aus diesem nächtlichen Himmel, in dem schauerlichen Sausen des Herbststurms.“

„Also hier! Wirklich hier! Jetzt greift der eiserne Arm des Geschicks in die Schwingen des Gewaltigen nnd lähmt und bricht sie? Und wäre er denn vernichtet? Nein, nim-

mermehr! Ewig fest wird sein Riesendenkmal stehen in den fortbrausenden Wogen der Zeit. Sie wird den Schleier heben von dieser finstern Gegenwart. Wenige Monden oder Jahre — Pulsschläge der Ewigkeit — und das Buch der Verhängnisse liegt aufgeschlagen vor uns. Die kommenden Geschlechter werden es wissen, ob der Glockenschlag dieser nächtlichen Stunde einen Umschwung der Weltgeschicke verkündet! — Und sei es denn! Vertilgen kann keine Ewigkeit die Spuren seines Riesenganges über die Erde! So mag denn hier der Grenzstein seines mächtigen Vollbringens aufgerichtet werden! Die gigantischen Altäre am Ganges, das Schlachtfeld von Cannä, die rauchenden Trümmer an jenen Fichtenhöhen — sie sind gleichbedeutende Hieroglyphen, und noch nach Jahrtausenden wird der Wanderer sie mit schauernder Verehrung lesen."

Diese Gedanken wogten in Rasinski's heldenverwandter Seele! Er fühlte mit unabweisbarer Ahnung, daß ein schweres, düsteres Unheil hereinbrach! Doch mit dieser klaren Entscheidung kehrte seine volle Manneskraft zurück und er richtete Brust und Haupt stolz gegen das Verhängniß auf. Noch einen Blick warf er über das düstere nächtliche Gefilde, wo die Geschichte die neuen Säulen des Hercules aufzupflanzen beschlossen hatte; dann wandte er sein Roß und kehrte mit befestigtem Muthe zu den Seinigen zurück.

Viertes Kapitel.

„Der Nachtwind war rauh! Und welch ein dichter Nebel wieder auf der Erde liegt!" rief Bernhard und schüttelte sich.

„Ich bin durch und durch so kalt wie eine Amphibie.“ Mit diesen Worten sprang er von seinem Lager an dem fast erloschenen Feuer auf und schlug die Arme übereinander, sich zu erwärmen. „Ich glaube wohl, daß wir frieren mußten, wenn hier nichts mehr brennt und glüht als die drei verkohlten Klötze in der Asche! He, Ludwig! Rüttle dich auf; hörst du nicht den Trompeter?“

Ludwig schlug, da der Freund ihn anfaßte, die Augen groß auf und blickte ihn fremd an. „Nun? Kennst du mich nicht?“ fragte ihn Bernhard. „Du siehst ja aus, als wärest du aus einer andern Welt auf diese heruntergefallen!“

„Es ist auch fast so“, erwiderte Ludwig, der aus dem tiefen starren Schlaf, in den ihn, trotz der rauhen Nacht, die Uebermüdung versenkt hatte, wieder zum Bewußtsein zu kommen begann. „In meinen Träumen sah ich andere Bilder als diese um mich her.“

„Mir hat von Mondkälbern, Klapperschlangen, Krokodilen, Kosacken, Hexen und Alraunen geträumt“, antwortete Bernhard. „Da war ich froh, daß der rauhe Wind mich wach schüttelte! Teufel, das ist eine Nacht gewesen! Der feuchte Nebel dringt einem ja bis in das Mark der Knochen hinein und macht es wässerig. Wenn wir nur erst wieder zu Pferde sitzen, wird uns schon besser werden.“

Ludwig hatte sich indessen aufgerafft und suchte gleichfalls die starr gewordenen Glieder durch starke Bewegung zu erwärmen. „Wo ist Rasinski?“ fragte er.

„Er muß mit den andern schon längst auf sein. Ich erwachte erst durch den Trompetenstoß und von der Kälte an meiner linken Seite, wo Jaromir gelegen hat. Es ärgert mich eigentlich; aber sie sind doch des Soldatenlebens gewohnter als wir und tragen die Strapazen leichter. Willst

du dich waschen? Hier ist noch Wasser im Kochgeschirr; du siehst etwas schwarz von Rauch aus, guter Freund. Frisch hinein mit dem Gesicht; es ist kalt, aber es erquickt. Uebrigens brauchst du dir, um frisches Wasser zu haben, nur die Locken auszudrücken; sie hängen voll Nebeltropfen."

Die beiden Freunde machten ihre Bivouaks-Morgentoilette, so gut die Umstände es zuließen, und begaben sich dann zu ihren Pferden, wo schon die meisten ihrer Kameraden sich befanden und sie zum Marsch aufzäumten. Bald saßen sie auf und der Zug ging vorwärts.

Es dämmerte noch kaum, und doch waren sie erst um Mitternacht zur Ruhe gekommen; denn die Märsche wurden, weil man täglich das Nachrücken der russischen Heere befürchtete, mit größter Eile und Anstrengung gemacht.

Man ritt, als es Tag wurde und der Nebel zu fallen anfing, in eine Senkung des Thales hinunter. Rasinski deutete mit dem Finger auf einige noch halb in Nebel, halb in Rauch gehüllte Giebel. „Das ist Mosaisk", sprach er; „jetzt sind wir wieder auf unserm alten Wege. Wenn wir doch hierher mußten, wäre es besser gewesen, wir hätten gleich von Moskau diese Straße genommen. So haben wir acht volle Tage verloren! Nahe an Smolensk könnten wir schon sein."

„Reiten wir durch das Nest?" fragte Bernhard.

„Nein", erwiderte Rasinski; „wir nehmen unsern Weg hier links durch den Bach, denn dort unten stopft sich wieder alles. Es ist ein großer Vortheil für uns, daß wir in unserm Marsch nicht so bestimmten Befehlen folgen dürfen als die übrigen. Aber leider fängt schon jeder an, nur seine eigenen Vortheile wahrzunehmen; es wäre besser, man hielte strengere Ordnung. Doch ich fürchte, es wird nicht lange mehr möglich sein. Seht ihr, wie dort drüben die Artillerie

schon die Anhöhe hinaufmarschirt? Die Kanonen bleiben fast stecken in den tiefen Wegen und haben doch schon die doppelte Zahl von Pferden vorgelegt."

„Ich glaube, wir bekommen Frost", bemerkte Ludwig; „die Luft wird so klar."

„Das wäre so übel nicht", meinte Bernhard, „denn in dem zähen Koth marschirt sich's verteufelt schlecht."

„Wünscht euch den Winter nicht herbei, er wird uns zeitig genug ereilen!" erwiderte Rasinski ernst. „Jetzt ist unser Marsch mühselig, aber doch zu ertragen. In Rußland bleibt der Winter nicht an den Grenzen des Herbstes oder Frühlings stehen, sondern herrscht bald in seiner Kraft und Strenge; darum hütet euch, ihn heraufzubeschwören."

„Ich glaube, er kommt ohne uns", meinte Bernhard, „denn der Wind bläst uns aus Nordost in den Nacken, was freulich besser ist als gestern, wo er uns den feuchten Staubregen ins Gesicht jagte; aber ich wittere so etwas wie Schnee in der Luft."

Unter diesen Gesprächen waren sie, von der Hauptstraße abbiegend, gegen den Bach im Thale hinuntergekommen und durchritten ihn an einer seichten Stelle. Jenseits schlossen sie sich an die Artillerie an, welche, die Spitze des Zuges bildend, schon eine starke Strecke voraus war. Sie erreichten die Hochebene, auf der sich der Weg fortzieht.

„Tausend, hier bläst der Wind schärfer", rief Bernhard; „er dreht sich immermehr nach Nordost."

Rasinski blickte mit seinem aufmerksamen Feldherrnauge über die Ebene hin. Sie bot fast gar keine Abwechselung dar, sondern dehnte sich in ungemessener Weite nach allen Seiten aus; kaum daß einige Hügel sich in leichter Krümmung über die reine Kreislinie des Horizonts erhoben. Nichts unterbrach das todte, trostlose Grau dieser Landschaft als die

langen schwarzen Linien der Fichtenwälder, die sich am äußersten Rande der Fläche unter blauschwarzem Nebelgewölk entlang zogen. Selbst die unabsehbaren Reihen der Wagen und Kanonen und der sich geräuschvoll abarbeitenden Pferde und Artilleristen belebten die Oede nicht, sondern machten sie nur auffallender durch den Gegensatz.

Die Sonne hatte einen Augenblick geleuchtet; doch schon bezog sich der Himmel wieder mit trübem Gewölke.

„Heut scheint der Winter doch noch nicht Ernst zu machen", sprach Ludwig nach einiger Zeit, „so rauh der Wind ist, und obgleich wir hier oben schon Spuren des Frostes sehen. Das reine Blau des Himmels ist schon fast ganz wieder verschwunden."

„So, wie so? Durchs Paradies geht unser Marsch einmal nicht", antwortete Bernhard.

Man marschirte einige Stunden vorwärts fast ohne zu sprechen; denn theils riß der Faden der Unterhaltung in dem täglichen, fast ungetrennten Beisammensein doch bisweilen ab, theils boten die Ereignisse wie die Gegenstände ringsumher nur zu unerfreulichen Bemerkungen Gelegenheit dar, die jeder lieber im stillen machte. Einige Infanteriecolonnen hatten nach und nach die wegen der Erschöpfung der Pferde langsam vorrückende Cavalerie und Artillerie eingeholt; die Infanterie marschirte dagegen, um sich zu erwärmen, und weil der Marsch überhaupt beschleunigt wurde, rascher als gewöhnlich. Man sah seltsame Trachten unter diesen Leuten. Von der Strenge einer Uniformirung war nichts mehr zu entdecken; jeder schützte sich so gut er konnte gegen Wind und Wetter. Vielen war es anzusehen, daß sie schon anfingen, die Beschwerden des Marsches mit Mühe zu ertragen.

Als Rasinski seinen aufmerksamen Blick über diese Leute

hinlaufen ließ und aus ihrer Haltung Muthmaßungen für die Lage der Dinge im ganzen zu schöpfen suchte, bemerkte er einen Reiter darunter. Es schien ein höherer Offizier zu sein. Beide erkannten einander gleichzeitig; es war Regnard.

„Aha, Rasinski, seid Ihr's", sprach er, indem er heranritt und ihm die Hand entgegenstreckte; „wie geht's Euch?"

„Gut genug!" erwiderte dieser, der es sich zum Grundsatz gemacht hatte, immer den besten Muth zu zeigen, wo ihn seine Leute sehen oder hören konnten.

„Ihr seid genügsam; mir ist's schon besser gegangen. Ich habe ein entzündetes Auge; seit dem Brande von Moskau plage ich mich damit, und diese feuchten Herbstnächte hier haben das Uebel nur noch schlimmer gemacht."

„Es wird keine Gefahr haben; dergleichen geht mit der Veranlassung vorüber."

„Zuweilen, ja; ungefähr wie der Hunger; dauert die Veranlassung aber etwas zu lange, so kommt die Heilung zu spät. Es könnte leicht sein, daß es mir ebenso ginge. Ich frage den Teufel danach", fuhr er nach einigen Augenblicken fort; „man sieht hier mit einem Auge schon zu viel."

„Wie so?"

„Seid Ihr nicht durch Mosaisk gekommen?"

„Nein! ich nahm mit meinen Leuten einen Seitenweg."

„Ihr habt nichts verloren! Das ganze Nest ist noch ein Lazareth. Dreitausend Verwundete liegen darin und werden wol liegen bleiben. Mich schaudert, wenn ich an den Anblick denke. Seit sieben Wochen fristen sie ihr Leben unter Jammer und Qual! Sie sind halb verhungert, halb erfroren, denn die meisten liegen auf faulem Stroh, oft ohne Decken! Kaum daß man ihnen den alten Mantel gelassen hat. Ihre Wunden sind mit Werg gestopft, zumeist brandig und fressen am Knochen"

„Sprecht leiser“, sprach Rasinski, „solche Schilderungen entmuthigen die Leute.“

„Was braucht's der Schilderung? Sie haben das Elend selbst gesehen! Als wir durchmarschirten, streckten die, die sich noch rühren konnten, uns die Hände flehend aus den Fenstern entgegen und riefen: «Nehmt uns mit, laßt uns nicht hier umkommen!» Denn das Gerücht, daß wir zurückmarschiren, hatte sich wie ein Lauffeuer unter sie verbreitet. Bisher fristeten sie sich doch mit der Hoffnung in ihrem Elende; jetzt kommt die Verzweiflung zu dem Jammer. Sie heulten und wehklagten laut; einige verfluchten Himmel und Erde! Ein Dragoner — ich erkannte ihn am Mantel — dem beide Füße abgenommen waren, hatte sich mit den schlecht verbundenen Stumpfen bis an die Schwelle der Hütte, in der er lag, geschleppt, und das blasse Jammerbild winselte mir mit aufgehobenen Händen entgegen. Da kam der Kaiser vorbei; der Elende rief: «Sire, ich habe in Aegypten gedient, laß mich nicht hier verschmachten! Nach Frankreich, nach Frankreich — mein alter Vater!» Da versagte ihm die Stimme; der Kaiser befahl, ihn auf seinen eigenen Wagen zu legen und Sorge für ihn zu tragen. Ich selbst griff mit an, um ihn aufzuheben, aber noch ehe wir ihn hinaufschaffen konnten, hatte er schon den letzten Athemzug ausgehaucht.“

„Wohl ihm!“

„Freilich! Doch denkt Euch den Jammer und die Angst der Zurückbleibenden, wenn ein Sterbender, Elender diese Zukunft so gräßlich sieht, daß die Hoffnung, ihr zu entfliehen, ihm noch im letzten Augenblicke solche Kräfte leiht!“

„Und müssen sie denn zurückbleiben?“ fragte Rasinski mit innerm Schauder.

„Könnt Ihr sie fortschaffen, und können sie den Marsch

aushalten? Der Kaiser hat befohlen, daß jeder Bagage- oder Vorrathswagen einen Mann aufnehmen soll; die, welche noch zu retten sind, will man zu retten versuchen. Die andern bleiben der Großmuth des Feindes überlassen."

„Großmuth!" rief Rasinski bitter.

„Sie können von Glück sagen", fuhr Regnard fort, indem er sich das Tuch über dem entzündeten Auge zurecht legte, „wenn sie dem Feinde nur bald in die Hände fallen. Bleibt er lange aus, so verhungert und verschmachtet, was zurückbleibt, auf die elendeste Weise; denn es sind ja lauter Leute, die sich nicht vom Lager rühren können. Aber was das wieder für ein Nebel ist!"

In der That hatten sich die Dünste wieder feucht und kalt rings auf den Feldern gelagert, sodaß man kaum hundert Schritte vor sich sehen konnte. Mit jedem Augenblicke schienen sie sich zu verdichten; bald war der Gesichtskreis auf die allernächsten Gegenstände beschränkt.

„Einen solchen Nebel habe ich kaum noch erlebt", sprach Bernhard, „selbst in Schottland nicht; man sieht ja das zweite Kanon nicht mehr deutlich. Er kann aber nicht hoch sein, denn die Sonne über uns läßt sich doch noch als ein hellrother Mond erkennen."

Ein kalter Windstoß fuhr durch die in Kreisen langsam wirbelnden Dunstgebilde und jagte sie in grauen, langgedehnten Streifen über Feld.

„Der Wind hat sich auch wieder gedreht; er ist Nordwest geworden", sprach Ludwig, der aufmerksam den Zug des Nebels verfolgte.

Die Reiter hüllten sich dichter in ihre Mäntel und ritten stumm nebeneinander hin; vorn Rasinski mit Regnard, dicht hinter ihnen Jaromir, Boleslaw, Ludwig, Bernhard.

Es war ein seltsam schauerlicher Augenblick; tiefes

Schweigen ringsumher; nur das dumpfe Gerassel der Kanonen war entfernter zu hören, da der Nebel den Schall dämpfte und die Reiter gegen hundert Schritte auf der Seite des Weges ritten, um die Pferde nicht so tief in den ausgefahrenen Morast treten zu lassen. Einige kleine Unebenheiten des Bodens hatten Ludwig zufällig um kaum zwanzig bis dreißig Schritte rechts von den Freunden abgeführt. Plötzlich stolperte sein Pferd; er riß es am Zügel auf und beugte sich über, um den Gegenstand, über den es gefallen war, und den er, achtlos vor sich hinreitend, zuvor nicht wahrgenommen hatte, zu sehen. Es war ein halbverwester, halbnackter Leichnam; das von der Fäulniß und den Vögeln des Himmels in ein ekles Gemisch von Blut und Eiter verwandelte Antlitz starrte ihn gräßlich an. Ein unwillkürlicher Ausruf des Schreckens entfuhr ihm; sein Schauder mehrte sich, als er umherblickte und ganz nahe noch mehrere Leichen, schon halb Gerippe, in den tiefen Furchen des Ackers liegen sah.

„Was gibt's?" fragte Bernhard, als er den Ruf hörte.

„Seht nur um euch!" rief Ludwig grausend.

Alle waren in dem eintönigen Grau des Nebels hingeritten, ohne auf den Weg und Boden zu achten. Ein stärkerer Windstoß jagte in diesem Augenblick die Dünste etwas auseinander und verstattete einen Ueberblick von einigen hundert Schritten.

„Wir sind hier auf dem Schlachtfelde!" rief Rasinski, und ein wunderbares Gemisch von Grauen, Ehrfurcht und mächtigen Erinnerungen ergriff ihn.

„Wahrhaftig! Ich hätte nicht geglaubt, daß wir schon so nahe wären", stimmte Regnard ein und sah umher.

Mit schauerlicher Spannung ließen alle ihre Blicke über das öde, grausenvoll schweigende Feld des Todes hinschweifen, das

sieben Wochen zuvor noch von dem unermeßlichen Getümmel des Völkerkampfes und dem tausendfachen Donner der Feuerschlünde erscholl. Wie in der Dämmerung das Auge anfangs nur einige Sterne und dann mit jeder Secunde mehr erblickt, sodaß es sich bald in die Unermeßlichkeit vertieft, so vervielfältigten sich dem Blick hier auf entsetzliche Weise die Leichname und andere Zeichen der Zerstörung, die man rings entdeckte. Indem der Nebel, vom Winde über die Steppe gejagt, sich gleichsam hinwegwälzte, schien er gleichsam den Vorhang von dem schaudervollen Gemälde zu ziehen. Allen versetzte sich der Athem in der Brust, als sich das gräßliche Chaos allmählich vor ihren Blicken entwirrte. Zuerst hatte man nur die nächsten Leichname, an die der Huf des Rosses stieß, erblickt; doch wie der Blick weiter schweifte, stieg die Anzahl schnell ins Unendliche; denn man erkannte bald, daß jede schwärzliche Erhöhung, die das Auge entdeckte, nicht ein Stein, ein Baumstamm oder Erdhaufen, sondern ein menschlicher Körper oder eine zusammengeschichtete Masse derselben war. Mit jedem Schritte weiter in diese nur mit Leichen bevölkerte Wüste wurde das Bild der Zerstörung gräßlicher und erschütternder. Der Wind trieb einen giftigen Pesthauch heran, der sogar die Pferde so anwiderte, daß sie, scheu zurückbebend, dem Reiter nicht gehorchen wollten, und nur mit sträubenden Mähnen und emporgerichteten Nüstern, als suchten sie reinere Luft zu athmen, dem Sporn gehorchten und vorwärts schritten. Jetzt sah man einzelne Erhöhungen, wie Hünengräber, wo große Leichenhaufen gethürmt und so leicht mit Erde bedeckt waren, daß Sturm und Regen die Hülle schon fast weggespült hatten. Aus dem grausen Gemisch der übereinander geschichteten Leichname ragten einzelne, die Gebeine zur Hälfte mit verwesendem Fleisch bedeckt, zur andern Hälfte nackt

und weiß schimmernd, in schauderhaften Stellungen hervor. Dem war das Haupt, mit struppig blutigem Haar bedeckt, auf den Boden gesunken, und die Schenkel ragten unnatürlich aufwärts; ein anderer streckte einen Arm hoch hinaus, als habe er noch Leben und suche sich aus dem modernden Grabe heraufzuarbeiten. Einzelne Glieder, von den Raubvögeln und Wölfen halb abgenagt, lagen umhergestreut. Grinsende Schädel mit leeren Augenhöhlen oder wüst umherhängendem, blutigem Haar starrten entsetzlich von dem Boden empor. Zwischen diesen grausenden Ueberresten waren die kriegerischen Denkzeichen der Schlacht zerstreut; ihr Anblick belebte die erstarrende Brust wenigstens durch die Erinnerung an den großartigen Kampf, der hier getobt hatte. Zerschmetterte Laffetten, Räder, Trommeln, rostende Kugeln, die Trümmer zersplitterter Gewehre und Säbel, glänzende Helme und Harnische der Dragoner waren rings durch das Blachfeld zerstreut; die Stellen, wo die Cavalerie und Artillerie gefochten hatte, erkannte man im Augenblicke; sie waren mit bleich schimmernden Pferdegerippen, die noch im verdorrten Fleische steckten, aber weiß hervorglänzten, wo die Raben und Füchse sie abgenagt hatten, weithin bedeckt. Die Nebel rollten in langen Streifen über das Feld und enthüllten bald, bald verhüllten sie das Gefilde des Entsetzens. Doch verzogen sie sich mit jeder Secunde mehr und mehr, und bald konnte man die Blicke ungehindert so weit senden, als die grausenhaften Zeichen der Verwüstung und des Todes zu erkennen waren.

„Dort! Seht ihr dort den Hügel?“ rief Rasinski und deutete mit dem Finger auf eine unförmliche Masse, die eben aus dem Nebel hervorzuquellen schien. „Das ist jene furchtbare Redoute, wo wir so viele der Unserigen ließen. Jetzt erst finde ich mich wieder auf diesen Feldern des Ruhms

und des Schreckens, wo dreißigtausend unserer Kameraden ihr Blut vergossen!"

Sie ritten näher hinüber, um noch einmal die Stätte zu betreten, die sie mit so gewaltigen Erinnerungen erfüllen mußte. Niemand sprach, jeder trug das schweigende Grausen in der Brust. Wie viel entsetzenvoller war das Schlachtfeld jetzt als damals, wo der brüllende Donner das Ohr betäubte, der ganze Himmel in Dampf und Blitz gehüllt schien und das brausende Gespann des Todes zerschmetternd über die Gefallenen dahinrollte; denn damals zeigte es das schreckende Antlitz eines zürnenden Giganten, jetzt das schaudererregende eines verwesenden.

Als Rasinski und seine Freunde — denn das Regiment verfolgte die große Straße — näher an die Redoute kamen, vermochten die Pferde kaum zu treten vor den Leichnamen und Kugeln, die hier den Boden bedeckten.

„Was mag das dort oben auf der Brustwehr sein?" fragte Rasinski, als man bis etwa auf fünfhundert Schritte an die Schanze heran war.

„Ich kann's nicht erkennen", antwortete Regnard; „es gleicht einer durchbrochenen Pyramide."

„Vielleicht aufgeschichtetes Holz", meinte Ludwig.

„Wie sollte das dahin kommen?" entgegnete Bernhard, den Kopf schüttelnd. „Eine seltsame Form, wahrhaftig, die einen Maler in Verlegenheit setzen könnte!"

Sie ritten näher; die Sonne brach jetzt mit kräftigem Strahl durch das Gewölk und schlug die schwebenden Dünste nieder. Plötzlich beleuchtete sie die Redoute mit hellem Glanz, während ringsumher alles noch in düsterm Grau lag.

„Es sind Gerippe!" rief Rasinski, der bei weitem das schärfste Auge hatte. „Seht ihr, wie die vom Sturm und Regen gebleichten Gebeine schimmern?"

Mit grausendem Staunen sprengten die Reiter rascher heran. Es war, wie Rasinski es gesagt hatte. Von den im Innern der Schanze aufgehäuften Leichen ragten einige hoch über den Wall empor. Ein schauderhaft spielender Zufall hatte sie mit dem Rücken gegeneinander, in halb aufrechte Stellung gebracht. Der Luft, dem Regen, dem Sturm und den Raubthieren am meisten preisgegeben, waren die Knochen fast ganz vom Fleisch entblößt, und die scheußlichen Skelete schienen nun, auf dem Leichenthrone sitzend, mit grinsendem Triumph die Wüste der Verwesung ringsumher als ihr grausenvolles Reich zu überschauen.

Bei diesem Anblick überschlich selbst den kaltblütigen Regnard ein unheimliches, gespenstisches Grausen. Er zog die Augenbrauen finster zusammen und schüttelte sich, wie wenn ein Fieberfrost ihm durch das Mark schauerte. „Also das ist Caulaincourt's Mausoleum?“ sprach er endlich, da alle übrigen im starren Entsetzen schwiegen. „Kommt, laßt uns weiter reiten!“

Er wandte sein Pferd.

Rasinski war wie an den Boden gefesselt; sein Auge hing unverwandt an dem Leichenhügel. „Und das alles umsonst!“ sprach er endlich, aus tiefster Brust Athem holend. „Und wir hätten also die Schlacht doch verloren!“

„Verloren?“ sagte Bernhard halblaut.

„Ja, ja, verloren! Es war ein Scheinsieg, ein heuchlerisches Trugbild des blutigen Triumphs! Darum kam an jenem düstern Abende keine Freude in unser Herz! O, ihr habt nie gesiegt; ihr wißt nicht, was ein Sieg heißt! Das fühlt sich anders in der Brust. Heute erst räumen wir das Schlachtfeld! Heute, nach sieben Wochen, entscheidet sich's, wer die Schlacht verlor! Nun denn“, sprach er, sich königlich in die Brust werfend, indem er mit der erhobenen

Rechten nach den Gerippen deutete, „diese Leichenberge mögen wenigstens zeugen, daß Tapfere hier gefochten haben! Den Ruhm dieses Tages soll uns keine Macht des Weltalls rauben! Denn der Ruhm ist wahr; aber das Glück ist falsch!“

Ein edles Feuer flammte, da er diese Worte sprach, aus seinen dunkeln Augen; er warf das Haupt trotzig zurück und sprengte, ohne Theilnahme noch Zustimmung von seinen Gefährten zu erwarten, an ihnen vorbei, über die vermodernden Leichen dahin. Die Freunde merkten, daß er sich absondern wolle, und folgten ihm langsam nur von weitem.

„Wahrlich, er sollte ein König sein!“ rief Bernhard begeistert zu Ludwig; „hast du seinen Heldenblick gesehen? Wie er jetzt die Rechte ausstreckte, war mir, als vermöge er diesen Todten zu gebieten, sich aufzurichten und aufs neue die Waffen zu ergreifen.“

„Er ist ein Held im größten Sinne des Worts“, sprach Ludwig; „denn mit der mächtig beherrschenden Kraft vereint er die großmüthige Milde, die ihm jedes Herz unterwirft. Er darf alles fordern und bittet um alles!“

„So ist's!“ rief Jaromir lebhaft; es war seine erste rasche, jugendliche Aufwallung seit jenem Unglückstage.

„O, ihr solltet ihn in bessern Zeiten gekannt haben“, sprach Boleslaw; „aber schon seit wir Deutschland verließen, ist er nicht mehr, der er war. Er muß tiefen Gram in der Brust tragen, oder das Unheil, das er jetzt fürchtet, geahnt haben.“

So hatte das männliche Emporrichten Rasinski's plötzlich die schaudervollen Eindrücke des Schlachtfeldes verscheucht und erhebendern Empfindungen Raum gegeben.

Regnard hatte sich zu Rasinski gesellt; beide erwarteten jetzt die übrigen. Um den Colonnen wieder nachzukommen,

setzten sie ihren Weg in beschleunigtem Schritte fort. Noch immer ging es über Leichen und Trümmer dahin. Ein tiefer Hohlweg kreuzte jetzt das Feld; derselbe, in dem sie damals am Abend nach der Schlacht auf den Lagerplatz zurückritten und den sie am nächsten Tage voll derjenigen fanden, die verwundet und verschmachtend hier Schutz gegen die rauhesten Angriffe des Nachtfrostes gesucht hatten.

Auch hier lagen Gerippe und Leichname von Pferden und Menschen.

Plötzlich traf ein wimmernder Laut ihr Ohr. Alle stutzten und horchten auf; ein Grausen drang bei dem Gedanken in ihre Brust, daß noch ein vereinzeltes Leben unter der allgemeinen Verwesung verborgen sein könnte. Man sah sich rings um, doch ohne zu entdecken, woher die wehklagende Stimme kam.

„Es muß dort aus der einspringenden Höhlung hinter uns sein!“ rief Rasinski, warf das Pferd rasch herum und sprengte ebenso schnell in eine kleine, mit welkem Buschwerk halb verwachsene Schlucht, an deren Mündung die Reiter soeben vorübergekommen waren.

„Heiliger Gott!“ ertönte gleich darauf sein Ruf, indem er sich mit äußerster Hast vom Pferde warf. Die andern erkannten die Ursache nicht sogleich; doch Lippen und Wangen erbleichten ihnen, als sie jetzt einen Menschen in dem Bauche eines aufgeschlitzten Pferdes entdeckten, der aus dem grausen Lager seine Hände hülfeflehend dem herbeieilenden Rasinski entgegenstreckte.

„Blendwerk der Hölle!“ rief dieser und drückte sich beide Hände vors Gesicht — „es ist Petrowski!“

Vom Entsetzen wie zermalmt bebten Ludwig, Bernhard, Boleslaw und Jaromir zusammen, als sie dieses Wort hörten und jetzt den unglückseligen Greis erkannten. Jaromir war der

erste vom Pferde, um Rasinski bei dem Werke der Rettung Hülfe zu leisten. Dieser stand vor dem Elenden und hielt beide Hände desselben krampfhaft in den seinigen; er hatte das Gesicht von dem Sterbenden abwärts zu Jaromir gewendet. In seinen Zügen war eine krampfhafte Gewalt zu erkennen, den ungeheuern Schmerz nicht Herr über sich werden zu lassen; doch er mußte unterliegen. Tropfen des Angstschweißes standen auf der Stirn des Helden, große Thränen rollten über seine Wangen; er vermochte kein Wort zu sprechen. Die entsetzenvolle Plötzlichkeit dieser Begegniß hatte selbst ihm die Fassung geraubt.

„Du noch unter den Lebenden, alter, treuer Kamerad?" rief er endlich und lüftete dadurch die bedrängte Brust — „und ich suchte dich vergeblich unter den Todten!"

Der Greis, von Elend und Jammer abgezehrt, hatte doch noch eine Thräne bei dieser letzten Freude.

„Gott im Himmel! — Dank! —" waren die einzigen Worte, die er mit brechender Stimme zu stammeln vermochte. Die Angst seiner Qual hatte ihm noch die Kraft zum Hülferuf gelassen; die namenlose Freude raubte ihm jetzt Sprache und Besinnung.

„Gott, Gott, bist du denn allwissend!" rief Rasinski. „Im schauderhaften Arme der Verwesung und des Todes lag dieser Lebende; seine Speise, was der hungerige Wolf, was der krächzende Rabe verschmäht; jeder Augenblick eine Hölle — und funfzigmal ging deine Sonne überhin und sah den Jammer, und du sandtest ihm keine Rettung!"

Jaromir, Bernhard, Ludwig und Boleslaw waren herangeeilt und wollten den Versuch machen, den Unglücklichen aus seiner pestaushauchenden Lagerstatt emporzuheben. Doch schon starrte sein in die Höhle zurückgesunkenes Auge sie gebrochen und bewußtlos an; ein Lächeln schwebte über die vom

unbegrenzten Elende tief eingefurchten Züge, er athmete noch einmal auf — dann sank ihm das Haupt auf die Brust, und die Seele war entflohen.

Rasinski ließ die Hände des Todten nicht los; sein thränendunkler Blick heftete sich auf die erblaßten Züge, die selbst im Kampf der Qual und des Todes den kriegerischen Adel bewahrt hatten. „Seht diese schöne Stirn voll Narben, geschmückt mit silberner Locke? O, das war ein treues Soldatenherz! Und so fürchterlich zu enden!"

„Nein, er endete schön", sprach Ludwig, dessen Seele sich mächtig zu dem Allgütigen erhob, der dem Gefolterten in der Stunde des Todes die liebsten Freunde wie durch ein Wunder in seine grauenvolle Einsamkeit sandte; „er starb schön! Sieh nur, wie seine Züge sich verklärt haben!"

Jaromir schwang sich plötzlich zu Pferde und sprengte rasch den Weg, den sie gekommen waren, zurück; man wußte nicht, was er beabsichtigte. „Wartet hier zwei Minuten", rief er, „ich bin gleich zurück."

Still umstanden die Freunde den Gestorbenen. „Gebt mir eine Schere", bat Rasinski, „ich will mir eine Locke zum Angedenken von seinem Haupte mitnehmen."

Bernhard reichte ihm aus seiner Brieftasche, was er verlangte. „Gönnst du mir zehn Minuten", sprach er, „so zeichne ich den Kopf hier in meine Schreibtafel. Diese Züge fehle ich nicht."

„Das Blatt soll mir heilig sein", antwortete Rasinski und dankte dem Freunde durch einen Händedruck.

Während Bernhard zeichnete, kehrte Jaromir zurück. Er hatte zwei Spaten quer über dem Sattelknopf liegen. „Wir müssen unsern Kameraden begraben!" rief er von weitem; „es ist Gottes Geheiß, der uns in seiner Todesstunde zu ihm geschickt hat."

„Woher hast du die Spaten?" fragte Rasinski verwundert; „gewiß hätte ich gleich an ein Begräbniß gedacht, wenn ich die Möglichkeit gesehen hätte, es zu veranstalten. Du bringst meiner Seele den schönsten Trost!"

„Ein Zufall ließ mich die Werkzeuge entdecken. Vorhin, als wir von der Redoute herunterkamen, sah ich in einer Vertiefung zwei zerschmetterte russische Laffetten liegen, an denen ich noch Haue und Spaten bemerkte. Das fiel mir jetzt ein, und da ich mir den Ort gemerkt hatte, eilte ich sie zu holen."

„Gib her", rief Rasinski und ergriff den einen Spaten. „Hier unter der jungen Fichte, die vielleicht einst ein Greis unter den Bäumen wird, wie der Todte einer unter den Helden, laßt uns ihn begraben!" Zugleich stach er selbst die erste Schaufel aus; Jaromir arbeitete rüstig mit. Eine Erdspalte, die nur etwas erweitert werden durfte, sollte das letzte Lager des alten Kriegers werden. Boleslaw und Ludwig hielten des Todten Haupt leicht empor, damit Bernhard zeichnen konnte. Eine Viertelstunde wurde diesem heiligen Liebesdienst gewidmet. Regnard blieb stummer, erschütterter Zeuge; er hielt es für eine Ehrenpflicht, dem Begräbniß eines so ergrauten Kameraden seine Gegenwart nicht zu verweigern.

„Ich bin fertig", sprach Bernhard und reichte Rasinski das mit charakteristischen, festen Strichen entworfene Bild des Todten dar.

„Wir sind es auch!" sprach dieser und nahm das Blatt. „Vortrefflich!" rief er, indem er es betrachtete. „Es ist ganz der alte, treue Kamerad; es ist seine ehrwürdige Stirn, seine mild im Tode lächelnde Lippe. Ich danke dir ein Kleinod, Bernhard!" Er drückte ihm bewegt die Hand. „Jetzt entnehmt ihn seinem schaudervollen Bette und legt ihn

in die letzte, kühle, stille Wohnstätte. Du wirst einsam ruhen, alter Freund! Aber der Wolf soll doch deine Gruft nicht aufwühlen, der Rabe nicht dein treues Auge seinen Jungen zur Speise ins Nest tragen."

Der Leichnam wurde hinabgesenkt; bald bedeckte ihn die kalte Erde.

„Ruhe wohl", sprach Rasinski und streckte den Arm segnend über die Gruft aus. „Der Wille des Allmächtigen sandte dir ein Maß der Qual, das die menschliche Brust nicht zu fassen vermag, vor der die eisernen Nerven eines Helden erbeben. Doch seine Gnade ist reicher als seine Strenge; dir wird vergolten werden. Du ruhest hier einsam, denn keiner deiner Brüder schläft neben dir, und fern ist die Heimat der Deinen. Aber am Tage der Auferstehung werden dreißigtausend Helden um dich her erwachen und du wirst mit ihnen im Triumph einziehen in die Pforten des Jenseits. Dein Grab können wir nicht schmücken! Der nächste Frühling muß es thun! Fluch der Axt, die diese junge Fichte berührt, welche uns noch in späten Jahren deine heilige Ruhestätte bezeichnen kann; doch Segen über den, der dieser Gruft ein Liebeszeichen weiht!" Hier verstummte er.

Bernhard rief: „Laßt uns dort den Stein auf die Gruft wälzen!" Wenige Schritte davon lag ein ansehnlicher Granit, der fast die Form eines Würfels hatte. Die kräftigen Jünglinge packten den schweren Block an und wälzten ihn glücklich bis auf die Grabstätte. Dann brachen sie grüne Zweige von der Fichte ab, steckten sie in die frisch aufgeworfene Erde, und Bernhard kratzte mit seinem Messer ein P in den Stein.

„Jetzt die letzten kriegerischen Ehren", sprach Boleslaw und holte seine Pistolen aus der Halfter; die andern thaten ein Gleiches. Rasinski trat zum Commando vor. Er zog

den Säbel und commandirte mit heiligem Ernst: „Schlagt hoch an! Feuer!“

Die Schüsse fielen, die Rauchsäule stieg gerade empor und glänzte in einem flüchtigen Blick, den die Sonne durch das Gewölk warf. Doch von dem Knall aufgejagt, flatterten ringsum Scharen von Raben auf und flüchteten mit rauschendem Flügelschlag.

Dreimal wurde dem Bestatteten der kriegerische Ehrengruß gebracht, dem auch Regnard sich nicht entzog.

Dann setzten sie sich auf und ritten eilig, schweigend, zu den Ihrigen zurück, die sie an der Grenze der Feldmarken einholten, welche die Geschichte bis für die Söhne ferner Jahrtausende mit erschütternder Denkwürdigkeit bezeichnet hat.

Fünftes Kapitel.

Nach zwei mühseligen Tagen erreichte das Heer Wiazma; hier ließ der Kaiser einen Rasttag halten, um die Nachhut, welche der Marschall Davoust führte, zu erwarten.

Schon waren die Kräfte der Truppen aufs äußerste angestrengt; viele, durch Krankheit oder Wunden geschwächt, blieben zurück; selbst der festeste Wille vermochte nicht, die versagenden Kräfte des Körpers zu ersetzen.

Rasinski war glücklich genug gewesen, noch keinen von den Seinigen zu verlieren; dies dankte er theils seiner frühzeitigen Sorge für ihre wärmere, festere Bekleidung, theils der unermüdeten Thätigkeit, mit der er noch jetzt fortwährend den Bedürfnissen, soviel es möglich war, zuvor-

zukommen suchte. Vornehmlich hatte er durch das Beispiel muthiger Zuversicht den Geist der Ordnung, der Ehre und des Vertrauens zu erhalten gewußt, der in so bedrängenden Zeiten die sicherste Rettung, den wirksamsten Schutz gegen das hereinbrechende Verderben gewährt. Der Soldat ist ganz überwältigt und verloren, wenn er es nur einen Augenblick aufgibt, den grimmigen Feinden: der Noth, der Kälte, der übermäßigen Anstrengung, Trotz zu bieten. So hielt Rasinski jetzt auf strengere Ordnung im Marsch; er gestattete durchaus kein Vereinzeln, kein Zurückbleiben, kein Vernachlässigen der Pferde, der Kleidungsstücke und Waffen. Er wußte den Reitern begreiflich zu machen, daß der kleine Mangel, dem sie noch, wenngleich mit einiger Unbehaglichkeit, abhelfen konnten, in wenigen Tagen durch Vernachlässigung zu einem unersetzlichen Schaden geworden war. Seine Offiziere sowie Ludwig und Bernhard schlossen sich ihm durch gleiches, sorgliches Aufmerken und eigenes Beispiel wirksam an.

In Wiazma war es Rasinski gelungen, noch ein leidliches Unterkommen für Pferde und Leute zu finden. Drei halb stehen gebliebene Mauern einer großen Scheune, die noch eine Bedachung hatte, dienten den Rossen zum Stalle; da sie aber alle nicht Raum hatten, so mußten sie von acht zu acht Stunden wechseln. Es war Stroh genug herbeigeschafft worden, daß alle lagern konnten; allein die Fütterung fiel freilich mager genug aus. Doch schon die Ruhe in dem wärmern Bezirke der bedeckten Mauern that den Thieren wohl. Für sich und seine Leute hatte Rasinski ein Häuschen in Beschlag genommen, das kaum dreißig Menschen fassen zu können schien. Doch durch genaue Vertheilung auf dem engen Flur-, Stuben- und Bodenraume, wobei man jedes Plätzchen achtete, war es dennoch möglich

geworden, sechzig Mann, freilich eng genug, zu lagern. Durch eine Abwechselung von acht zu acht Stunden, während welcher die einen schliefen, die andern die Pferde, die Wachtfeuer, das Kochen besorgten, gelang es dem vorsorgenden Führer, die Leute völlig ausruhen und auswärmen zu lassen, sodaß sie, als der Marsch fortgesetzt werden sollte, mit in der That durchaus frischen Kräften an die beschwerliche Reise gehen konnten.

Vor Tagesanbruch setzten die Colonnen sich in Bewegung. Der Weg führte zwischen langen Fichtenwäldern dahin; die todte Einförmigkeit schien die ungeheuere Weite, in der sich die Krieger von der heimatlichen Gegend fühlten, noch zu vermehren. Auch die Länge der schon so beschwerlichen Tagemärsche wuchs dadurch. Rasinski erhielt den Auftrag, mit seinen Leuten den Schluß des Zuges zu bilden, um die Zurückbleibenden heranzutreiben; denn seit den letzten zwei Tagemärschen hatten sich schon so viele Nachzügler gefunden, die sich auf die späterhin folgenden Corps verließen und, bis diese herankämen, einige Ruhetage zu erhaschen glaubten, daß man dieser Unordnung auf alle Weise steuern mußte. Er ritt daher hinter der langen Reihe von Wagen, die theils noch Bagage, theils Lebensmittel und Verwundete fortführten. Die überflüssigen Munitionswagen und manche andere, die den Zug belästigten, hatte man bereits verbrannt und die Pferde vor die Kanonen gespannt. Denn obgleich das Wetter hell blieb, so glatteiste es doch jede Nacht, und alsdann konnte man mit den schlecht beschlagenen, ungeschärften Pferden selbst gelinde Abhänge kaum hinankommen, sodaß die Artilleristen sich selbst mit vorspannten, um die ihnen anvertrauten Waffen, an die sie ihre Ehre setzten wie die Regimenter an ihre Adler, nicht zurücklassen zu müssen. Mit Mühe erreichte er den Bivouak, aus dem man nach

einer von Frost und Hunger gestörten Nachtruhe noch im Dunkeln wieder aufbrach. Der grauende Tag zeigte ein klägliches Schauspiel. Eine Menge Leute waren vor Entkräftung zurückgeblieben; es war unmöglich, sie in ihren Reihen zu halten. Dazu wurde der Weg schlimmer und die schlecht gefütterten Pferde schleppten sich nur mühsam vorwärts. Die Colonnen rückten äußerst langsam vor. Es wurden zur Fortschaffung der Geschütze mehr und mehr Pferde nöthig. Der Kaiser gab den Befehl, von allen Bagagewagen, selbst von denen der höhern Offiziere, die Hälfte der angespannten Pferde zu nehmen, um sie vor die Kanonen zu spannen. Da auf diese Weise die schon zu große Last für die halben Bespannungen eine nicht mehr fortzuschaffende wurde, mußte dieselbe in gleichem Maße vermindert werden. Man sah daher alles, was an entbehrlichen Geräthen, selbst an Kunstwerken, auf den Wagen befindlich war, wie unnützen Ballast auswerfen, und was sich davon verbrennen ließ, durch das Feuer vertilgen.

Als Rasinski neben Jaromir an einem dieser noch brennenden Scheiterhaufen vorüberritt und sie ihre Pferde abseits lenken mußten, damit sie nicht in die Scherben kostbarer Porzellangefäße träten, die man unvorsichtigerweise mitten in den Weg geworfen hatte, sprach er zu ihm: „Erinnerst du dich noch des Vorfalls dicht bei Moskau, wo der gebrochene Wagen geplündert wurde? Hatte ich nicht recht zu sagen, daß jener Mann der glücklichste von allen sei, weil man ihm die vergebliche Sorge für seine Trödelschätze zuerst abgenommen hatte?“

„Freilich“, erwiderte Jaromir; „doch wer erkennt das? Glück und Unglück, ruhen sie nicht in unserer Brust? Und wenn wir uns durch den Schein täuschen lassen, ist es nicht dasselbe, als ob wir durch die Wahrheit leiden? Mir selbst

ist es jetzt oft so erschienen, als ob wir erst spät einsähen was glückliche, was unglückliche Ereignisse für uns sind. Bei dem ersten Angriff, den wir in der Schlacht von Mosaisk machten, riß mir eine Kugel den Federbusch herunter. Ich pries mich glücklich, daß sie mich nicht einen Fuß breit tiefer traf. Und doch wäre es mein Glück gewesen! Denn wenn mich jetzt oder später das Los erreicht, was habe ich gewonnen als einige Tage der Qual? — Und dennoch fühlte ich mich in jenem Augenblicke wirklich froh. Was ist nun wahr, was ist falsch an unsern Gefühlen?"

„Die Gegenwart gehört uns wenigstens sicher", sprach Bernhard, der neben Jaromir ritt. „Doch auch die nicht", fuhr er rasch fort; „denn Zukunft und Vergangenheit können sie vergiften. Darum aber, weil uns nichts gehört, gehört uns alles. Wo kein Gebieter ist, herrscht der, der herrschen will, und unser ist, was unser Wille uns gibt."

„Ich glaube doch nicht, daß du ganz recht hast", meinte Boleslaw; „denn wie gering ist die Macht unsers Willens gegen die höhern Gewalten!"

„Das ist freilich die endliche Bedingung jedes Menschen", sprach Ludwig; „allein alles dies gilt ja auch nur bis zu einem gewissen Grade. Ich glaube nicht, daß Bernhard leugnen oder behaupten will, es gebe nicht Glück, noch Unglück, sondern der Mensch bilde sich alles selbst; aber recht hat er, wenn er glaubt, daß es außer dem Glück, und sei es das edelste, das schönste, welches diese Erde bietet, noch etwas Höheres gibt, das uns mächtig zur Seite treten kann, wenn uns Schmerz oder Freude überwältigen. So weiß der Schiffer über der Sonne, die ihm die heitere Fahrt verleiht oder versagt, noch die ewigen Gestirne, nach denen er blickt, wenn die Erde in Finsterniß gehüllt ist."

„Ganz recht", warf Bernhard hin und schüttelte sich, weil der Herbstwind ihnen eben rauh entgegenwehte; „aber die ewigen Sterne sind kalt und leuchten auch nicht sonderlich. Man geräth oft auf Klippen, wenn man die Nase nach ihnen hinaufreckt. Glaubt aber nicht, daß dies eigentlich meine Philosophie ist; ich habe nur die, keine zu haben, als welche ich jedesmal bei den Umständen borge. So zum Beispiel jetzt, wo wir allerlei Plunder verbrennen sehen, stelle ich die Lehre auf, daß man an Plunder sein Herz nicht hängen soll. Dagegen würde ich, falls ich hier irgendwo einen gefüllten Bäckerladen wüßte, sogleich beweisen, daß er mehr werth sei als die Schatzkammer des Rhampsinit."

„Hungert dich?" fragte Jaromir wohlwollend; „hier ist noch Brot, das ich zu mir gesteckt. Ich esse gar wenig."

„Nein, Lieber", entgegnete Bernhard und lehnte die Gabe ab; „du weißt, daß ich so gut gefrühstückt habe als ihr alle. Mein Gleichniß war im Sinne der ganzen Armee gedacht."

„Bis Smolensk, hoffe ich", sprach Rasinski, „werden wir uns noch, wenngleich mühsam, durchkämpfen. Dort sind Vorräthe. Aber horch! War das nicht ein Kanonenschuß? Wahrhaftig! Ein zweiter, dritter! Der Schall kommt aus der Gegend von Wiazma. — Sollten die Russen heran sein?"

Alle horchten gespannt auf die fernen, dumpfen Schüsse, die die ernste Morgenstille unterbrachen. Doch bald wurde es wieder still, man hörte nichts mehr. Indessen war Rasinski sehr besorgt geworden. Bisher hatte man nur die Beschwerden einer langen, mühseligen Reise zu überwinden gehabt. Sollte aber der Feind nachgerückt sein und mit frischen Kräften das erschöpfte Heer angreifen, so war kaum abzusehen, wie man dem gänzlichen Verderben entkommen

wollte. Es beruhigte ihn nicht, daß die Schüsse wieder verstummten; denn da er die Fechtart des russischen Heeres kannte, so war er überzeugt, daß wenigstens ein Trupp verwegener, schneller Kosacken auf die Nachhut gefallen sei, der zwar rasch zurückgejagt worden sein mochte, aber nichtsdestominder den Beweis gab, daß das größere Heer nicht weit entfernt sei.

Nachdenklich über die Folgen, welche ein ernster Angriff haben konnte, ritt er schweigend vor den Seinigen her. „Bliski!“ rief er nach einigen Minuten einem seiner Reiter zu und winkte ihm, heranzukommen.

Bliski ritt in militärischer Haltung zu seinem Obersten heran und fragte, was dessen Begehr sei.

„Du bist lange in Rußland gewesen, Bliski“, begann Rasinski; „kennst du genau die Straßen zwischen Malo-Jaroslawez und Smolensk?“

„Das will ich meinen! Ich habe sie wol dreißigmal mit der Kibitke gemessen!“ erwiderte der muntere Krauskopf lebhaft und mit einem gewissen Stolz, daß sein Führer von seinem Wissen Raths erholen wollte.

„Wie weit rechnet man von Malo-Jaroslawez nach Wiazma über Medyn?“

„Wenigstens einen Tagemarsch, ja es können auch zwei sein, näher als der Weg, den wir gemacht haben. Wenn die Kosacken Lust gehabt hätten, müßten sie uns schon von Wiazma bis auf den halben Weg nach Gjaz entgegengekommen sein.“

„Meinst du?“ fragte Rasinski lächelnd und erfreut über den guten Verstand des Burschen, der die Bedeutung seiner Frage errieth.

„Bei der Mutter Maria, mein Oberst“, entgegnete Bliski lebhaft, „ich habe mich gewundert, daß es nicht

geschehen ist. Aber wir wollten sie getroffen haben! Ich hatte mir den Säbel ordentlich gewetzt, denn ich bin's ihnen noch schuldig von dem Hieb hier über das linke Auge und dem Stich durch den Arm! Nun wer weiß, treffen wir uns bei Dogorobuye."

„Weshalb doch?" fragte Rasinski, obgleich er sehr gut wußte weshalb.

„Weil dort die große Straße von Kaluga auf die nach Smolensk trifft. Ich denke, wir werden da etwas zu thun bekommen."

„Wünschest du's?"

„Wenn mein Pferd und ich bis dahin wieder gut ausgefüttert werden, soll mir nichts lieber sein; aber es sieht nicht danach aus. Seht nur, mein Oberst, wie dem armen Thiere das Fleisch von den Rippen fällt; und die Hüftknochen stehen ihm heraus, daß man den Tschako daran aufhängen könnte."

„Tröste dich, Bliski, wir leben auch nicht im Ueberfluß", sprach Rasinski freundlich.

„Ei", rief Bliski, „nach mir frage ich nichts; denn ein fetter Reiter ist des Pferdes Gift, wie wir bei uns in der Wojwodschaft Sandomir sagen; aber meinen Gaul sehe ich ebenso ungern darben, als ich meinen Säbel stumpf oder mein Pistol ohne Stein weiß. Kann ich mich nicht mehr auf meinen flinken Rappen verlassen, dann ist der ganze Reiter nichts mehr werth. Nicht wahr, Alter?" Hierbei bückte er sich und streichelte seinem Thiere freundlich den Hals.

Rasinski hatte wenig auf das Geschwätz gehört, weil die gefährliche Lage der Armee seine Gedanken zu ernsthaft beschäftigte. „Wie weit rechnet man von Kaluga bis Dogorobuye?" unterbrach er Bliski's Anrede an seinen Rappen.

„Gegen hundertundachtzig Werst werden es wol sein.“

„Und ist der Weg gut?“

„Das kommt auf das Wetter an; jetzt vermuthlich wie hier, auf der Höhe leidlich, in der Tiefe morastig. Aber wenn es schneit, so ist's die beste Schlittenbahn im ganzen Kaiserthum.“

„Nun, nach Schnee sieht es noch nicht aus.“

„Wer kann's wissen, mein Oberst? Die Jahreszeit ist da, die Frucht wird reif werden, so sicher wie im Herbst die Pflaume.“

„Gut, gut, Bliski; reite jetzt nur wieder zu deinen Kameraden zurück; ich weiß nun schon, was ich wissen wollte. Du kennst die Gegend, und wirst dich zurecht finden, wenn ich dich brauche.“

„Das hat nicht noth“, rief Bliski mit lebhaften Augen; „ich finde mich von hier bis Madrid zurecht.“ Damit ritt er wieder in das Glied zu seinen Kameraden ein.

Als jetzt die Straße eine Krümmung machte und das Gebüsch zur Seite aufhörte, erblickte man einige hundert Schritte vorwärts ein schwarzes Gewimmel von Menschen, die an der Seite des Weges eifrig beschäftigt schienen. Zugleich sah man Wagen hinaus in das Feld fahren.

„Da wird's wieder ein Auto da Fé geben“, sprach Rasinski zu den Freunden zurückgewandt. „Es ist auch nöthig, die Kanonen noch stärker zu bespannen, denn sie kommen nicht aus der Stelle.“

Das Treiben und Verkehren neben der Heerstraße hielt die Blicke der Reiter aufmerksam gefesselt. Die Sonne schien hell, plötzlich wurde ihr Bild mitten aus der schwarzen Masse der versammelten Leute blendend zurückgeworfen.

„Das ist das Kreuz des heiligen Iwan!“ rief Bernhard, der sich sogleich an die Begebenheit bei Moskau erinnerte.

Mit gespannter Erwartung betrachtete man jetzt alles, was auf jenem Punkte vorging. Da der Weg sich eine Höhe hinanzog, übersah man bald das ganze Feld. Ein kleiner See wurde zur Seite sichtbar. Rings um denselben war eine Reihe von Wagen aufgefahren, bei denen unzählige Menschen mit Abladen beschäftigt waren. Andere spannten die Pferde ab und führten sie auf die große Straße zurück.

Wie man näher und näher marschirte und die Gegenstände sich deutlicher unterscheiden ließen, sah man, daß die in Moskau erbeuteten Trophäen, welche als Zeichen des Sieges für die staunenden Bewohner von Paris im Triumph in die Hauptstadt eingeführt zu werden bestimmt waren, hier in den See versenkt wurden. Prachtvolle Verzierungen von Erz, jenen stolzen Palästen der alten Zarenstadt entnommen; merkwürdige Kanonen, die Rußland in seinen Kriegen mit dem Orient erbeutet hatte; endlich selbst jenes strahlende Kreuz des heiligen Iwan wurden hier in die sumpfige Tiefe der trüben Flut versenkt.

Also blieb das Heiligthum doch auf seinem heimatlichen Boden! Der Versuch, es zu entreißen, war nicht gelungen. Die beschirmenden Götter und Heiligen des Landes hatten es nicht verlassen, sondern mit Schmach mußte der Feind selbst den Besitz aufgeben und bekennen: Ihr waret mächtiger als ich in meinem Uebermuth!

Mit einem eigenen Gefühle des Grauens sah Jaromir das riesenhafte goldene Kreuz in die Wellen hinabsinken. Er dachte an die seltsamen Ereignisse, die er bei der Abnahme desselben in Moskau erlebt hatte. Hatten jene düstern Zeichen gelogen? Oder prophezeiten sie Wahrheit? Fangen die Flüche und Verwünschungen, die das Volk laut über den Frevel, der an seinen Heiligthümern verübt wurde, ausgestoßen hatte, an, in Erfüllung zu gehen? Wird das unfreiwillige

Aufgeben der Beute den Zorn der beleidigten Penaten dieses Landes versöhnen?

Glaubt ihr, diese Sühne sei hinreichend? Seht ihr nicht, wie zornig schwarz die Welle aufschwillt, nachdem sie das goldene Heiligthum in ihren Schos verborgen hat? Sie wogt und gärt wie von geheimen Mächten bewegt, und ihr dumpferes Rauschen gegen die Uferwand klingt wie murmelndes Zauberwort! Wahnverblendete! Habt ihr mit dem heiligen Zeichen denn auch die Flüche von euch geworfen, die der frevelhafte Raub über euch heraufbeschwor? Sie sind nicht mitgesunken in die Tiefe dieser Wasser, aber sie werden wieder aufsteigen, wie aus einem kochenden Zauberkessel, und euch, mächtig beflügelt, mit giftigem Hauche verfolgen. Seht ihr nicht, wie der schwere, dunstige Brodem aus dem Sumpfgrabe empordampft, worin ihr das heilige Kleinod versenkt habt? Aufsteigen werden sie gegen den hohen Dom des Himmels und sich zu furchtbaren Wettern sammeln, um sich über euerm Haupte zu entladen. Schon trübt sich die Sonne! Blickt wohl hin! Ihr seht sie nicht mehr wieder, so weit die Völker Rußlands vor dem Bilde des heiligen Iwan knien! Verhüllt bleibt euch ihr reines Antlitz, bis der letzte unter euch verjagt ist aus diesen Grenzen, wenn einer sie lebend erreicht, um das Verderben der andern daheim zu verkünden! Denn verfolgen wird euch der Zorn des Allmächtigen, solange ihr auf diesem Boden wandelt, den ihr mit frevelnden Füßen betratet, wo ihr einbrachet mit räuberischer Hand in das Heiligthum des Glaubens, der Heimat, des Herdes! Darum verschleiert sich das Auge des Weltalls düster, fürchterlich! Nur blutigroth wird es euch noch anglühen durch die graue Nebelhülle, mit der sich jetzt der Himmel umhängt.

Nun ruht das Kreuz des heiligen Iwan wieder auf

seinem heimatlichen Boden! Entrissen ist es den befleckenden Händen der Frevler! Jetzt wird es seine alte, schützende Kraft bewähren, wird die Völker dieses unermeßlichen Reichs ringsumher um sich versammeln. Sie strömen herbei von den Ufern des Don und der Wolga, aus den Wäldern des Ural, aus den Steppen Asiens, den Schneewüsten des Pols, von den Küsten des Weißen und des Schwarzen Meeres!

In tausend Trachten und Zungen, bewehrt mit Schwert und Lanze, mit Keule, Pfeil und Bogen fluten sie heran! Keine Waffe, die nicht zu euerer Vertilgung geschwungen wird, keine Sprache, in der die Völker nicht Rache über euch rufen! Wehe! Wehe euch! Die Stunde des Verhängnisses hat geschlagen. Preisen mögt ihr die, die gefallen sind, bevor sie diesen Tag sahen!

Sechstes Kapitel.

Ein rauher, eisiger Wind erhob sich gegen Abend. So dicht sich die ermüdeten Krieger um die Feuer lagerten, dennoch erstarrten ihnen fast die Glieder da, wo sie nicht der Flamme zugewandt waren. Mit Sehnsucht wurde die Morgenröthe als das Ende dieser Qual erwartet. Endlich ertönte der Ruf der Trompeten und Trommeln zum Aufbruch. Doch gerade jetzt erst hatte der Schlaf angefangen, die Uebermacht über Kälte und Hunger zu gewinnen, und jetzt mußten sich die durch Marsch und Wachen Uebermüdeten mit Gewalt emporreißen. Viele waren selbst durch starkes Rütteln und Anrufen nicht in Bewegung zu setzen, so lähmten ihnen Kälte und Ermüdung die Glieder. Als sie endlich auf den

Füßen standen, schwankten sie mit versagenden Knien einige Schritte, fielen aber bei der geringsten Unebenheit des Bodens taumelnd, wie betäubt wieder zu Boden. Rasinski trat auf eine Erhöhung, wo er die Feuer seines Bivouaks übersah. „Hierher, Freunde", rief er mit fester Stimme, „hier versammelt euch um mich! Auf, auf, zu Pferde!" Ihn schüttelte selbst noch der Nachtfrost, doch er bezwang die Natur mit seiner festen Willenskraft, um den Muth der Leute zu beleben.

Als die Stelle des Antretens genugsam durch viele Herangekommene bezeichnet war, ging er an den einzelnen Lagerfeuern umher, wo einige Säumige und Schwächere noch verweilten, und sprach ihnen Muth zu. „Rafft euch zusammen, Kinder! Die Nacht war rauh, aber der Tag wird besser sein. Wenn ihr erst in Bewegung seid, werdet ihr euch auch erwärmen. Das Frühstück war mager, aber ich habe es ohne Vorzug mit euch getheilt, und ihr seht, ich bin wohl auf. Verliert nur den Muth nicht; der zuerst Verzagende ist der zuerst Verlorene. Wir haben ja schon manchen bösen Tag zusammen überdauert, wie sollte euch heute der Muth sinken! Ein Pole verzagt nicht!"

So zusprechend ging er durch die Reihen; sein Wort, ja schon ein bloßer Blick belebte den gesunkenen Muth der Leute. Bald saßen alle zu Pferde und begannen den Marsch.

„Es wird heute spät Tag werden", sprach Bernhard zu Ludwig; „der Himmel muß dicht in graue Wolken gehüllt sein, denn es ist kein Stern zu sehen. Wie ist dir die Nacht bekommen?"

„Sie war hart; aber man lernt jeden Tag mehr überwinden", erwiderte Ludwig.

„Ich glaube auch, der Mensch ist ein Gewächs, das

sich leicht an alle Zonen gewöhnt. Wir rücken heute, däucht mir, in die kalte ein, wenigstens wenn ich meinen Rücken, der nachts gegen die Windseite lag, zum Thermometer mache, so müssen wir stark unter den Gefrierpunkt gefallen sein. Mein Leib und Gesicht dagegen hat die ganze Nacht in der heißen Zone geruht."

„Suche nur deine Augen zu schonen, Lieber, du klagtest schon neulich darüber", sprach Ludwig sanft.

„Was wunder! Ich habe auch niemals gehört, daß Rauch von frischem Holze und heller Feuerglanz ein Conservativ für die Pupille wären. Indessen ist es wahr, meine Augen sind gewissermaßen meine Hobelbank, mein ernährender Pflug; ja sogar noch etwas Besseres, nämlich die Werkzeuge, mit denen ich den Honig aus dem Leben gewinne, was sonst, gleich der Lindenblüte, die doch nächst den Kräutern des Chamounythales den besten Honigseim absorbirt, etwas bitter schmecken möchte. Aber sind deine Augen dir das nicht etwa auch?"

„O gewiß", sprach Ludwig wehmüthig, denn er dachte an die holde Gestalt seiner Geliebten; „doch für dich ist das Kleinod dennoch theuerer." Hierbei legte er dem Freunde die Rechte auf die Schulter, streifte dann am Arm hinab und faßte seine Hand, die er mit inniger Liebe drückte.

„Der Wind ist verteufelt rauh!" rief Bernhard im unwilligen Zorn, um seine Rührung über den Freund zu verbergen, dessen Liebe nur an ihn dachte in dieser Zeit des Erduldens. „Ich wittere so etwas, als stecke Schnee in der Luft."

In der That wehte ein scharfer, eisiger Wind aus Nordwest her den Marschirenden entgegen. Nach einer Stunde hatte er schon das Angesicht bis zum Schmerz erkältet, doch schien er noch an Heftigkeit zuzunehmen.

Endlich dämmerte der Tag; aber was er enthüllte, konnte das stille Grauen der Nacht nur erhöhen. Dichtes schweres Gewölk zog über den Himmel dahin und schien mit jedem Augenblick sich tiefer zu sammeln. Ueber den Spitzen der die Straße begleitenden Fichtenwälder streifte der Nebel schon ganz nahe hin, sodaß er die Gipfel der höchsten Bäume fast berührte. Er senkte sich mehr und mehr.

„Es ist noch Hoffnung, daß wir einen klaren Tag bekommen", sprach Ludwig zu Rasinski.

„O ja", antwortete dieser rasch und zuversichtlich, glaubte aber das Gegentheil, weil er den Unterschied des russischen und des deutschen Winters kannte.

Die Dünste fielen nicht in Tropfen nieder; sie sanken nicht vor der steigenden Sonne herab, um einen heitern Himmel zu enthüllen, sondern sie verdichteten sich mehr und mehr und schwebten, in langsamen Kreisen ziehend, in der Luft. Es wurde einige Zeit windstill; in diesen wenigen Augenblicken aber stieg die Kälte auffallend, und darauf erhob sich der Wind wieder mit erneuerter Kraft und streifte mit eisig kalten Flügeln überhin. Plötzlich schienen die schwebenden Dünste gleichsam zu zerrinnen und sanken als dichter Reif herab. Aus höhern Luftregionen fielen einzelne große Schneeflocken nieder, und ehe man noch Zeit gehabt hatte, über die schnelle seltsame Veränderung zu erstaunen, schien der ganze Dunstkreis in Schneeflocken aufgelöst, die, vom Winde getrieben, wirbelnd und stäubend die Atmosphäre erfüllten.

Mit Entsetzen sah der Soldat sich plötzlich vom Winter ringsum überfallen. Als habe er arglistig einen Hinterhalt gelegt, so schnob er von allen Seiten heran und warf das unermeßliche Netz über seine Beute hin. Der Schnee fiel so dicht und scharf, daß man ihn wie stechend auf der

Wange empfand, bis diese in verklammender Erstarrung fühllos wurde.

Mit einem stummen Grauen zogen die Scharen der Krieger dahin. Das feste Land schien in wenigen Minuten in ein starres, pfadloses, unbegrenztes Meer verwandelt. Wie sollte sich der Ausweg aus dieser Wüste zeigen, wo man keine Sonne, keinen Stern, keine fernen Berggipfel oder Thürme mehr entdecken, keine Straße gewahren konnte? Die Krieger, welche seit zwanzig Jahren von den Pyramiden Aegyptens und der Syrischen Wüste bis an die Mündung des Tajo, von den Gebirgen Calabriens bis zu dem brausenden Belt, von den Pyrenäen bis an den Fuß des Ural die Erde kämpfend durchzogen waren und der Gefahr überall ein trotziges Auge gezeigt hatten, sie empfanden jetzt zum ersten mal das kalte Gespenst des Entsetzens in ihrer Brust und starrten mit ahnungsvollem Erbeben in das wirbelnde Chaos über ihrem Haupte hinauf, woher die flockigen Gewölke aus unabsehbarer Höhe wie ein schmerzlicher Insektenschwarm herniederstäubten. Das mit Schnee bedeckte und mit unheimlicher Schnelle gewebte Leichentuch deckte rings die Erde; es hüllte Flur und Wald in seine kalte Umarmung ein, und was es berührte, schien der Tod mit ewiger Erstarrung zu lähmen.

Wie ein sich immer erneuendes Zaubergespinst spannte es sich zugleich vor die Füße und webte jeden Schritt in die arglistigen Schlingen seiner losen Fäden ein. Nicht eherne, unzerreißbare Fesseln legte es um den Fuß, aber es erschöpfte in der tausendfach wiederholten Anstrengung, das leichte Band zu sprengen. Langsam war die Folter, aber das Opfer gewiß; es stürzte nicht unter einem zermalmenden Keulenschlage, sondern es sank allmählich unter einer Bürde zusammen, die, von Secunde zu Secunde nur um

Atome wachsend, endlich aber doch jedes Maß der Kräfte weit überragte.

Bernhard suchte das stumme Grauen, welches er in seiner eigenen Brust empfand und in den Zügen aller seiner Kameraden las, wegzuscherzen. „Ich wollte, die Fabel im Herodot hätte recht“, sprach er, „wo es heißt, in Scythien verdichtete sich die Luft häufig durch herabflatternde Federn so, daß ein Reiter die Ohren seines Pferdes nicht mehr sehen könne. Nicht übel wär's für den Bivouak, wenn wir Eiderdunen genug vorfänden, um uns ein warmes Nest zu machen!“

Rasinski, der ernst blieb, aber die muthige Haltung seiner Züge nicht verlor, freute sich, daß Bernhard seinem Bestreben, eine rüstige Stimmung aufrecht zu erhalten, entgegenkam. „Haben die Alten das wirklich geglaubt?“ fragte er lächelnd.

„Herodot nicht so ganz; wenigstens hat der alte Graubart etwas von der Wahrheit gewittert“, antwortete Bernhard. „Er conjecturirt, es möge wol Schnee sein, wovon die Thrazier fabelten, denn er habe es auch einmal schneien sehen!“

„Einmal! Der glückliche Jonier!“ rief Ludwig fast unwillkürlich aus.

„Es ist mir auch so lieber“, antwortete Rasinski absichtlich laut, „ich würde schlechte Soldaten haben, wenn es Eiderdunen schneite. Sie wären unser Capua. Mit den Kriegern, die sich durch den Schnee der Alpen die Bahn gebrochen hatten, schlug der alte Afrikaner die Römer vom Ticinus bis Cannä!“

„Nun das Capua haben wir vor der Hand nicht zu fürchten“, warf Bernhard hin; „hier sieht's nicht nach Orangenhainen aus.“

Indessen verdichteten sich die Schneemassen mit jeder Minute. Nicht zufrieden mit denen, die er aus den Gewölken herabschüttelte, jagte der Sturm sie auch von dem Boden empor und stäubte sie so den Kriegern ins Angesicht. Von allen Feldern und Hügeln trieb er die wirbelnden Säulen heran und füllte die Schluchten und gesenkten Stellen aus, durch die sich die Straße zog.

„Man sollte glauben, so viele Tausende würden sich bald eine feste Bahn treten", sprach Ludwig, „aber wir finden vor uns fast keine Spur und hinter uns lassen wir auch keine zurück, so schnell verweht sie der Sturmwind und bedeckt sie der neu fallende Schnee."

Der Zug stockte. Anfangs glaubte Rasinski, es sei nur ein Aufenthalt von einigen Augenblicken, wie dies bei langen Marschcolonnen öfter eintritt. Doch bald merkte er, daß ein ernsthaftes Hinderniß obwalten müsse, denn die Stockung dauerte länger und länger. Ein Adjutant kam endlich auf seinem ermatteten Pferde mühselig durch den Schnee herangalopirt und redete Rasinski an. „Ich bringe Ihnen den Befehl, mein Oberst, sofort die Hälfte Ihrer Pferde zu stellen, um sie vor die Geschütze zu spannen. Sie können nicht mehr vorwärts in dem tiefen Schnee. Vor uns liegt ein Défilé, wo der Sturm ihn mannshoch zusammengeweht hat. Die Sappeurs müssen uns erst Bahn machen."

„Die Cavalerie soll absitzen?" fragte Rasinski mit betroffenem Erstaunen.

„Es ist eine harte Nothwendigkeit, aber der Befehl geht durch alle Regimenter. Sogar die Gardes-du-Corps müssen anspannen und zu Fuß gehen. Sättel und Gepäck bleiben auf den Pferden; die Leute können sie begleiten."

Rasinski sah ein, daß er sich nicht weigern könne; doch kostete es ihn eine schwere Ueberwindung, seine des Gehens

ungewohnten Leute ihrer Pferde zu berauben. Allein er ließ nichts von diesen Empfindungen merken, sondern behandelte diesen Fall, wie alle, mit Ernst, aber als etwas Gewöhnliches. Ohne Zögern commandirte er daher: „Erste und zweite Schwadron! In Sectionen, rechts schwenkt! Marsch!" und lies sie aus dem Regiment hinaus in die Straße reiten. Jetzt schwenkten sie in halben Sectionen ein und folgten nun unter Rasinski's Führung dem vorreitenden Adjutanten. Sie mußten ihre Pferde je zu zwölf und zwölf an die Kanonen der nächsten Batterie spannen, was freilich in der Noth nur mit Seilen und schlechten Brustsiehlen geschehen konnte. Die Leute gingen zu Fuß nebenher. „Ihr thut heute die Arbeit", sprach Rasinski; „morgen werden euere Kameraden sie thun."

Bernhard und Ludwig gehörten zu der ersten Schwadron; sie hätten ihre Pferde gleichfalls hergeben müssen, doch weil sie Rasinski zunächst zu seinem Ordonnanzdienst bestimmt hatte, behielten sie dieselben. Beide aber empfanden, daß die Zeit, wo ein Vorzug möglich und erlaubt war, vorüber sei. Das strenge Gesetz der Noth, die alles gleichmacht, fing an einzukehren. Noch einige solche Tage und es gab nur noch Kameraden, keine Offiziere und Soldaten mehr. Sie ritten daher zu Rasinski heran und baten ihn, das Los ihrer Kameraden theilen zu dürfen.

„O, wenn ich's euch ersparen könnte!" sprach dieser leise mit dem Ausdruck des Schmerzes. „Aber morgen müßtet ihr thun, was ihr heute wollt; darum habt ihr recht."

Sie ritten daher gleichfalls weiter nach der Spitze der Colonne vor und meldeten sich bei dem Artillerieoffizier, der die Batterie commandirte. Er wies sie an, ihre Pferde vor eine Haubitze legen zu helfen, deren höchst elendes, ermattetes Gespann der Hülfe am meisten bedurfte.

Auf diese Weise wurde es möglich, die Artillerie fortzuschaffen. Aber dennoch nur mit der größten Mühe; denn die Räder schnitten bis an die Achsen in den Schnee ein, der sich in einen mit dem Sande des Bodens gemischten zähen Mulm verwandelte, ohne sich festzufahren. Peitschenhiebe und Flüche schallten durch die Lüfte. Vor manchem Geschütz sah man zwanzig, dreißig Pferde! Und dennoch mußte die Kraft der Menschen den erschöpften Thieren zu Hülfe kommen.

Aeußerst langsam rückte die schwere unbewegliche Masse vorwärts. Nicht allein an der Artillerie lag es, sondern Pferde und Menschen ermüdeten gleich in dem immer höher steigenden Schnee. Nach wenigen Stunden trat schon die äußerste Erschöpfung ein. Die Ordnung in den Regimentern löste sich auf, je nachdem die Leute mit geschwächten Kräften zurückblieben. Bald marschirten viele nicht mehr auf der Straße fort, theils weil man sie in dem Gestöber und in den verwehten Spuren verlor, theils weil jeder einen bessern Pfad aufzufinden suchte. So oft sich daher eine höher gelegene Stelle zeigte, an welcher der Sturm das Feld vom Schnee gereinigt hatte, drängten die Massen darauf zu, um nur eine kürzere Zeit der Erleichterung zu haben. Aber sie wurde von vielen furchtbar gebüßt; denn hinter der Erhöhung folgten oft tiefe Erdspalten oder doch steile Einsenkungen, die, durch den Schnee trügerisch gefüllt, dem ebenen Boden gleich zu sein schienen. Die Krieger stürzten plötzlich bis an den Leib, bis an die Schultern hinab; andere folgten, weil das kalte Stäuben der Flocken, die ihnen der Sturm ins Gesicht trieb, sie blendete, unwillkürlich nach und stürzten über den Kameraden hin, oder drückten ihn noch tiefer in das kalte Grab hinein. So sah man oft drei, vier plötzlich übereinander hinsinken und im Schnee

verschwinden. Wenige arbeiteten sich empor; den meisten versagte die Kraft; das Gewehr oder die Waffe, mit der sie sich zu helfen suchten, entsank den erstarrten Händen; sie wollten einige Augenblicke rasten, um Athem zu schöpfen. Dann lähmte die Kälte ihnen die Glieder, sie riefen wol mit ersterbender Stimme um Hülfe, aber niemand hörte sie im Geheul des Sturms, oder das eigene Elend der meisten war schon so hoch gestiegen, daß sie, wie in einem allgemeinen Schiffbruch, nur an die eigene Rettung dachten. Die ersten Opfer, die auf diese Weise fielen, erfüllten die Brust mit schneidendem Jammer. Als aber die Zahl sich mehrte, als sie mit der einbrechenden Dunkelheit in die Hunderte, in Tausende stieg, da stumpfte sich der scharfe Schmerz ab und nur noch ein mitleidiger Seufzer galt denen, welche in der kalten, grausenden Umarmung erstarrten und vergeblich die Hände nach Rettung ausstreckten. Sterbend wandte sich ihr Blick dem Vaterlande, den vorübergehenden Kameraden zu, noch ein leises Aechzen entquoll der erschöpften Brust, dann hüllte Nacht ihr Auge ein, und die Qual war von ihnen genommen. Andere sanken vor Ermattung und Erstarrung zu Boden, auch ohne in jene trügerischen Tiefen zu stürzen. Eine leichte Hülle wurde ihre Gruft, der fortwährend fallende Schnee überdeckte sie mit seinem Leichentuch. Anfangs bezeichnete noch eine leise Erhöhung die Stelle, wo der Todte lag, aber bald stellte sich die unterschiedlose Wüste wieder her und jede Spur seines Daseins war verschwunden.

Jetzt wurde es völlig Nacht; aber kein leuchtendes Sternbild erhellte sie. Nur düsterer umwölkte sich der Himmel und schüttete fortwährend das eisige Verderben über die Erde aus. Der Sturm erhob sich rauher, kälter. Das Auge unterschied kaum noch die Bahn für die nächsten Schritte; wer sich zur Seite entfernte, wer zurückblieb, der verschwand in

der Tiefe der Finsterniß. Strauchelte sein Fuß, so verschlang ihn die unabsehbare Schneewüste, und sein sterbendes Auge starrte nur in die dunkle Sturmnacht hinein. Kein Freund, kein treuer Kamerad ruft ihm ein Lebewohl zu; keine Hand reicht sie ihm zum Abschiede. Vergebens sehnt sich die brechende Brust zu den Lieben, zu der Heimat hinüber! Nicht um sie glücklich zu erreichen, denn zu dieser überschwenglichen Hoffnung hat das Herz nicht mehr die Kraft; nur einen letzten Gruß der Liebe möchte es empfangen, nur nicht so fürchterlich allein in der schauerlichen Umarmung des Todes erstarren!

Vergebens! Dein brechendes Auge starrt umsonst hinauf zum Himmel, das krampfhafte Beben deiner sterbenden Brust rührt ihn nicht mehr! Taub ist er dem Jammer der Verzweiflung, taub dem Flehen der Todesangst. Flüche und Gebete schlagen gleich machtlos von seiner ehernen Wölbung zurück. Geschlossen sind die Pforten der Gnade; das gigantische Rad der Vergeltung rollt zermalmend über die Erde.

Siebentes Kapitel.

Vor und in Dogorobuye bezog das Heer den Bivouak nach diesem furchtbaren Tage. Mit gelähmten, erstarrten Gliedern erreichten die Krieger den Ort der Ruhe; ihre Kleider waren durchnäßt gewesen, dann von der strenger gewordenen Nachtkälte auf dem Körper gefroren. Wund gescheuert an Armen und Schenkeln, wurde ihnen jeder Schritt zur Qual. Und jetzt sollten sie erst die mühseligen Zubereitungen des Bivouaks machen, Holz, Stroh und Futter für die

Pferde, Lebensmittel für sich selbst herbeischaffen. Mit seinem Ansehen, seiner unermüdlichen Thätigkeit war es Rasinski wiederum gelungen, ein elendes Haus zu besetzen, das wenigstens der Hälfte seiner Leute Obdach gab. Er selbst blieb im Freien. Durch Zureden und Beispiel munterte er die Erschöpften auf, rasch noch die geringere Arbeit des Tages zu thun, Holz zu schlagen, zu kochen, einen Fleck vom Schnee zu säubern für die Lagerstatt. Aber mit tiefem Schmerze sah er, daß ihm funfzehn seiner Leute fehlten, die sich erst, seit es völlig Nacht war, verloren hatten. Kaum hatte er Hoffnung, daß sie sich noch einfinden würden. Dreiundzwanzig Pferde waren überdies an diesem einen Tage gestürzt! Wie sollte das enden! Je düsterer die Zukunft vor Rasinski's Blicken lag, je mächtiger empfand er die Nothwendigkeit, der Gegenwart ein heiteres Antlitz zu zeigen, ihr gerüstet entgegenzutreten, damit die, welche ihren Muth aus dem seinen zu schöpfen angewiesen waren, nicht vergebens das Auge auf ihn richteten. Er redete ihnen freundlich zu, tröstete, ermahnte zur Ordnung und unverzagten That.

Der feste, zuversichtliche Ton seiner Worte, ihre unleugbare Wahrheit, die vertrauensvolle heitere Stirn, die er bewahrte, gaben selbst dem Muthlosesten die Hoffnung wieder.

Er blieb aber nicht bei Worten stehen, sondern schritt zur That und gab seine raschen, übersichtlichen, bestimmten Befehle. „Hier diese Stelle reinigt vom Schnee! Der Erdwall dort schützt uns gegen den Wind. An der Waldecke drüben schlagt Holz, und aus den Büschen bindet Besen, den Schnee auf die Seite zu kehren. Jaromir, du nimmst zwanzig Mann und empfängst Heu und Hafer; beim Generalcommando der Cavalerie wird einiges vertheilt werden. Ihr, die ihr zu Fuß gegangen seid, ruht euch jetzt

diesem Hause aus; es wird euch fassen, zwar eng genug, aber dafür so, daß ihr einander erwärmt."

Diese Befehle fanden pünktlichen Gehorsam. Nur Ludwig und Bernhard eilten nicht mit den übrigen auf die Hütte zu.

„Warum legt ihr euch nicht nieder, Freunde?" fragte Rasinski dringend.

„Wir bleiben bei dir", lautete die Antwort beider.

„Versage uns diese liebe Gewohnheit nicht", fuhr Ludwig fort; „deine Nähe, das Vertrauen zu dir gibt uns mehr Kraft als jenes Obdach. Und was du überdauern kannst in dieser Nacht, das wird auch uns nicht hinwegraffen."

So wuchs die Liebe, die Treue in der Zeit der Bedrängniß. „Nun denn, wie ihr mögt", sprach Rasinski mit schwer bekämpfter Rührung; „aber ihr werdet dann immer das härteste Los theilen, denn daß ich vor meinen Kriegern nichts voraushaben will und darf, wißt ihr."

Schon kamen einige Leute mit frischgefälltem Holze beladen heran. Es wurde ein Fleck vom Schnee gereinigt und ein Feuer angezündet. Lange dauerte es, bis die Flamme hell aufschlug, denn das Holz war jung und feucht; doch nach einer Stunde war auch dieses Uebel überwunden, und da durch Rasinski's Vorsorge noch einige Lebensmittel vorhanden waren, die er sparsam, aber gerecht vertheilen ließ, so fand der erschöpfte Körper auch bald einige Erquickung.

Offiziere und Leute lagerten sich rings im dichtgeschlossenen Kreise um die Flamme, einander mit den Bruderarmen umfassend und erwärmend. So ruhte Ludwig an Bernhard's Brust und Rasinski lehnte sein Haupt auf dessen Schulter; Jaromir und Boleslaw auf seiner andern Seite hielten sich eng umschlungen. Die Liebe trotzte dem rauhen Sturm und

Schnee der Winternacht und trug ihr heiliges Leben in die Erstarrung ringsumher.

Ludwig war aufs äußerste erschöpft; nur der Gedanke an seine einsame Schwester, an ihre Trostlosigkeit, wenn er unterliegen sollte, hatte seinem schwächer gebildeten Körper Muth gegeben, die ungeheuere Anstrengung zu ertragen, unter der er oft zu erliegen glaubte und vielleicht erlegen wäre, wenn Bernhard mit seinem stärkern Körper und rüstigern Sinn ihm nicht treu zur Seite geblieben wäre. Doch wenn diese Qualen sich wiederholten, was dann? Mit einem innern Schauer wandte er sich von diesen Vorstellungen zurück. Sein Leben schien ihm verschlungen in den Schauern düsterer Nacht; doch da schwebte aus dem schwarzen Hintergrunde der Finsterniß, in die sein Auge sich verlor, ihm das heilige Bild seiner Liebe entgegen. Wie ein sanfter Mondstrahl fiel es in das Dunkel seiner Seele und trat dieser um so näher, tröstender und holdseliger entgegen, je ferner es die Wirklichkeit entführt hatte. So füllen theuere Hoffnungen uns am sehnsüchtigsten das Herz, je ferner die Erfüllung uns steht, und aus dem tiefsten Abgrunde des Unglücks richtet sich der Blick mit dem gläubigsten Vertrauen, mit der heißesten Inbrunst zu der ewigen Huld empor. Ja, sie wird dein Schutzengel sein, dachte er in ermuthigter Kraft, sie wird dich, eine Heilige, tröstend, rettend umschweben. Wandte sie nicht schon einmal das Verderben von deinem Haupt? O gewiß, gewiß ist sie mir nahe! Er gab sich dieser träumerischen Hoffnung mit süßer Sehnsucht hin. Sollten sich unsere Geschicke nur deshalb so räthselhaft verschlungen und berührt haben, daß sie ewig unaufgelöst blieben? Nein, das kann der Allmächtige nicht wollen. Er führt uns seine dunkeln Irrwege nicht, um uns inmitten der labyrinthischen Bahn zu verlassen, sondern um uns zu dem

wunderbaren Ziele seiner Gnade und Wahrheit zu leiten. Nicht das kalte Gesetz der Natur ist so roh, daß es seine Tausende von Keimen und Trieben nur deshalb entwickelte, um sie im Emporblühen zu zerstören; wie sollte das ewige, heilige Gesetz der Schickung sich selbst so grausam verhöhnen! Nein, der Tag wird kommen, der alles löst; die Stunde muß erscheinen, wo ihre holde Gestalt dir entgegentritt und dir die Hand reicht und süß tönend spricht: Die Prüfungen sind überwunden, jetzt winkt dir der Lohn!

Aber wie, wenn es erst jenseits wäre? Und weshalb denn nicht? Wenn hinter jener unabsehbaren Nacht, die uns umhüllt, der ewige reine Tag glänzt, wenn über dem undurchdringlichen finstern Gewölbe des Himmels, das starr über uns steht, klare heitere Sterne leuchten, Tausende von Sonnen wandeln — wie sollte denn nur die Nacht unserer Seele ungelichtet bleiben? Muth, Vertrauen, fester Glaube! Und doch, wie mächtig hält mich dieses heilige Leben der Erde, das ich warm, körperlich, selbstbewußt empfinde! Allgütiger Vater! O sende deinen Segen schon jetzt auf die irdische Brust herab, löse die Räthsel hier, die du hier geknüpft! Laß dieses Herz nicht in ungestillter Sehnsucht brechen! Warum sollten wir das namenlose Glück mit namenlosem Schmerz erkaufen? Ich dulde als ein Wanderer dieser Erde, laß mich auch so Ruhe und Labung finden! Für die Wunder des Jenseits ist meine Brust zu eng. Gib mir, was ich zu fassen vermag. O, du bist ja so reich an Seligkeit, daß du uns hier das überfüllte Maß reichen kannst und jenseits doch noch ein unbegrenztes Meer der Verklärung vor uns ausbreitest! Du gabst mir dieses Leben, gabst mich ihm; Vater, ist es denn eine Schuld meines Herzens, wenn ich mit heißer Inbrunst an seinen reinsten Wonnen hange?

In diesen Gedanken überschlich ihn der mehr betäubende als erquickende Schlaf. Doch die übermüdete Natur haschte mit Begier nach der kärglich und verkümmert zugemessenen Gabe.

Bald umfing ihn der Gott des Traums und wob die täuschenden Gebilde um seine Seele. Noch schimmerten die wüsten Bilder des Tages in dem geschlossenen Auge nach. Der in dämmernder Bewußtlosigkeit hinsinkende Geist vernahm noch die Nachklänge seines Wachens. Die Wirklichkeit verstärkte sie. So irrte Ludwig athemlos, erschöpft, mit gefesseltem Fuß, dessen bleierne Schwere er nicht zu besiegen vermochte, denn die Bande des Schlafes und des Liegens hemmten die Bewegung der Muskeln, durch tiefe Schneefelder. Der Sturm heulte um ihn, denn sein Ohr vernahm ihn im Schlaf, wie er über die Waldgipfel hinwegbrauste, und riß weit aufgähnende Klüfte in den wirbelnden Ocean grauer Wolken, der ihn umwallte. Wenn sich die Nebelwogen theilten, glaubte er fernes, sonniges Land schimmern zu sehen, nach dem er sehnsuchtsvoll die Arme ausstreckte. Wo bin ich? Allein in dieser Einöde! Ach, jetzt erkenne ich es, es ist ja der St.-Bernhard mit seinen Schneefeldern, auf dem ich mich verirrte. Diesem hellen Schimmer muß ich nach, dort erreiche ich das schöne Land zu meinen Füßen.

So flüsterte ihm die Stimme des Traumes zu, und der wohlwollende Gott lieh ihm seine sanften Flügel, um ihn in die schönen Fluren hinabzutragen.

Jetzt wird mir leicht; mit dieser Wolke schwebe ich hernieder. Wie so oft im Traum hatte er natürlich als Liegender das Gefühl, von einer Höhe sanft herabzuschweben. Die Nebel- und Wolkengebilde theilten sich, der Schnee verschwand; Ludwig glaubte auf einer sanften, grünenden Matte zwischen dem Felsenthale hinzuwandeln. O Dank, Dank, daß

ich mich aus dieser Wildniß wieder auf den richtigen Pfad gefunden! Dort hinter mir liegt ja das Hospizium auf der Schneehöhe; ja, hier steige ich nach Aosta hinab. O, du Liebe, Holde, warum entfliehst du vor mir? Ich sehe ja deinen grünen Schleier flattern, ich habe dich ja längst erkannt! Bianca, Bianca! Warum wartest du nicht mein? Warum willst du, wie damals, weiter und immer weiter hinwegziehen? Da wandte sich die edle Gestalt der Geliebten um, und sie schlug den Schleier zurück und blickte ihn sanft lächelnd an. Ich bin dir ja so nahe! Dich peinigt ein Traum, daß du mich rufest. Siehst du nicht die reizende Landschaft um uns her? Ermuntere dich, setze dich zu mir auf diese Bank an der Hütte. Ja, mein Geliebter, hier wollen wir wohnen, hier ist es traulich und still. Sieh nur, wie die Rebe sich um das Fenster rankt, und die breite Kastanie, die ihre Aeste weit über das Dach hinstreckt!

Wie Frühlingshauch trafen ihn diese Worte und eine süße selige Wehmuth drang in sein Herz. Bianca! Ist es denn kein Traum? Bin ich endlich mit dir vereinigt? rief er bang und hob die Arme der Geliebten entgegen. Sie neigte sich holdselig zu ihm, er zog sie näher und drückte sie bebend an seine klopfende Brust.

Sie saßen nebeneinander auf dem Rasen, gegen den Stamm der alten Kastanie gelehnt. Ludwig hatte den Arm sanft um den Nacken der Holdseligen gelegt, und sie senkte das Haupt auf seine Schulter; ihre Hände ruhten spielend ineinander.

O, so werden die wunderbaren Träume doch endlich wahr! So sind wir endlich vereinigt und nichts mehr trennt uns wieder. Nein, laß mich nicht los, wenn die kalte Wolke dort vom Gebirge herabkommt und uns verhüllt. Wenn ich dich nicht sehe, mußt du dich inniger an meine

Brust schmiegen. Zitterst du vor dem rauhen Sturm? Er wird die Lavine auf uns herabstürzen! Sieh nur, schon stäubt die Schneehaube dort auf dem Felsen hoch auf! Weiter abwärts laß uns flüchten!

Der Traum riß den Schlummernden in neue verworrene Vorstellungen hinein. Durch den Sturm und den wirbelnden Schnee, der sein Angesicht wirklich traf, wurde er aus den holden Bildern, die seine Sehnsucht geschaffen, rauh aufgeschreckt. Er glaubte mit Bianca zu flüchten! Wohin sie sich wandten, stürzten die Lavinen. Die Erinnerungen jener ersten Nacht auf dem Simplon stiegen in seltsam ineinander verrinnenden Bildern vor seiner Seele auf. Er glaubte tief verschüttet zu sein; um so inniger, angstvoller drückte er die zitternde Geliebte an seine Brust. Er tröstete sie. Sei nicht bang, Holde! Weißt du, als wir damals, in jener ersten Nacht in der dunkeln Höhle der Erlösung harrten? Ach, wie sehnte sich da mein Herz nach deiner Umarmung! Liebtest du mich denn auch damals schon? Seit dem Augenblicke, wo ich dich zum ersten male sah, antwortete sie mit unaussprechlich süßer Stimme, als du mir das goldene Band brachtest, weißt du noch? Es war ja an der Hütte im Thale, wo wir eben weilten!

O damals! Wie schön war es damals, als ich dein Angesicht zum ersten mal erblickte; du lächeltest mir entgegen wie der Frühling Italiens, in den wir hinabstiegen. Siehst du, dort öffnet sich das schwarze Thor! Sieh nur, wie die hellen Strahlen des Tages hereindringen!

Er ging Arm in Arm mit der Geliebten dem Ausgange der Felsenhöhle zu. Das Thal lag wie damals vor ihm ausgebreitet; der Lenz öffnete die ersten Knospen und lächelte aus dem blauen Himmel über die Berge hin. Sieh nur, wie die Kleine uns dort entgegenhüpft. Sie erkennt

die schöne Signora wieder, die so freundlich mit ihr that. Aber laß uns dort hinunter nach den blauen Seen, den Rebengeländen und blühenden Gärten. Jetzt wallen wir zwischen den Felsen dahin, die Sonne wird untergehen, wenn wir am Abhang stehen und in das selige Land hinunterblicken. Siehst du? Siehst du — jetzt dringt uns ihre rothe Glut gerade ins Auge. Dort hinter der Alpenspitze geht sie nieder. Wie der goldene Rauch das Thal durchzieht und die fernen Gefilde, vom Purpurduft umschimmert, mit dem Himmel zusammenrinnen! O, hier ist es schön!

Immer reizendere Bilder webte der Traum. Arm in Arm mit der Geliebten wandelte Ludwig in seliger Einsamkeit durch die Fluren. Ein schattiger Hain bot ihnen einen Ruhesitz. Unter den leichten Wölbungen der Zweige hindurch schweifte das Auge über Thäler und Fernen, die im Abendgolde schimmerten, dahin.

Bianca schmiegte sich liebend an seine Brust; er berührte die Lippen der Holdseligen, seine Seele erglühte in der trunkenen Flamme, die ihn durchrann. O, gütiger Himmel, betete sein Herz dankend empor, ich sinke selig sterbend hin in dieser Wonne!

Da murmelt dumpfer, ferner Donner, wie wenn die Lavinen in den Abgrund rollen. Er fährt auf aus der Umarmung der Geliebten; sie steht bleich und bebend vor ihm. Siehst du, ruft sie, die Sonne entzündet die Erde und alles flammt auf in loderndem Brand. Ludwig starrt hin. Ein Flammenmeer wogt rings um ihn her. Entsetzt will er fliehen. Sein Fuß ist an den Boden gebannt. Die Geliebte flüchtet durch die Nacht, nur ihre weißen Gewänder sieht er noch fern schimmern. Er streckt die Arme nach ihr aus, er will sie rufen, die Stimme versagt ihm; die Flammen brennen ihm mit stechendem Schmerz ins Auge. Da

schlägt plötzlich ein donnerndes Getöse an sein Ohr und sprengt gewaltsam die Bande des Schlummers, die ihn noch in fesselnder Betäubung halten. Er springt empor und starrt um sich her.

Selbst wachend steht er noch betäubt und kann den ungeheuern Wechsel zwischen Wirklichkeit und Traum nicht fassen. Endlich vernimmt er die dröhnenden Trommeln und Trompeten, die zum Aufbruch rufen. Der Wind treibt ihm die hochauflodernde Flamme des Lagerfeuers ins Gesicht, die schon in seine Träume furchtbar hineinleuchtete, bis das Kriegsgetöse den Vorhang, der sein Bewußtsein umhüllte, plötzlich zerriß. Jetzt erst fühlte er, wie die rauhe Hand der Wirklichkeit ihn unerbittlich packt und aufschüttelt aus dem holdseligen Wahn! Verschwunden das Bild der Geliebten, versunken die Zaubergärten des Traums, verfinstert das reizende Eden umher! Rings nur die Unermeßlichkeit der erstarrten Wüste und der Nacht. Aus seligen Gefilden ist er hinabgestürzt in die Finsterniß der Verdammten. Welch eine grausame Verhöhnung! Es ist zu viel! Zermalmend sinkt der Schmerz auf seine Brust, sie muß zerspringen in dieser Qual.

Da faßt Bernhard seine Hand und blickt ihm staunend ins Auge. „Was ist dir, Ludwig?“ fragt er mit sanft eindringender Stimme.

„O, mein Bernhard! In deine Arme laß mich flüchten vor der kalten Schlange des Entsetzens, die mir mit eisigen Ringen die Brust umschnüren will.“

Er hielt ihn in heißer, unauflöslicher Umarmung; an dem Herzen des Freundes löste sich das starre Grausen seiner Brust, und in milden Wellen floß der tiefe, unerschöpfliche Strom der Schmerzen dahin!

Achtes Kapitel.

Endlich lag Smolensk, das vielverheißene, ersehnte Ziel der Mühen, vor den Blicken der Krieger und stieg mit seinen schwarzen Mauerzinnen und Thürmen finster über dem Schneegefilde empor. Dort sollt ihr Obdach finden gegen die Winterstürme; dort wird der gierige Hunger, der in euern Eingeweiden nagt, gestillt werden; dort sollen die erstarrten Glieder Wärme, die überspannten, schmerzenden Muskeln Ruhe, die todesmatte, erschöpfte Kraft des Geistes Stärkung finden.

Nicht die zehntausend wandernden Griechen sahen so freudig den Spiegel des heimischen Meeres vom Gebirge her glänzen, nicht Columbus' verzagende Mannschaft begrüßte die Küste des neuen Welttheils mit solchem Freudendank gegen den Allmächtigen, als die vom Grimm des Winters, des Hungers und der Todesermattung verfolgten Krieger die Mauerzinnen der Stadt erblickten, wo ihnen das Ende der Mühsal verheißen war. Ein Schimmer der Freude überflog die bleichen, hagern Gestalten, ein letzter Anflug des Muthes und der Kraft kehrte in die entkräfteten Körper zurück.

Schon war man auf eine Stunde Weges den Mauern dieser Feste nahe gekommen, als man von beiden Seiten der Straße, anfangs einzeln, dann in größern Trupps, die verhungerten gespenstischen Gestalten derjenigen gewahrte, die ihre Waffen verloren oder weggeworfen hatten und, weil schon die Bande der Ordnung und des Gehorsams überall zerrissen waren, die Hoffnung hegten, sie würden einzeln, willkürliche Wege wählend, sicherer durch die Wüsteneien des Schnees und der Wälder dringen, als wenn sie bei der Masse

blieben, für die niemals das ausreichte, was man auf einem Fleck versammeln konnte. So waren denn Tausende wie Räuberhorden dem Heere bald vor, bald nachgezogen, bald hatten sie es zur Seite umschwärmt. Die Wuth des Hungers in dem gierigen, von Entzündung glühenden Auge, schwarz von Rauch und Erde, in Lumpen gehüllt, warfen sich die Scharen gleich den Harpyen über alles her, was sie berührten. Keine vernünftige Stimme zügelte ihre bis zum Wahnsinn gesteigerte Begierde. Fanden sie irgendwo eine Speise, so fielen sie mit der Wuth des Raubthiers darüber her und verschlangen sie mit so rasender Hast, daß die meisten, wie an genossenem Gift, gleich darauf unter wilden Qualen zuckend zu Boden stürzten und den Geist aufgaben. Doch kein Beispiel schreckte die später Herandringenden ab; wie von blindem Wahnsinn getrieben, stürzten sie sich in dasselbe Verderben, das ihre Kameraden vor ihren Blicken getödtet hatte. Ja, selbst das Geheul und das Aechzen der noch zuckenden Sterbenden schreckte sie so wenig zurück, als es ihnen auch nur noch einen Blick des Mitleids abgewann. Das Elend hatte die menschliche Natur in diesen Unglückseligen zur entsetzlichsten Entartung geführt; jeder kannte nur sich selbst, nur den nächsten Augenblick; denn die Qualen der Gegenwart waren zu fürchterlich, und alles, was diese stillte, erschien als ein nicht zu fassendes Glück, wenngleich in der nächsten Minute das doppelte Elend dafür hereinbrach. Diese grauenhaften Gestalten erschienen plötzlich, zu dunkeln Schwärmen zusammengerottet, wie sie aus den nächsten Wäldern, durch die sie ihren Weg genommen hatten, zufällig früher oder später auf die Straße geriethen. Eine Viertelstunde vor der Stadt häuften sich die Andrängenden so, daß die noch geordneten Corps der Alten und der Jungen Garde sich nur mit Mühe die Straße zum Marsch freihielten. Jetzt zogen

sich die Thalränder, die die Ufer des Dniepr bilden, näher zusammen und beschränkten die Straße. Von beiden Seiten zeigten sich diese entsetzlichen Rotten auf den Höhen. Sie versuchten auf den beschneiten, beeisten Abhängen hinunterzuklimmen, um die Straße zu erreichen, doch die schwache Kraft der Füße leistete ihnen den Dienst, wozu rüstige Gewandtheit gefordert wurde, nicht mehr. Sie stürzten übereinander hin, die Abhänge hinab, und rötheten den Schnee mit dem Blut ihrer von den rauhen Eissplittern zerrissenen Hände und Wangen. Unter jammerndem Geheul rollten sie in die Tiefe, vermochten aber nicht mehr, sich von dem Sturz aufzurichten, sondern blieben betäubt am Wege liegen. Jetzt sah man die Thore der Stadt. Selbst unter dem in dem eisernen Gesetz des strengsten Gehorsams fest eingewachsenen Corps der Alten Garde ließ sich jetzt die Ordnung nicht mehr erhalten, sondern gleich hungerigen Tigern auf die Beute, wollten die einzelnen aus den Reihen hervorstürzen, um zuerst den Zufluchtsort zu erreichen; denn schon hatte ein Theil jener Horde Verhungernder, die ohne Führer und Ordnung durch die Wälder gedrungen waren, die Stadtmauern erreicht und drängte sich in schwarzem Gewimmel um dieselben her. Doch bei dem Anblick dieser hohläugigen Gestalten, in den seltsamsten Trachten, wie Noth und Zufall sie erfinden, bei ihrem krampfhaft gierigen Andrängen, hatte man in der Stadt gefürchtet, und mit Recht, sie würden wie eine Schar hungeriger Wölfe über die Vorrathsmagazine herfallen und überall plündernd und zerstörend einbrechen. Deshalb wurden ihnen die Thore des verheißenen Asyls geschlossen, und ohnmächtig wütheten und jammerten sie vor den unerbittlichen Mauern um Einlaß.

Schon mehrere Stunden hatten viele dieser Unglücklichen von Frost erstarrt, von Hunger gefoltert, im Angesicht de

Rettung vergeblich um Hülfe und Erbarmen gerufen. Die meisten waren in Verzweiflung und Erschöpfung niedergesunken und durch die immer grimmiger werdende Kälte schon getödtet.

Die geordneten heranrückenden Truppen vernahmen das gräßliche, wilde Geheul um Speise, welches sich mit herzzerschneidenden Lauten des Jammers mischte. Jetzt überkam auch sie die Angst, daß es ihnen ebenso ergehen möge, daß man hier Gewalt brauchen müsse und nur derjenige Labung finden werde, der zuerst raubend einbreche. Darum stürzten sie aus den Reihen hervor und suchten, soviel die erschöpften Kräfte ihnen gestatteten, einander vorauszueilen, um den Ort des Heils zu erstürmen, und was er darbieten konnte, mit gewaltsamer Hand zu erbeuten.

Der Marschall Bessières warf sich vergeblich denen, die den Gehorsam aufkündigten, entgegen, umsonst suchten die Offiziere sie mit Gewalt zurückzuhalten. Das Getümmel drohte schon sich fort durch die ganze lange Colonne zu verpflanzen, als plötzlich der Kaiser in den vordersten Reihen erschien und mit einem Wink halt gebot. Die Ehrfurcht vor der geheiligten Person des Feldherrn, an dem in dieser Zeit der Drangsale das letzte Vertrauen hing, fesselte selbst die Verwegensten.

„Soldaten, kehrt in euere Reihen zurück“, sprach er streng, aber ruhig, und fand augenblicklichen Gehorsam.

Er selbst ritt jetzt an die Spitze der Truppen, und in düsterer Stille, aber streng geordnet rückten die Krieger in die Festung ein.

Rasinski mit den Seinigen folgte unmittelbar der Alten Garde. Nur die Hälfte war beritten, die übrigen gingen zu Fuß, da ihre Pferde vor die Kanonen gespannt waren. Bernhard und Ludwig waren zu Pferd. Als sie auf der

Höhe des Thalrandes waren, deutete Ludwig mit der Hand zur Linken über das Schneefeld und sprach zu Bernhard: „Erkennst du wol das Schloß dort drüben?"

„Hm!" entgegnete Bernhard, „ich hätte geglaubt, es müsse völlig heruntergebrannt sein; aber es steht doch noch so ziemlich auf den Beinen."

„Ich weiß nicht, weshalb ich auch noch jetzt dieses ehrwürdige Gebäude mit seinen seltsamen Thürmen und Zinnen mit einem ganz besondern Gefühl betrachte", antwortete Ludwig.

„Ich jetzt mehr als damals; aber das macht die Erinnerung. Weißt du, ich glaube, wir sind unkenntlicher geworden als das Schloß dort, obwol die Flamme ihm wahrscheinlich alle Eingeweide ausgebrannt hat. Denn wenn ich dich so betrachte, mit dem langen Bart und den schwarzen Rauchfurchen im Gesicht, so kann ich mir wol denken, wie ich selbst aussehe. Es wäre der Mühe werth, unser Porträt zu malen, damit wir doch dereinst in Deutschland oder Frankreich den Leuten zeigen könnten, welche Gesichter die siegreiche Armee geschnitten hat, als sie zum zweiten mal nach Smolensk kam."

„Seid getrost, Freunde", sprach Rasinski zurückgewandt, „eine Zeit der Ruhe liegt vor uns. Sie wird uns auch Gelegenheit bieten, uns wieder ein menschliches Ansehen zu geben."

Sie ritten jetzt durch das Thor der obern Stadt ein; denn die östliche Hälfte liegt auf der Anhöhe, die westliche jenseit des Dniepr in der Tiefe. Als sie die nächste Gasse hinabkamen, blickten sie einander betroffen an.

„Nun wahrlich!" sprach Bernhard leise zu Ludwig, „Smolensk sieht nicht aus, als sollte es unser Capua werden."

„Wenn die ganze Stadt so zerstört und wüst ist", ant-

wortete Ludwig ebenso leise, „so wird sie uns nicht mehr Lebensmittel darbieten als die große Straße, die wir gekommen sind.“

„Ich sehe noch nicht, wie wir ein Loth Reis hier kochen wollen“, flüsterte Bernhard; „bemerkst du wol, daß alle Fensterkreuze ausgebrochen sind? Wo hier noch Holz in der Mauer saß, scheint man schon Ernte gehalten zu haben.“

„Und doch, glaube ich, thäten wir wohl, einige dieser Einsturz drohenden Gebäude in Zeiten zu besetzen“, erwiderte Ludwig ebenso leise; „denn wenn jene Massen Unglücklicher von draußen erst hereindringen, so bleibt kein Stein auf dem andern.“

„Das denke ich auch“, entgegnete Rasinski, der mit seinem leisen, stets aufmerksamen Ohr alles vernommen hatte, „und ich sinne auch schon darauf, schnell das Recht des Erstbesitzes geltend zu machen. Nur hoffe ich, die Unterstadt wird besser erhalten sein; denn hier stürzt uns vielleicht in der Nacht das ganze Quartier über dem Kopf zusammen.“

„Die frischen Pferdegerippe dort auf der Seite“, sprach Bernhard und deutete mit dem Finger in eine engere Seitengasse hinein, „zeigen auch nichts Gutes an; sie sehen mir gerade so aus, als ob das Fleisch erst vor einer halben Stunde heruntergeschält wäre. Ich möchte meinen armen Klepper, so mager er ist, hier nicht eine Viertelstunde anbinden; denn schwerlich fände ich etwas anderes von ihm wieder als die Knochen. Auf einen sonderlichen Braten dürfen wir daher hier auch nicht rechnen.“

„Nun, Lebensmittel sind hier“, entgegnete Rasinski, „oder die Befehle des Kaisers müßten aufs unverantwortlichste vernachlässigt worden sein. Ihr habt doch noch vorgestern gesehen, daß ein Transport herauskam, den der Kaiser billigerweise denen zusandte, die sich für uns schlagen

und außer der Beschwerde des Marsches noch die Gefahr des Kampfes tragen müssen."

Ein Adjutant unterbrach das Gespräch, indem er den Befehl brachte, rechtsab zu reiten, wo die Quartiere für die Cavalerie angewiesen seien.

Rasinski nahm daher mit der kleinen Schar, die er noch um sich hatte, seinen Weg durch eine gewundene, halb-eingestürzte Gasse und erreichte so einen freien Raum, wo einige große, steinerne Gebäude, die vermuthlich zu Waaren-magazinen gedient hatten, in den untern Geschossen Ställe für die Pferde, in den obern Quartier für die Leute dar-boten. Doch auch diese Häuser waren oft ganz verwüstet. Nur in den obern Stockwerken sah man noch hier und da ein Fensterkreuz; die Thüren waren sämmtlich ausgehoben, ja an einigen Stellen der gedielte Boden aufgerissen. In-dessen gewährten die halbzertrümmerten Gebäude doch ein trockenes Obdach, und falls man nur Holz, Lebensmittel, Stroh und Futter für die Pferde herbeischaffen konnte, so schien der Aufenthalt darin doch, gegen die bisherigen Be-schwerden gehalten, eine Zeit der Schwelgerei zu versprechen; denn in den meisten Zimmern fanden sich große steinerne Oefen, durch die man, selbst bei den nicht zu schließenden Fenstern, doch noch Wärme genug in den Räumen verbrei-ten konnte, um darin auszudauern.

In wenigen Minuten waren die Quartiere bewohnt, die Pferde in die Ställe gezogen. Rasinski's regelmäßige, unermüdete Sorge hatte es bewirkt, daß er bis auf einige wenige, die der Anstrengung unterlagen, seit dem Tage von Dogorobuye die Seinigen beisammengehalten hatte. Da er nicht duldete, daß irgendeiner, er selbst aber am wenigsten einen Vorzug genieße, waren auch die kümmerlichen Lebens-mittel so verwaltet worden, daß niemand ganz leer ausging

Jetzt war es sein Erstes, Boleslaw zum Empfang von Lebensmitteln für die Leute und Jaromir zu dem von Fourrage, jeden mit angemessener Mannschaft, abzusenden. Boleslaw nahm zwölf Mann und ging nach dem ihm bezeichneten Magazin. Hier fand er ein unbeschreibliches Getümmel. Es war nicht sobald bekannt geworden, daß in dem Gebäude Lebensmittel aufgestapelt seien, als die hungernden Soldaten und Nachzügler sich, wie ein Schwarm von Raben über einen Leichnam herfällt, um die Thüren lagerten, und mit ihrem Jammer und Heulen die Lüfte erfüllten. Einigen gelang es, trotz der davor gestellten Wachen, eine Thür aufzubrechen und nun mit blinder Gier über die Lebensmittel herzustürzen und sie roh zu verschlingen. Man sah, sie fanden nur ihren Tod, und was Hunderte vom Verderben retten konnte, wurde frevelhaft vergeudet, um die rasende Begierde einiger wenigen zu stillen. Deshalb war es nothwendig, so grausam die Maßregel erscheinen konnte, der gesetzlosen Gewalt eine gesetzliche entgegenzustellen. Die Aufseher der Magazine mußten regelmäßige Truppen herbeirufen, die mit dem Bajonnet und dem Säbel auf ihre eigenen Kameraden eindrangen und sie zurücktrieben. Da dies aber nicht sogleich gelang, weil jedem der Hungertod entsetzlicher schien als der plötzliche durch die Waffen, wurde Feuer in den dichtesten Haufen gegeben. Jetzt stob er auseinander; doch er ließ den Boden mit blutenden Leichen bedeckt.

Durch ein solches schauderhaftes Gewühl mußte sich Boleslaw Bahn machen; er that es mit Ernst, aber zugleich mit tiefschmerzlichem Gefühl. Doch selbst der Berechtigten waren so viele, daß mehrere Stunden im Kampf und Gedränge verstrichen, ehe er die Lebensmittel, die ihm zukamen, empfangen konnte. Seine Leute gehorchten ihm noch und trugen das Empfangene, ohne es zu berühren, zu ihren

Kameraden, um es mit ihnen zu theilen. Allein dies war nicht leicht.

Mann an Mann geschlossen, mit den gezogenen Pistolen in der Hand, mußte Boleslaw sie durch die tobende, fluchende, heulende und jammernde Menge führen und sich gegen dieselbe wie gegen eine Räuberbande vertheidigen. Nur mühsam gelang es ihm, endlich bis in das Quartier des Regiments zu bringen.

Jaromir war glücklicher gewesen als er, denn bei dem Empfange der Fourrage hatte nicht ein solches Gedränge stattgefunden.

Als Boleslaw Rasinski seinen Bericht abstattete, schüttelte dieser das Haupt und sprach: „Das sind bedenkliche Zeichen! Wir werden hier nicht lange bleiben können, denn unser Bestreben muß es sein, so rasch wie möglich die Grenzen Rußlands zu erreichen. Bei einer so gänzlichen Auflösung alles Gehorsams würde ein entschiedener Angriff uns vernichten. Ich sandte Bernhard und Ludwig zum Empfang von Munition; dort hatten sich nur von wenigen Regimentern Leute eingefunden. Wenn der Soldat schon nicht mehr daran denkt, sich vertheidigen zu wollen, was soll daraus werden? Ja selbst zum Empfang der Löhnung hatte sich nicht ein Drittheil eingestellt, obgleich alle Regimenter benachrichtigt waren!“

„Laß nur diesen einen Tag der gänzlichen Erschöpfung und Verzweiflung vorüber sein“, antwortete Boleslaw, „so wird sich Ordnung und Gehorsam schon wiederfinden. Noch haben die Schrecken des Marsches, des Hungers, der Kälte die Leute ganz betäubt. Mußten wir selbst doch alle Kräfte zusammenraffen, um nicht den Muth völlig sinken zu lassen; und wie viel besser ist es uns noch ergangen als den übrigen! Durch deine Fürsorge sind die meisten unserer Leute

warm gekleidet; sie haben wenigstens gute Stiefel und Mäntel. Auch ist immer noch etwas Speise für sie dagewesen. Aber betrachte die andern! Zerlumpt, mit zerrissenen Schuhen mußten sie die furchtbaren Nächte im Freien zubringen, die Tage hindurch sich durch den Schnee arbeiten. Wenn die Qualen so hoch steigen, daß in den Strafen des Ungehorsams kein Schrecken mehr liegt, dann läßt sich die Ordnung nicht mehr erhalten."

„Aber das Verderben liegt darin", sprach Rasinski stark betonend; „das Verderben des Ganzen und der einzelnen! Das sehen die Rasenden nicht ein. Gefahr und Noth würden sich für alle um die Hälfte vermindern, wenn sich keiner eigennützig derselben zu entziehen suchte. Von Zwanzigen, von Hunderten gelingt es einem; die andern gehen desto schneller und sicherer zu Grunde."

„Laß ihnen nur zwei Tage Zeit, sich zu erholen, so werden sie der vernünftigen Vorstellung zugänglich sein und zum Gehorsam zurückkehren."

„Aber ist es denn noch Zeit? Haben sie nicht schon ihre Waffen weggeworfen? Fallen sie nicht schon den übrigen nur als Ballast beschwerlich, ohne noch etwas zur Rettung beizutragen? Der Kaiser muß außer sich sein über einen solchen Anblick."

Jaromir, Bernhard und Ludwig traten ein. Sie kamen von den Ställen herauf, wo alle Pferde wohl besorgt waren.

„Es ist die erste ordentliche Fütterung, die unsere Pferde erhalten, seit wir Moskau verließen", sprach Jaromir. „Das heißt, unter einer ordentlichen Fütterung verstehe ich halb Spreu, halb Hafer und kaum eine Drittelsration. Doch sieht man, wie es den Thieren behagt und bekommt!"

„Um des Himmels willen gebt ihnen nicht volles Maß.

Kaum morgen oder übermorgen würden sie es vertragen", erinnerte Rasinski.

„Sei unbesorgt", sprach Jaromir, „ich habe selbst überall das Auge gehabt."

„Wohl", antwortete Rasinski. „Doch nun laßt uns auch an uns denken. Es ist die erste Mahlzeit seit langer Zeit, die wir unter Obdach, sitzend und in trauter Gemeinschaft zu uns nehmen werden."

Alle noch übrigen Offiziere hatte Rasinski zu sich in das leidlich bewohnbare Zimmer geladen. Es war das erstemal, daß er einen kleinen Vorzug vor den Seinigen hatte, den sie ihm mit Gewalt aufdrangen. Er glaubte ihn diesmal annehmen zu dürfen, weil es den Leuten gleichfalls nach Verhältniß und Umständen wohl erging. Deshalb verstattete er sich auch mit den Freunden den Genuß einer Flasche Weins; der Kaiser hatte aus seinem eigenen Vorrathe jedem der Regimentscommandeure zwei Flaschen zustellen lassen. „Die andere", sprach Rasinski, „laßt uns auf dringendere Zeiten bewahren."

Nach der Mahlzeit schloß die Uebermüdung allen bald das Auge, und sie genossen der köstlichen Labung des Schlafes, ohne durch den Schmerz der vor Kälte erstarrenden oder durch die zu große Nähe der Flamme fast verbrennenden Glieder jeden Augenblick aus der dumpfen Betäubung geweckt zu werden, die sie in den Bivouaks statt eines leichten, erquickenden Schlummers umfing.

Neuntes Kapitel.

Es war heller Tag, als sie erwachten; und vielleicht hätten sie noch länger geruht, wenn der Hunger sie nicht geweckt hätte. Zum Glück konnten sie ihn diesmal befriedigen.

Rasinski ging aus, um zu versuchen, ob er es möglich machen könne, seinen Leuten einigen Vorrath von Lebensmitteln zu verschaffen, damit sie für die nächsten Märsche gedeckt wären.

Während seiner Abwesenheit kam Regnard und erzählte, daß ein zu Paris verhafteter General, Mallet, einen Aufruhr zu stiften und die Absetzung des Kaisers zu decretiren versucht habe. Freilich sei die neue Dynastie nur einige Stunden alt geworden, dennoch habe die Nachricht einen tiefen Eindruck auf den Kaiser gemacht, und er solle gegen den Grafen Daru geäußert haben: „Wie nun, wenn wir in Moskau geblieben wären?“

„Jetzt sind diese Nachrichten eingetroffen?“ fragte Bernhard.

„Schon zu Dogorobuye erhielt der Kaiser die Depeschen“, fuhr Regnard fort; „er achtete aber doch nöthig, sie zu verheimlichen. Auch von der Arrièregarde sollen schlimme Nachrichten eingetroffen sein. Bei Wiazma hat ein heftiges Gefecht stattgefunden, wobei wir viele Leute verloren haben; der Prinz Beauharnais hat am angeschwellten Fluß Wop, über den er seinen Uebergang nicht rasch genug bewerkstelligen konnte, seine halbe Artillerie und alle Bagage zurücklassen müssen. Doch ist sie zum Glück den Kosacken nicht in die Hände gefallen, denn sie wurde mit den Pulverwagen zugleich in die Luft gesprengt. Indessen muß die

Arrièregarde furchtbar gelitten haben, wenn wir bedenken, daß schon wir so viele Tausende nur durch Hunger und Kälte verloren! Die nach uns Marschirenden werden noch weniger finden als wir und haben es überdies mit dem Feinde zu thun."

Jaromir hatte sich still zurückgezogen, während Regnard erzählte; bei dem großen Elende, welches jetzt herrschte, war ihm das Schicksal Alisettens doch nicht gleichgültig. Er empfand Mitleid mit der Unglücklichen, deren Leichtsinn jetzt so entsetzlich bestraft werden konnte. Gern hätte er nach ihr gefragt, doch konnte er die Worte nicht über seine Lippen bringen. Deshalb verließ er lieber das Gemach und ging auf die Gasse hinab.

In den letzten Tagen hatten die übermäßigen Anstrengungen ihn mit Gewalt von der Beschäftigung mit seinem Schmerz abgezogen. Kaum war jetzt ein Augenblick der Ruhe eingetreten, so zeigte sich auch dieser innere Feind wieder. Eine briefliche Verbindung mit Warschau war jetzt unmöglich geworden; es machte ihm daher bittere Sorge, ob der Brief, den Rasinski zu bestellen übernommen hatte, angekommen sein werde, oder ob die entehrende Beschuldigung noch auf Lodoiska laste, ohne durch seine Selbstverurtheilung zurückgenommen und gesühnt zu sein. Diese Vorstellung quälte ihn mit unerbittlicher Härte. In den Augen der Geliebten ein Schuldiger zu sein, das hatte er tragen gelernt; doch ihr für einen Unwürdigen, Verächtlichen zu gelten, dessen rohe Gesinnung das Heiligthum ihres Herzens mit Füßen trat, und dem nach dem hinreißenden Augenblick der Leidenschaft die Besinnung nicht zurückkehrte — das beugte ihn in eine solche Tiefe hinab, daß er den Muth, diesen Schmerz ertragen zu können, nicht in sich fand. Und wenn nun — wie es jetzt durch das furchtbare Verhängniß,

welches das ganze Heer traf, möglich wurde —, wenn nun der Tod ihn und Rasinski und die übrigen, die seine Schuld und seinen Entschluß der Sühne kannten, hinraffte, bevor einer von ihnen den Schleier von der unglückseligen Wahrheit heben konnte? Wenn er die Schmach und Entwürdigung, die sein Verdacht schonungslos auf die Geliebte geworfen, nicht mehr zurücknehmen konnte! Wenn diese erdrückende Last des Bewußtseins ihn bis in das Jenseits verfolgte!

Bei dem Blick in diese Möglichkeiten schwindelte ihm, als ob er an dem jähen Rande eines Abgrundes stehe; seine Vorstellungen verwirrten sich, und er bedurfte seiner ganzen männlichen Anstrengung, um ihnen nicht willenlos anheimzufallen. Doch eine unheimliche Gewalt zwang ihn fortwährend, das Auge wieder in diese grauende Tiefe seiner Zukunft zu richten. Er fühlte, daß man die bewußte Macht über seine Gedanken verlieren könne; die Möglichkeit, wahnsinnig zu werden, berührte ihn mit kaltem Grauen.

Er sah Regnard wieder gehen. Die lange, hagere, knochenstarke Gestalt desselben, seine scharfen, selbst durch die Anstrengungen dieser Zeit fast gar nicht geänderten Züge flößten ihm jetzt einen Widerwillen ein, der an Furcht streifte. Er glaubte seinen bösen Dämon in ihm zu sehen, und wandte daher rasch seine Schritte, um ihm nicht zu begegnen.

Bald nach Regnard kamen Bernhard und Ludwig herunter auf die Straße; sie waren einander selbst jetzt wieder kenntlich geworden, da sie seit dem Rückmarsch von Malo-Jaroslawez zum ersten male die Möglichkeit gehabt hatten, sich umzukleiden und ordentlich zu reinigen.

„Wahrhaftig“, rief Bernhard im Heraustreten, „jetzt nehmen wir uns ganz stattlich aus. Seit dir der Bart nicht mehr wie ein halbzölliges Stoppelfeld um das Kinn

starrt, siehst du ordentlich schön aus. Aber hier ist freilich niemand, der sich verlieben könnte."

„Schon wieder leichtsinnige Gedanken!" sprach Ludwig lächelnd. „Doch in der That ist es sogar in großer Bedrängniß etwas werth, sich nicht selbst zum Widerwillen zu sein. Erst jetzt fühle ich mich wohl."

„Im ganzen sieht man", antwortete Bernhard, „daß die Prügel dem Menschen wie dem Hunde gut bekommen; denn wir befinden uns doch heute eigentlich ganz erträglich. Wenn man nicht unter der Peitsche verblutet, so ist's ein gesunder Aderlaß."

„Wie glücklich du in so wenigen Stunden vergessen kannst!" seufzte Ludwig. „Ich sehe die Vergangenheit zu finster und die Zukunft zu drohend bewölkt, um mich der Gegenwart freuen zu können."

„Bester, die Zukunft wird so schlimm nicht sein, denn wir sind jetzt auf die schlimmste gefaßt; wenn man weiß, was da kommt, empfängt man das Unheil ganz anders, als wenn man aus geträumtem Himmel plötzlich hineinfällt. Ein unvermutheter Stoß wirft mich hin; habe ich aber Zeit, mich fest auf die Beine zu stellen, so kann ich der dreifachen Gewalt Widerstand leisten. Jetzt laß uns aber sehen, ob wir Schuhe auftreiben können. Wir müssen die Lazarethe durchstöbern und versuchen, ob sich eine Erbschaft machen läßt. Ich würde Rasinski gar gern diesen Dienst leisten."

Dieser hatte ihm nämlich den Auftrag gegeben, den Versuch zu machen, ob sich für die Leute, deren Schuhwerk durch den Marsch gänzlich zerrissen war, neues auftreiben ließe. Sie gingen; mehr dem Zufall als einem Plane folgend, nahmen sie ihren Weg in die Unterstadt, wo die Lazarethe der Reservearmeen sich befanden. Vor einem großen, halbverfallenen, aber doch halb zur Bewohnung eingerich=

teten Gebäude sahen sie zwei Männer in dicken Pelzen und mit Pelzmützen bekleidet stehen. Sie theilten Befehle an verschiedene andere aus, deren Uniform sie als zu dem Verpflegungspersonale gehörig bezeichnete.

„Gewiß ein paar Schufte, die uns hungern und frieren lassen", rief Bernhard unwillig, „und in ihren Pelzen spöttisch zuschauen, wenn der arme Soldat im Schmerz der Kälte Thränen vergießt. Ein Muttersöhnchen! denken sie. Aber ich wollte euch nur einen Bivouak machen lassen wie den bei Dogorobuye!"

„Vielleicht wäre aber doch gerade bei diesen Leuten etwas zu machen", erwiderte Ludwig. „Laß uns näher gehen und zusehen, ob wir etwas erlangen können."

„Meinethalben! Aber ich gestehe redlich, ich habe lieber mit einem Kosacken zu thun, der's doch gerade heraussagt, daß er mich plündern und im Nothfall todt schlagen will, als mit diesen giftigen Kreuzspinnen, die sich die fetten Bäuche von dem Marke der hinsterbenden Soldaten mästen. Was hilft's aber! Nur näher denn!"

Sie traten zu den beiden Männern, welche mit dem Rücken gegen sie standen, heran; als diese die Schritte und den Gruß der Kommenden hörten, wandten sie sich um. Ein gegenseitiges Erstaunen war sowol in Ludwig's und Bernhard's als in den Zügen der Fremden zu lesen.

„Sehen wir uns hier wieder?" fing nach einigen Augenblicken der jüngere der beiden Fremden an, indem er den Mund zu einem widrigen Lächeln verzog. Kaum hatte er diese Worte gesprochen, als Ludwig mit einem Gefühl, als sei er in eine Gletscherspalte gestürzt, Beaucaire und in seinem ältern Begleiter St.-Luces erkannte.

„Gensdarmen!" rief Beaucaire, ehe Ludwig ein Wort hervorbringen, einen Entschluß fassen konnte, „verhaftet

sofort diese beiden und werft sie in strenges Gefängniß! Es sind Verräther, die sich an Rußland verkauft haben!"

Erst durch diese Worte erkannte Bernhard, wen er vor sich habe; denn er hatte Beaucaire in Dresden nur einige Augenblicke auf der Straße gesprochen, und so fest ihm die Physiognomie auch zum Theil aus frühern Erinnerungen eingeprägt war, hatte doch die Fremdartigkeit der Tracht sein sonst so sicheres Gedächtniß einen Augenblick ungewiß gelassen. Jetzt ergriff ihn eine unüberlegte aber unbezwingliche Wuth. „Das lügst du, elender Bube!" rief er mit furchtbarer Stimme, sprang einen Schritt zurück und riß den Säbel heraus. „Wer mir zu nahe kommt, dem spalte ich den Schädel!"

Ludwig, der gleichfalls erkannte, daß hier ein entschlossenes Handeln allein zu retten vermochte, stieß mit angestrengter Kraft den Gensdarmen, der ihn beim Arme ergreifen wollte, zurück, daß er in den Schnee taumelte, und im Augenblick blitzte auch in seiner Hand der Säbel.

In der Nähe waren Soldaten. „Kameraden, zu Hülfe, zu Hülfe!" rief Bernhard laut. „Diese Schurken, die uns verhungern lassen, wollen uns jetzt noch mishandeln und morden! Herbei, zu Hülfe!"

Allein, wie es in der Leidenschaftlichkeit immer der Fall ist, rief er diese Worte nicht französisch, sondern in seiner Muttersprache. Theils wurden sie daher nicht verstanden, theils bezeichneten sie ihn sogleich als einen Fremden, auf die, seit das Heer von so furchtbarem Unheil betroffen wurde, sich der heimliche Haß der Franzosen schon längst gerichtet hatte. Sie glaubten, und nicht völlig mit Unrecht, sämmtliche, aber zumal die deutschen Bundesgenossen freuten sich im stillen über das Unglück des Kaisers und der Armee. St.-Luces, gewandt, jeden Umstand zu benutzen, rief daher

ebenfalls: „Ce sont des traîtres allemands, des espions soldés par la Russie!“

Diese Worte mußten besser wirken. Die in der jetzigen Stimmung leicht zu erbitternden Franzosen drangen auf die beiden Opfer, die ihnen so bezeichnet waren, ein, um sie niederzuschlagen. Bernhard wollte sich nicht ergeben, doch Ludwig hielt ihm selbst den Arm und rief: „Vertheidige dich nicht! Wir könnten hier ein Unglück anrichten. Man muß uns Urtheil und Recht gewähren. Rasinski wird uns nicht verlassen; auf ihn berufen wir uns.“ Bernhard stampfte unwillig mit dem Fuße und knirschte mit den Zähnen.

„Wir sind Ihre Gefangenen, mein Herr“, wandte sich Ludwig zu St.-Luces; „wir werden um Verhör und Urtheil bitten, damit endlich diese grundlose Anklage ein Ende habe. Wir sind Soldaten des polnischen Heeres; Oberst Rasinski ist unser Befehlshaber. Er wird uns zu vertreten wissen; ich fordere, daß Sie ihm unsere Verhaftung sogleich melden!“

Die Gensdarmen nahmen beiden die Säbel ab, und auf St.-Luces' Geheiß wurden sie sofort in das Gebäude hineingeführt. Der Unteroffizier wollte sie in die Wachtstube neben dem Thore bringen, wo die Magazinwache sich befand, doch Beaucaire rief: „Nein! Diese Verbrecher haben das Leben verwirkt. Sie müssen in ein sicheres Gefängniß gebracht werden. Sperrt sie in einen der Keller nach dem Graben hinaus ein!“

„Ludwig, Ludwig“, sprach Bernhard im Gehen, „ich fürchte, du hast übel gethan, nicht den Waffen und der Flucht zu vertrauen. Wer weiß, ob Rasinski von diesen Schurken unterrichtet wird, ehe es zu spät ist!“

Ludwig schien von der Wahrheit dieser Worte getroffen. Im ersten Eifer konnte sein edelmüthiges Herz selbst einem solchen Feinde wie Beaucaire nicht diesen Grad der Bosheit

zutrauen; er hatte daher gegen ihn gehandelt, wie er gegen einen Mann von Ehre hätte handeln müssen. Jetzt fiel ihm bei, daß vielleicht niemand mehr als eben Beaucaire das Tageslicht bei dieser Angelegenheit zu scheuen habe, er dachte an die Zumuthungen, die der Elende seiner Schwester gemacht hatte, und es ward ihm klar, daß dieser Grad der Unwürdigkeit auch nur in der niedrigsten Rache Genugthuung finden könne. Da warf er einen Blick auf den Sergeanten der Gensdarmerie, welcher sie nebst drei Mann begleitete. Dieser trug den Orden der Ehrenlegion, hatte zwei Narben auf der Stirn und ein Auge, das eine würdige Gesinnung versprach.

„Ihr seid Soldat", redete er ihn an; „Ihr werdet einem Kameraden eine Bitte nicht abschlagen."

„Außer die, welche mir meine Pflicht verbietet", antwortete der Sergeant ernst.

„Wir sind unschuldig. Wir fallen als Opfer boshafter Rache. Wenn unser Oberst, der Graf Rasinski, unsere Verhaftung nicht erfährt, sind wir ohne Rettung verloren. Gebt mir Euer Wort, ihm dieselbe zu melden."

„Wenn meine Befehle nicht dawiderlauten, sehr gern."

„Er wird es Euch reichlich lohnen! Nehmt meinen Dank im voraus", rief Ludwig freudig und wollte dem Sergeanten seine ganze Börse in die Hand drücken.

Doch dieser trat zurück und entgegnete: „Keine Bestechung! Ich werde meine Pflicht als Soldat und Kamerad thun. Doch weg mit Euerm Gelde. Was sollte es uns auch hier helfen? Von dem Zeug haben wir genug."

„Ihr seid ein Ehrenmann; so nehmt wenigstens einen Händedruck für Euern guten Willen."

Der Sergeant reichte ihm schweigend, aber mit einem gutmüthigen Blick die Hand. „Hier sind wir am Ziel", sprach er und öffnete eine mit Eisen beschlagene Thür, von

der etwa zwanzig Stufen abwärts führten. Dann wandte man sich in einen Gang zur Rechten, eine zweite Thür wurde aufgeschlossen, und Ludwig und Bernhard betraten mit einem innern Schauer ihr Gefängniß, das sich sofort hinter ihnen schloß.

Es war ein feuchtes, kaltes Gewölbe, in das nur eine durch ein Eisenkreuz geschlossene runde Oeffnung, kaum von der Größe eines Menschenkopfes, spärliches Licht hineinwarf.

„Verfluchtes Loch“; murmelte Bernhard zwischen den Zähnen; „kalt wie ein Eiskeller, und doch dabei feucht! Sieh nur, wie alle Wände mit einem fingerhohen Reifteppich bedeckt sind! Ein so widriger dumpfer Geruch!“ Er ging tappend umher. „Sollte man uns hier wirklich auf dem nackten Stein liegen lassen? Nicht die Spur eines Lagers ist zu treffen. Ein Glück, daß wir die Mäntel anhaben, sonst könnten wir, ehe die Sonne untergeht, hier erfrieren.“

„Ich hoffe, wir werden noch früher unsere Freiheit erhalten“, sprach Ludwig in einem Tone, dem er den Ausdruck tröstenden Zutrauens zu geben suchte. „O Bernhard! Dieser Kerker scheint mir nicht fürchterlich! Aber der Gedanke, daß ich dich, den ganz Unschuldigen, in alle diese Strudel eines verworrenen Geschicks mit hineingerissen habe, nur weil du mir eine hülfreiche Hand entgegenstrecktest, um mich zu retten —“

„Um dich mit plumper, ekelhafter Dummheit vollends hineinzustoßen, während du ohne meine unberufene Thorheit wahrscheinlich jetzt auf dem Trocknen säßest“, unterbrach ihn Bernhard fast wild. „Sei kein Kind, Ludwig“, fuhr er sanfter fort. „Willst du dir am Ende noch Vorwürfe darüber machen, daß du die Sterne unsers Schicksals nicht am Draht lenken kannst? Willst du verantwortlich sein von

jetzt bis in alle Ewigkeit für das, was mir begegnet? Und doch knüpft sich nur eine Ursache an die andere, und wenn ich in funfzig Jahren am Keuchhusten sterbe, so kannst du mir beweisen, daß du daran schuld bist, weil du auf dem Simplon im Jahre 1812 deine Pflicht thatest gegen eine schöne, bittende Unglückliche.“ Ludwig blickte finster vor sich hin und schwieg. „Schließ doch einmal die verfluchte Rechnung ab!“ fuhr Bernhard fort. „Es könnte mir zuletzt noch glücklich gehen, und ich wäre dir dann für ewig zum Dank verpflichtet und dürfte kein Glas Wein mehr trinken, ohne mich gegen dich zu verbeugen und zu sagen: Siehst du, wäre ich nicht damals mit dir nach Rußland gegangen, so hätte ich nicht mit dir heimkehren können, und wäre ich nicht heimgekehrt, so hätte ich das große Los nicht gewonnen, und hätte ich das große Los nicht gewonnen, so hätte mich die schöne Prinzessin nicht geheirathet, und hätte ich sie nicht geheirathet, so säße ich jetzt nicht hier in meinem Prachtsaal, und — kurz ich will dir eine Kette von Ursachen und Wirkungen schmieden, die vom ersten Schöpfuugstage bis zum Jüngsten Gerichte reichen soll!“

„Deine freundlichen Verhüllungen werden mich an der Wahrheit nicht irre machen“, antwortete Ludwig bewegt. „Ich sehe diese Kerkerwände an, und messe die Weite zwischen hier und der Heimat — und ich weiß nicht, aber ich fühle es, was und wer dich hierher gebracht!“

„Ich fühle nicht, aber ich weiß, daß ich dich herschleppte mit meinen Dummheiten in Dresden! Aber du verlangst vielleicht gar, ich sollte dich ruhig stecken lassen in der Wolfsgrube und davonschleichen, nachdem ich dich hineingetölpelt hatte? Donnerwetter! Jetzt schießt mir's auf! Wäre ich nicht ein Lamm, ich könnte wild darüber werden! Seh' ich das Ding recht an, so willst du mir auf eine

feine, aber desto boshaftere Weise nur Vorwürfe machen. Doch vergeblich, guter Freund! Mein Gewissen ist ein Krokodilspanzer, eine Rhinoceroshaut; ich sage dir, es ist mit eichenen Bohlen verkleidet und schuß- und feuerfest dazu. Glaubst du, ich werde mich für alle Sünder verantwortlich machen, die unvermuthet und ohne Beichte in die Hölle fahren, weil sie von dem nachstürzenden Kiesgerülle, auf dem mein Fuß zufällig oder ungeschickt ausglitt, zerschmettert werden? So wenig, wie ich den Urerzvater Adam anklage, wenn ich einen dummen Streich begehe, daß sein Apfelbiß mir den Gewissensbiß zugezogen habe, den ich nämlich empfinden sollte! — Aber ich wünschte, wir hätten ein gutes Kaminfeuer hier und einen Divan mit Pferdehaaren gepolstert; denn das Stehen wird mir schwer, obgleich ich die Nacht gut geschlafen habe. Siehst du, das ist noch ein wahres Glück, daß wir ausgeruht und halb gesättigt in diesen russischen Bürgergehorsam gekommen sind. Faßte der Spitzbube uns gestern ab, so wäre dies heute unser anständiges Grabgewölbe, so rasch würden Hunger und Kälte uns still gemacht haben."

„Du bist so gut! Von allem siehst du die helle Seite!" antwortete Ludwig gerührt. „Hast du denn aber nicht bedacht, daß wir unsern Feinden eben nur heute kenntlich sein konnten? Wer hätte uns gestern in den langen, struppigen Bärten, mit dem verworrenen Haar, der schwarzen, rußigen Haut erkannt? So wird, was vor einer Stunde ein Glück für uns schien, jetzt unser Verderben."

„Und wer sagt dir das? Wenn es sich in dieser Stunde so umkehren kann, warum nicht in der nächsten abermals? Muth, Muth, Ludwig! Der Rachen des Todes steht lange offen, ehe er einmal zuschnappt; er hat oft genug vergebens in diesem letzten Vierteljahr die Zähne gegen uns gefletscht; er soll uns heute nicht bange machen."

„Ich zittere nicht!“ sprach Ludwig mit Würde, „denn ich darf meinen Richtern, wie ich sie ungern nenne, mit freier Stirn gegenübertreten. Aber ein tiefer Schmerz muß mich durchdringen, wenn ich sehe, wie ein unseliger Fluch auf mir lastet und die mit erdrückt, die sich am treuesten zu mir gesellen möchten! Dich und Marien! Und, wer weiß —“

„Orestes!“ unterbrach ihn Bernhard. „So laß mich denn dein Pylades sein.“ Er nahm ihn in den Arm und küßte ihn herzlich.

Zehntes Kapitel.

Eine Stunde, eine zweite verging; sie harrten vergeblich darauf, daß man sie zum Verhör führen solle. Die Kälte in dem dumpfen Gewölbe schien mit jedem Augenblicke zuzunehmen. Rings waren die Wände mit feinen Eiskrystallen bedeckt, und der Boden lag sogar hier und da voll Schnee, wie ihn der Wind in die Fensteröffnung getrieben hatte. Eben erhob er sich draußen aufs neue wieder und heulte schauerlich durch das Gewölbe. Die Müdigkeit zwang die Gefangenen, sich auf dem eiskalten Steinboden zu lagern; doch die Kälte trieb sie bald wieder auf. Nur in der Abwechselung zwischen Gehen und Liegen fanden sie die Möglichkeit, sich vor dem Erstarren zu schützen. Hände und Füße waren ihnen schon verklammt. Es fing an zu dunkeln; der Tag mußte sich neigen. Ludwig wurde von Minute zu Minute unruhiger; Bernhard pfiff sich Grimm und Sorgen weg.

„Ich fürchte“, begann endlich Ludwig, „Rasinski weiß

nicht, was aus uns geworden ist. Sonst müßten wir schon Nachricht von ihm haben."

„Die Zeit wird einem lang im Vogelbauer! Wir sind erst ein paar Stunden hier. Wer weiß, was für langweilige Proceduren nöthig sind, ehe er bis zu uns dringen kann. Wär' ich ein Vögelein!"

Ludwig schwieg; der Schmerz preßte ihm die Brust zusammen.

„Mir fällt etwas ein", rief Bernhard plötzlich. „Als die von dem Directorium zur Deportation in die Wüsten Guianas verdammten Terroristen nach Amerika übergeführt wurden — ich glaube auch Collot d'Herbois, der schlechte Schauspieler, der aber doch die Rolle des Tyrannen leidlich durchgeführt hat —, gab man ihnen, um sie an die schmalen Bissen in der verpesteten Wüste zu gewöhnen, nur schmale Schiffskost. Da fingen die Kerle an, sich aufs Brüllen zu legen, und schrien, bis ihnen die Kehlen vertrockneten: «Mich hungert!» Endlich wurde es der Kapitän überdrüssig und befahl: «Gebt den Hunden zu fressen, damit sie aufhören zu heulen.» So könnten wir's hier auch machen und an die Thür dort donnern, bis sich jemand um uns bekümmerte." Dabei that er einen wilden Fußstoß gegen die verschlossene Pforte, daß der Schall dumpf in dem Gewölbe widerhallte. Doch er sank halb taumelnd zurück, sodaß Ludwig hinzuspringen mußte, um ihn am Fallen zu hindern.

„Verflucht!" rief er, indem er die Zähne zusammenbiß. „Ich dachte nicht an den verteufelten Schmerz in den erstarrten Füßen. Das war eine Empfindung, als ob ich zwischen Hammer und Amboß gerathen wäre. Es geschieht mir schon recht. Geduld, Geduld! empfiehlt die Lehre der Liebe, und ich wollte ingrimmig toben gegen mein Schicksal.

Du mußt mich schon ein wenig stützen, Bester, denn der Schmerz ist mir bis in das Rückenmark gefahren!“ Er lehnte sich mit dem Arme auf Ludwig's Schulter und zog den schmerzenden Fuß krampfhaft an sich.

Da klirrten die Riegel der äußern Pforte und man kam die Stufen hinab.

„Nun, geholfen hat es wenigstens!“ rief Bernhard; „so soll es mich auch nicht gereuen.“

Erwartungsvoll hielten beide ihre Blicke auf die Thür gespannt, die, so hofften sie, sich ihnen zur Freiheit öffnen werde. Der Sergeant trat mit seinen Leuten ein.

„Ich habe Befehl, euch zum Verhör abzuführen“, sprach er ernst; „folgt mir.“

Von den Soldaten begleitet, verließen sie den Kerker. Sie wurden über den Hof geführt.

„Habt Ihr meine Bitte erfüllt?“ fragte Ludwig den Sergeanten halblaut.

Doch dieser deutete ihm durch ein stummes Zeichen an, daß er schweigen müsse.

Jetzt fing Ludwig an zu fürchten, daß seine gerechte Sache doch einen bösen Ausgang nehmen werde. Rasinski konnte nicht benachrichtigt sein, sonst würde er schon Schritte zu ihrer Befreiung gethan haben. Der Kaiser war in der Stadt; ohne allen Zweifel wäre er diesen selbst angegangen. Mit diesen Gedanken beschäftigt, folgte Ludwig mechanisch seinem vorangehenden Führer die Treppe im Vorderhause hinauf, wo man ihn und Bernhard in ein großes, gewölbtes Zimmer führte. Auf einem Tische am Ende desselben brannte Licht. Im ersten Augenblick verloren die Eintretenden fast die Besinnung, denn das Zimmer war sehr stark geheizt, und da sie selbst dem Erstarren nahe waren, wirkte die plötzliche Hitze so heftig auf sie. Der Sergeant bemerkte es; er hieß sie, sich

auf eine Bank setzen, die in die Wand eingelassen war, und dort bleiben, bis er zurückkehre. Die drei Mann ließ er zur Wache bei ihnen und trat in ein Nebenzimmer.

„Habt ihr nicht einen Bissen Brot, Kameraden?“ fragte Bernhard; „wir sinken fast um vor Hunger. Ich will es euch gut bezahlen!“

Nach einigem Zögern langte einer der Leute ein Stück schwarzen Brotes aus der Tasche, brach es durch und reichte Bernhard die Hälfte. „Nehmt! aber mehr kann ich Euch nicht geben. Dies ist alles, was ich besitze, und wer weiß, ob wir morgen noch etwas geliefert erhalten.“

Bernhard wollte ihm ein Goldstück geben.

„Ich bin unterm Gewehr“, antwortete der Soldat; „ich darf kein Geld nehmen. Behaltet!“

In diesem Augenblick trat der Sergeant wieder ein. Er sah Bernhard, der eben das Brot mit Ludwig theilte, an und fragte: „Von wem habt Ihr das Brot?“

„Von mir“, sprach der Soldat fest und trat mit angezogenem Gewehr vor.

„Du bist brav, Cottin, aber du hast unrecht gethan. Ich will nichts gesehen haben. Du bleibst als Schildwache draußen vor der Thür stehen; ihr andern tretet ab und geht in die Wachtstube hinunter.“

Die Soldaten verließen das Zimmer.

„Ich habe Euern Auftrag nicht erfüllen können“, redete der Sergeant jetzt Ludwig an; „denn der Graf Rasinski ist mit seinen polnischen Lanciers befehligt worden, sogleich zum Corps des Marschalls Ney zu stoßen. Er war schon seit zwei Stunden fort, als ich ihn aufsuchte.“

Diese Nachricht traf beide wie ein lähmender Schlag. Ludwig erblaßte und sah Bernhard an; selbst dieser hatte die Fassung verloren. Indem schellte es im andern Zimmer.

„Ich muß Euch hineinführen", sprach der Sergeant zu Ludwig; „Ihr sollt zuerst vernommen werden."

„Bernhard!" wandte sich dieser zu dem Freunde; „du kannst dich retten; versprich mir, daß du es willst. Werde ich hier ein Opfer der Rache eines Elenden, so bedenke, daß du der Bruder meiner Schwester sein mußt. Ich sterbe ruhig, wenn ich dich gerettet weiß."

„Kopf über Wasser, Freund!" entgegnete Bernhard, ohne die von Ludwig dargereichte Rechte zu fassen. „Wer will dich verurtheilen? Gib ihnen nicht eine Silbe zu."

„Ich werde die Wahrheit, die volle Wahrheit sprechen", rief Ludwig fest; „diesen Unwürdigen gegenüber bin ich zu stolz auch zu der kleinsten Lüge. Aber versprich mir —"

„So antworte gar nicht; fordere den Beweis ihrer richterlichen Gewalt."

„Versprich mir", unterbrach ihn Ludwig dringend.

„Fort, fort", rief der Sergeant; „wir dürfen nicht säumen."

„O, Bernhard!" rief Ludwig schmerzlich, denn er verstand ihn wohl. „O Bernhard! — Nun wohl denn! Mein Leiden hat das höchste Maß erreicht; es ist nichts mehr zu verlieren als Ehre und Männlichkeit, und die soll mir kein Verhängniß rauben."

Mit diesen Worten schritt er, sich rasch und entschlossen losreißend, mit wiedergewonnener voller Kraft durch den Saal.

Bernhard blieb allein. Er hielt das noch unverzehrte Stück Brot in der Hand. „Aerger verdirbt den Appetit", murmelte er vor sich hin. „Man kann aber noch durch schärfere Säuren geätzt werden; es gibt Dinge, die den Heißhunger verjagen; sie müssen aber bitterer sein als Galle! — Mich hungert jetzt nicht mehr. Aber ich will dich doch verschlucken

hartes Brot des Mitleids! Der Magen könnte am Ende unser Herr werden; aber jetzt müssen es Kopf und Herz sein. Ich bin nicht schläfrig; aber ich will auch schlafen auf dieser Bank, daß nicht Todesmattigkeit mir die Glieder bricht, wo sie fest sein müssen wie Eisen."

So streckte er sich auf die Bank hin, um zu schlafen. Doch hatte er seinem Wollen zu viel zugemuthet. Denn schwerer als die Last der Ermattung lag die der Sorgen auf seiner Seele. Zu seinem Glück dauerte die Prüfung nicht lange, denn nach kaum einer Viertelstunde erschien der Sergeant, um auch ihn abzuholen.

„Was ist mit meinem Freunde geschehen?" fragte er hastig.

„Ich weiß nicht", lautete die Antwort, und in der Miene des strengen Soldaten war es zu lesen, daß er nichts geantwortet haben würde, wenn er es auch gewußt hätte.

Mit trotzigem Antlitz trat Bernhard ein. An einem langen Tische saßen St.-Luces und Beaucaire; zwei jüngere Leute waren ihnen gegenüber eifrig mit Schreiben beschäftigt.

„Wir sollten uns kennen?" fragte St.-Luces, indem er Bernhard scharf ansah.

„Möglich", erwiderte dieser; „ich wüßte aber nicht, wie ich zu der Ehre käme." Der verächtliche Ton, mit dem er die Worte sprach, gab ihnen den umgekehrten Sinn.

„Sollte ich vielleicht so glücklich sein?" fragte Beaucaire mit höhnischem Lächeln.

„Ja, mein Herr! Ich habe Euch in Pillnitz und in Dresden gesehen; vielleicht auch schon früher irgendwo, denn Ihr habt so gewisse physiognomische Kennzeichen, die einem lange im Gedächtniß bleiben."

„So? Sehr erfreulich! Vielleicht ist Euch auch dieses Gesicht nicht ganz unbekannt", entgegnete Beaucaire und

drehte ein Blatt, das vor ihm lag, um. Es war Bianca's Bild, das man in Ludwig's Brieftasche, die ihm abgenommen worden war, gefunden hatte.

„Ich habe es gezeichnet", sprach Bernhard trocken.

„Ich glaube mich dessen recht wohl zu erinnern", entgegnete Beaucaire; „es wird zu London im Theater gewesen sein."

Diese Worte fielen wie ein leuchtender Blitzstrahl in Bernhard's Brust; er blickte Beaucaire scharf an, und plötzlich hellte sich das Dunkel seiner Erinnerungen auf. Er hatte diesen widerwärtigen Menschen in derselben Loge mit Bianca sitzen sehen. Alle Gefühle und dunkeln Ahnungen seiner Brust wurden plötzlich aufgestört durch die nahe Möglichkeit, etwas Näheres von dem Wesen zu erfahren, das eine so räthselhafte Macht auf sein und Ludwig's Schicksal ausübte. Er vergaß das Verhältniß, in dem er jetzt vor Beaucaire stand, und rief hastig: „Wer ist diese Dame? Sie müssen sie kennen, denn Sie waren in ihrer Nähe! — Ich hätte noch andere Fragen wegen dieses Abends zu thun, jedoch nicht an Sie", fuhr er stolzer fort, indem er sich des versäumten Duells erinnerte.

Beaucaire lächelte teuflisch. „Sie gestehen, Herr von St.-Luces", wandte er sich zu diesem, „daß wir mit feinen Leuten zu thun haben. Der Herr spielt die Rolle des Unwissenden mit großer Wahrheit!"

„Mein Herr!" fuhr Bernhard auf.

„Ihr schweigt!" erwiderte Beaucaire, indem er plötzlich den Ton eines Befehlenden annahm. „Meint Ihr, wenn es uns nicht zu andern Zwecken dienlich erschienen wäre, wir würden einem Verbrecher wie Ihr diesen verwegenen Ton nur einen Augenblick gestatten?"

Bernhard's Auge rollte wild; nicht der freche Befehl

Beaucaire's, sondern der überwallende Zorn raubte ihm für den Augenblick die Sprache. Er warf den Blick im Zimmer umher, ob er nirgends eine Waffe entdecken könne; glücklich für ihn, daß sein Auge auf keinen Gegenstand dieser Art stieß, denn er würde sofort den höhnenden Schurken Beaucaire damit zu Boden gestreckt und sein eigenes Leben dafür eingebüßt haben. Dieser nahm sein Verstummen für Furcht und fuhr fort:

„Jetzt gebt Antwort auf die Fragen, die ich Euch vorlegen werde. Wie seid Ihr zum Dienst bei der Armee gekommen?“

Bernhard's erster Grimm hatte sich gelegt; er fühlte, daß er sich verachtend über den Unwürdigen zu erheben habe. Dies vermochte er nicht besser, als wenn er jetzt jenes starre Schweigen beobachtete, das ihm zuvor auferlegt werden sollte.

„Hörtet Ihr meine Frage nicht? Wie seid Ihr zur Armee gekommen?“

Bernhard nahm einen unweit stehenden Sessel, rückte ihn sich heran, setzte sich ohne weiteres darauf und fing an, als sei er ganz allein im Zimmer, einen Contretanz zu pfeifen.

Beaucaire erblaßte vor Grimm. „Sergeant“, rief er nach einigen Augenblicken, „führt den Verhafteten in sein Gefängniß zurück.“

Pünktlich im Gehorsam, trat dieser auf Bernhard zu und sagte ihm, nicht ohne den Ausdruck einer gewissen Ehrfurcht, die dessen keckes Benehmen ihm abdrang: „Ich ersuche Euch, mir zu folgen!“

„Sehr gern, mein braver Kamerad“, antwortete Bernhard und ging mit ihm hinaus, ohne durch einen Gruß oder sonst irgendein Zeichen zu verrathen, daß er von der An-

wesenheit der übrigen im Zimmer auch nur die mindeste Kenntniß nähme.

Beaucaire befahl den beiden Schreibern, abzutreten; sie gingen; er blieb mit St.-Luces allein.

„Ein verwünschter Proceß!" rief dieser, indem er aufstand; „ich sehe nicht ein, wie wir bei diesen hartnäckigen Deutschen auch nur den Schein eines Protokolls zu Stande bringen wollen, worauf sie verurtheilt werden könnten. Ihre Leidenschaft, Beaucaire, hat uns in ein Labyrinth der unangenehmsten Verhältnisse gestürzt!"

„Ich getraue mich, den Ausgang daraus zu finden", entgegnete dieser kalt und nicht ohne einen gewissen Hohn der Ueberlegenheit seines Verstandes. „Wir haben Zeugen, daß der Gefangene dies Bild als von seiner Hand gezeichnet anerkennt. Dieser Umstand, der mir selbst die evidenteste Ueberzeugung gibt, daß beide Angeklagte in einer genauen Verbindung mit Dolgorow gestanden haben, wird zu einem Berichte hinreichen, der auch den Generalintendanten überzeugt. Wie? Dem einen sollte das abenteuerliche Märchen von der Art und Weise, wie er den Grafen über die Grenze führte, geglaubt werden? Man sollte seiner Versicherung trauen, daß er denselben zuvor durchaus nicht gekannt und seitdem nicht wiedergesehen habe, wenn er das Bildniß der Tochter bei sich trägt? Und der andere, der mich in Dresden irre leiten wollte, ist geständlich, das Bildniß gezeichnet zu haben? Und dennoch sollten beide so ganz ohne Verbindungen mit dieser russischen Familie sein? Wenn der trotzige Bursche sich nicht schuldig fühlte, weshalb entfloh er denn mit jenem zugleich aus Dresden? Weshalb treffen wir sie beide hier beisammen? Wenn ich daraus nicht einen Bericht zusammenstellen sollte, der bis zur Evidenz darthut, wie eine höchst vertraute, fortgesetzte, vielleicht noch in diesem

Augenblicke genährte Verbindung beider mit Dolgorow stattfinden muß, so will ich mich für zu dumm zum Landpfarrer erklären lassen. Sie und sich selbst, die wir in der Stille für uns doch die gegründetsten Ursachen haben müssen, an die mögliche Unschuld beider zu glauben, müssen jetzt anderer Meinung werden; welcher dritte vermöchte es, auch nur mit einigem Schein eine entgegengesetzte Ansicht zu vertheidigen? Lassen Sie uns zwei Stunden, und ich bürge Ihnen für die Zustimmung des Generalintendanten."

„Führen Sie die Sache nur nicht zu weit", antwortete St.-Luces ein wenig bitter; „von noch fortdauernden Verbindungen wollen wir wenigstens nichts erwähnen. Wer zu viel beweisen will, beweist am Ende nichts."

„Herr von St.-Luces", entgegnete Beaucaire empfindlich, „das lassen Sie meine Sache sein. Der Umstand, daß wir die beiden Leute gerade hier treffen, hier in Smolensk, in dessen Nähe ein Theil der Güter Dolgorow's liegt, darf doch wol nicht unerwähnt bleiben."

„Sie haben mir selbst gesagt", antwortete St.-Luces, „daß Sie nie auf diesen Gütern gewesen sind, sogar die Namen derselben nicht genau kennen —"

„Es ist wahr", unterbrach ihn Beaucaire kalt; „aber meine Unkenntniß in dieser Hinsicht wird sich genügend dadurch rechtfertigen, daß ich erst in London in die Dienste Dolgorow's trat, also seine heimatlichen Verhältnisse, da ich ihn nur auf Reisen begleitete, am wenigsten kennen lernen konnte. Auch war ich niemals sein Secretär in Beziehung auf seine Familien- und Vermögensangelegenheiten, weil er diese selbst besorgte. Je unbestimmter meine Kenntniß in dieser Hinsicht ist, je größer wird das Feld der Muthmaßungen. Wüßte ich genau, wo und wie weit von hier Dolgorow's Schloß liegt, so dürfte ich nicht darauf hindeuten, daß es ganz in

der Nähe gelegen sein kann, daß uns von dort aus möglicherweise Verrath und Ueberfall durch Einverständniß mit Russen in der Stadt bedrohen kann."

St.-Luces ging verdrießlich und unruhig auf und nieder. „Ich weiß nicht", erwiderte er nach einigen Minuten, „was mich in der Sache so anwidert. Ist es eine fatale Aehnlichkeit dieses Herrn von Rosen mit jemand, den ich gekannt habe und an den ich mich ungern erinnere, oder hält mich sonst etwas zurück. Ich fürchte aber einmal einen übeln Ausgang."

Beaucaire lächelte. „Ich stehe für den besten. Der Graf Rasinski kann uns nicht mehr schädlich werden; er ist fort — und ich glaube, wir werden nicht viel von ihm und seinem Regimente wiedersehen."

„Der Kaiser schätzt ihn! Wenn er klagte —"

„So könnte er dadurch die Gunst des Kaisers verlieren. Oder halten Sie es für eine Empfehlung, daß die beiden Verdächtigen in seinem Regimente dienen? Und bedenken Sie, wie erzürnt der Kaiser auf uns und unsere Collegen ist, weil er die Magazine nicht so findet, wie er sie erwartete. Ich höre, einen Magazinaufseher in der Oberstadt hat er gestern erschießen lassen wollen. Findet er Zeit, unsere Rechnungen und Bestände genau zu prüfen, so wissen Sie, daß —"

St.-Luces biß sich auf die Lippen.

„Was kann uns also erwünschter sein, als ihn durch einen Beweis unsers Eifers günstig für uns zu stimmen? — Die Gelegenheit dazu ist gar nicht schicklicher zu treffen, denn der Argwohn des Kaisers gegen die fremden Bundesgenossen wächst mit jedem Tage, und seit den letzten Ereignissen in Paris ist er vollends mistrauisch geworden. Unsere beiden Gefangenen sind Freunde, sind, was noch mehr ist, Deutsche, und dienen wahrscheinlich unter fremden Namen und auf alle Weise

verkappt in einem polnischen Regimente. Das allein ist hinreichend, sie verdächtig zu machen."

„Nun denn", rief St.-Luces, „thun Sie, was Sie wollen; aber ich wälze die Folgen ganz auf Sie."

„Auch in Betreff der angenehmen Folgen für uns?" fragte Beaucaire betonend.

„Wahrhaftig auch in dieser Hinsicht, Herr von Beaucaire", erwiderte St.-Luces stolz, „wenn ich in dieser Sache meinen Namen nicht mit hergeben müßte."

„Ich war nicht der, der sie einleitete", sprach Beaucaire kalt. „Sie genehmigen also, daß ich den Bericht für den Generalintendanten aufsetze und ihn ihm zur Vorlegung an den Kaiser einhändige?"

„Thun Sie, was Sie wollen!"

„Und Sie werden ihn mitunterzeichnen?"

„Da ich's nicht vermeiden kann, ja."

„Sehr wohl."

Mit diesen Worten verbeugte sich Beaucaire und ging.

Bernhard wurde von dem Sergeanten und dem vor der Thür stehenden Soldaten, der ihm das Brot gegeben hatte, nach dem Gefängniß zurückgeführt. Alle drei schwiegen. Als die Thür des Gewölbes sich öffnete und der matte Schimmer der Laterne hineinfiel, sah sich Bernhard vergeblich nach Ludwig um.

„Wo ist mein Freund, lieber Kamerad?" sprach er zu dem Sergeanten.

„Ich habe ihn drüben auf dem andern Flügel allein einschließen müssen."

„Ist sein Gefängniß auch so wohl, so menschlich eingerichtet wie dieses?" fragte Bernhard weiter mit bitterm Tone, dem sich jedoch der Ausdruck eines tiefen Schmerzes beimischte.

„Es ist wahr“, begann der Soldat, der sie begleitete, „dies ist ein Loch für einen Hund zu schlimm, geschweige für einen Menschen.“

„Du unterfängst dich, unter dem Gewehr zu sprechen, Cottin?“ wandte sich der Sergeant streng um.

„Vergebt, mein Sergeant“, erwiderte dieser; „ich weiß, ich thue unrecht. Aber Gottes Gebot ist auch ein Gesetz, und das heißt mich reden. Ich bin aus dem Elsaß, ich spreche deutsch; ich habe gehört, daß die beiden armen Teufel Deutsche sind. Einem Landsmann, und wäre es nur ein halber, darf man nicht ganz im Stich lassen.“

„Ich habe dir's oft gesagt, du bist ein guter Kerl, doch du hast keinen Dienst.“

„Aber ich habe recht, mein Sergeant.“

„Ich will's nicht leugnen. Allein was sollen wir machen?“

„Freund“, begann Bernhard, „thut Euere Pflicht. Es wäre mir leid, wenn Ihr meinethalben bestraft werden solltet. Zwar werde ich in diesem Kerker schwerlich die Nacht überdauern, und wenn ich morgen freigesprochen werde, wird es zu spät sein — aber thut nur, was Ihr müßt; doch wenn Ihr könnt, so seid barmherzig gegen meinen Freund, der ebenso unschuldig ist als ich.“

Der Sergeant schien sich zu bedenken. „Wir müssen Rath schaffen!“ sprach er plötzlich entschlossen. „Ich kann Euch auch nicht in dem Gewölbe hier lassen, denn die Kälte ist zu streng und steigt mit jeder Minute. Zum Mörder sollen sie mich doch nicht machen, zumal diese Ritter von der Feder, die niemals Pulver riechen und nicht wissen, was der Soldat alles aushalten muß, während sie in ihren warmen Pelzen und bei den vollen Magazinen sitzen! — Mögt Ihr verbrochen haben, was Ihr wollt, Euch ohne Urtheil

und Recht hier erfrieren und verhungern zu lassen, das habt Ihr nicht verdient. Ihr habt das Ansehen eines braven Kerls, und ich muß Euch sagen, es hat mich gefreut, daß Ihr Euch oben so stolz benahmt. Das ziemt dem Soldaten. Drum will ich etwas für Euch wagen. Aber Ihr müßt mir Euer Wort als Kamerad geben, daß Ihr mir gehorcht."

„Wenn ich's nicht erfüllen kann, so sage ich's Euch zuvor und lasse mich hierher zurückbringen", antwortete Bernhard fest.

„So kommt mit auf die Wachtstube. Doch Ihr dürft mit niemand auch nur ein einziges Wort sprechen!"

„Ich werde schweigen wie diese Mauern. Aber mein Freund?"

„Auch er soll, aber unter derselben Bedingung, die Nacht mit uns zubringen."

„Meine Hand hierauf in seinem Namen."

„So kommt!"

Bernhard faßte unwillkürlich beide Hände des Sergeanten, schüttelte sie mit warmer Heftigkeit, sah ihm ins Gesicht und rief: „Wahrhaftig, ich bin Euch Dank schuldig und mehr als mein Leben! — Und Euch auch, wackerer Kamerad und Landsmann", setzte er hinzu und wandte sich zu dem redlichen Cottin. „Ja, es ist ein edler Stand, der des Kriegers. Ich ergriff ihn nur mit innerstem Widerwillen; aber ich habe ihn achten, verehren gelernt. Er erhebt über die niederträchtigen Lumpereien des Lebens und adelt so die Gesinnungen des Geringsten. Unter großen Geschicken wird der Mensch selbst groß. O Ihr wißt nicht, wie elend die dort oben sind, die sich so hoch über Euch zu stehen dünken! Wahrlich, es thut mir weh, daß dieses verächtliche Gesindel solchen Männern Befehle geben, sie zur Verantwortung ziehen darf."

Er konnte sich nicht bezwingen; er mußte die beiden Wackern an sein Herz drücken.

„Gut, gut, Kamerad“, rief endlich der Sergeant fast unwillig, da er merkte, daß er seine ganze dienstliche Haltung verloren hatte; „nun macht nur fort.“

„Erst sagt mir, wie Ihr heißt“, fragte Bernhard dringend; „denn ich möchte den Namen eines Ehrenmannes auch gern jenseits mit hinübernehmen.“

„Ich heiße Ferrand“, antwortete der Sergeant, „wenn Ihr's durchaus wissen wollt. Doch laßt uns jetzt eilen.“

„Ich werde Euerer ohne Schreibtafel gedenken“, betheuerte Bernhard und nahm nochmals seine Hand.

Ferrand drängte vorwärts; sie gingen.

In Bernhard's Seele kehrte jetzt ein Strahl der Hoffnung zurück. Er hatte sie wirklich schon aufgegeben und war gefaßt auf das Aeußerste. Doch dieses günstige Zeichen hielt er für eine gute Vorbedeutung; dem einen, fürchterlichsten Tode war er doch wenigstens entronnen, und noch konnte er sich nicht überreden, daß der Himmel ihn nur deshalb so vielfach in der dringendsten Gefahr beschützt habe, um ihn durch übermüthige Willkür zu Grunde gehen zu lassen.

So trat er in die unter dem Thore gelegene, finstere Wachtstube; zu andern Zeiten würde sie ihm als ein düsterer Kerker erschienen sein, jetzt gewann sie die Gestalt eines freundlichen, behaglichen Aufenthalts für ihn.

„Hier, setzt oder legt Euch auf die Bank dort in jener Ecke“, sprach der Sergeant; „aber haltet Euer Wort, sprecht mit niemand und verlaßt die Stelle nicht.“

„Ihr sollt mich als einen feigen Schurken mit Füßen zertreten, wenn ich Euch nicht so gehorche, als wäre ich mit Ketten angeschlossen. Und könnte ich mich mit einem Schritt,

mit einem Wort retten, ich wollte starr und stumm bleiben wie die Gräber draußen im Eis und Schnee."

Mit diesen Worten setzte er sich und hüllte sich, da der Frost ihn noch durchschauerte, dicht in den Mantel ein.

Ferrand ging und kehrte nach einigen Minuten mit Ludwig zurück. Dieser trat mit einem Zug wehmüthiger Freude um die Lippen ein und sein Auge suchte den Freund. Freudig winkte Bernhard ihm zu, legte aber den Finger auf den Mund. Ludwig gab ein Zeichen, daß er den Wink verstehe, und nahm in einer andern, ihm angewiesenen Ecke Platz. Der Sergeant ließ hierauf die Soldaten in einen Kreis zusammentreten und redete sie an: „Freunde, ich habe ein Werk der Barmherzigkeit an diesen beiden gethan und lasse sie die Nacht hier zubringen, doch ohne daß sie einander sprechen dürfen. Ist einer unter euch, der mir unrecht gibt, so sage er's, und sie sollen sogleich in ihre Gefängnisse zurück, wo sie aber bis morgen vor Hunger und Kälte umkommen müssen. Meint ihr also, daß ich recht gethan, so mögen sie hier bleiben, und wir alle sind die Mitschuldigen."

„Laßt sie hier!" riefen die Leute aus Einem Munde; „von uns wird keiner ein Verräther."

Jetzt war das letzte Bedenken gehoben und beiden die ruhige Nacht gesichert.

Eine große Schüssel mit warmer Abendkost für die Soldaten wurde hereingetragen; denn hier, im Magazine selbst, herrschte noch kein Mangel. Ferrand dachte sogleich von selbst daran, den beiden Gefangenen durch den redlichen Cottin einen hinreichenden Antheil von der Speise zu senden, ehe sie durch den Gedanken, man werde sie übergehen, gequält würden; denn noch immer folterte der Hunger ihren erschöpften Körper, zumal da der Duft einer lange entbehrten, wohlbereiteten Speise die ganze heftige Begier desselben aufregen

mußte; deshalb wurde beiden diese Labung eine unschätzbare Wohlthat.

Denn die allmächtigen Gesetze der Natur überwältigen jeden; der Edelste, der Größeste, den die geläutertste Kraft des Willens durchdringt, muß zuletzt den Bestimmungen gehorchen, von denen sein irdischer Leib abhängt. Es gibt einen Grad, dem niemand widersteht. Was zu andern Zeiten eine leichte Selbstverleugnung, eine geringe Kraft der Entsagung, ein Spiel scheint, das wird in solchen Augenblicken zur unermeßlichen Aufgabe. Darum lächle niemand, den die Verhältnisse noch nie einer strengen Prüfung seiner thierischen Abhängigkeit unterwarfen, darüber, daß selbst in Augenblicken, wo es sich um das ganze Geschick des Lebens handelt, ein Trunk, eine Mahlzeit, ein Nachtlager, die gemeinsten täglichen Bedürfnisse des Körpers zu unwiderstehlichen Mächten werden, die die freiern Seelenkräfte in ihre unzerreißbaren Fesseln schlagen. Nur die stete Erhaltung des Gleichgewichts dieser gewaltigen Triebe läßt sie scheinbar verschwinden. So zermalmt uns selbst die leichte, ätherische Luft durch die Riesenlast ihres Druckes, wenn plötzlich das Gesetz, wonach sie ihrer eigenen Kraft den auf Atome ausgeglichenen Widerstand leistet, aufgehoben wird.

Nachdem der grimmige Wolf des Hungers verscheucht war, drang der alles überdeckende, bleierne Strom des Schlafes heran und drückte die Erschöpften in betäubende Erstarrung hinab. Selbst nicht die luftigen Gespinste der Träume ließ er durch seine dichte Hülle dringen, sondern war stumm, bewußtlos wie sein Bruder, der Tod. Völliges Vergessen aber war das beglückendste Geschenk, welches eine gütige Schickung den Freunden jetzt darbieten konnte.

Elftes Kapitel.

Noch war der Morgen nicht angebrochen, als der Sergeant Ludwig heftig beim Arme rüttelte und ihn laut anrief.

Er fuhr empor; Bernhard, durch den Ruf geweckt, ebenfalls.

„Ihr sollt hinauf in den Verhörsaal! Nur rasch! Hier nehmt einen warmen Schluck und einen Bissen, daß ihr munter werdet und mit Festigkeit euer Urtheil hört."

Ludwig fand mit Mühe seine Sinne wieder; noch halb bewußtlos nahm er das dargebotene Brot und griff nach der Flasche mit warmem Meth, die ihm der Sergeant reichte. Bernhard trat heran.

„Dürfen wir uns jetzt begrüßen?" fragte er Ferrand.

„Soviel ihr mögt, arme Teufel! Jetzt habt ihr alles frei!" erwiderte dieser.

Bernhard fuhr zusammen. Sollte dennoch — dachte er — aber nein, es ist unmöglich. So kann selbst solch ein Urtheil nicht gefällt werden.

Ludwig war ruhig.

„Ist unser Urtheil gesprochen?" fragte Bernhard. „Sagt es uns frei heraus, wenn Ihr es wißt. Es soll der letzte Dienst sein, den Ihr uns leistet. Glaubt nicht, daß wir davor zittern werden."

Doch im Sprechen zitterte er heftig — aber für den Freund, nur für ihn.

„Ihr werdet's gleich droben hören", lautete die Antwort des Sergeanten.

„Sagt es gleich, Lieber, ich bitte Euch darum", bat auch Ludwig sanft, aber ruhig; „wir können es dann droben

mit mehr Fassung anhören, es falle günstig oder ungünstig aus. Es läßt männlicher, wenn wir weder ein Uebermaß der Freude noch der Niedergeschlagenheit zeigen."

„Bei Gott!" rief Ferrand, „es wird mir schwer, es euch zu sagen, denn, was ihr verbrochen haben mögt, ihr seid brave Soldaten, und habt euer Wort gehalten wie Männer. Ich wollte, ihr wäret vor einer Batterie gefallen. Es ist uns auch keine Freude, auf einen Kameraden anzulegen.

„So sollen wir erschossen werden?" fragte Bernhard bebend und seine Lippen erblaßten.

„So lautet das Urtheil!"

„Heiliger Gott!" rief er aus und warf sich an Ludwig's Brust und preßte ihn heftig in die Arme. Sie hielten sich lange stumm umfaßt.

Der Sergeant klopfte Bernhard gutmüthig auf die Schulter und sprach: „Nehmt Euch zusammen, Kamerad, der Tod ist uns allen nahe; wer weiß, ob ich Euch lange überlebe! Gönnt es denen da oben nicht, daß Ihr so davor zittert!"

„Zittern?" fragte Bernhard und sein Auge rollte. „Wenn ich nicht vor Grimm oder Frost zittern muß, so soll nicht ein Haar auf meinem Haupte zittern! Fort! Hinauf! Sie mögen uns das Todesurtheil vorlesen. Ihr sollt Zeuge sein, ob die Pfeile meiner Blicke nicht schärfer in das Herz der Buben dringen sollen als euere Kugeln in meine Brust! Aber hier will ich weinen an der Brust meines Freundes, und um ihn und um seine unglückliche Schwester", rief er und warf sich von neuem an Ludwig's Brust, und seine Thränen strömten.

„Bernhard!" sprach Ludwig endlich und schien die Worte gewaltsam aus seiner Brust zu reißen: „Bernhard! Also mußte ich dich in den Tod reißen! Mein Herz blutet,

es ist zerrissen von tausend Wunden — o du weißt das alles ja am besten! Aber jetzt, mein Geliebter, jetzt muß auch der Schmerz um dich dem Gebot der Ehre und Männlichkeit weichen. Halte es für einen Verrath an deiner großmüthig aufopfernden Freundschaft, wenn du mich ruhiger, kälter siehst, als ich bin. Dein inneres Auge blickt in die Tiefe meiner Brust; aber kein anderes soll die Qual errathen, die mich verzehrt. Unser Tod muß unser Triumph sein!

„Bei Gott! das soll er", rief Bernhard und erhob die Hand wie zum feierlichen Schwur. „Selbst Marie, die weinende Heilige, soll mein Herz nicht mehr weich machen. — Komm! Wir wollen wie Spartaner den grimmigen Zahn des Raubthiers in unsern Eingeweiden wühlen lassen und keine Miene verziehen."

Entschlossenen Schrittes folgten sie ihrem Führer hinauf in den Verhörsaal. Sie fanden ihn leer, doch lagen einige Papiere auf dem Tisch.

„Der Brief dort enthält das Todesurtheil", sprach der Sergeant und deutete auf ein zusammengefaltetes, aber aufgebrochenes Schreiben. „Er ist vom Generalcommissar. Vor einer Viertelstunde kam er an. Ich trug ihn selbst herauf und hörte, wie ihn der Baron von St.-Luces vorlas."

„Ich möchte ihn lesen!" sprach Ludwig.

„Laßt mich erst zusehen, ob wir nicht überrascht werden können; die Thür des Nebenzimmers hören wir aufgehen, wenn sie kommen."

Er öffnete die Thür des anstoßenden Gemachs und blickte hinein.

„Sie sind noch drüben; lest aber schnell."

Ludwig nahm den Brief. Er lautete:

„Ich habe dem Kaiser Ihren Bericht vorgelegt. «Wenn

der Verdacht dringend ist, so sollen die Delinquenten ohne weiteres erschossen werden, denn es bedarf eines Beispiels», war seine Antwort. Nach Ihrer, wie ich hoffe, gewissenhaften Darstellung der Verhältnisse ist die Schuld keinem Zweifel unterworfen. Wir haben hier nicht Zeit noch Raum, uns auf lange Untersuchungen einzulassen, noch Criminalgefangene mit uns zu führen. Lassen Sie daher die Execution sofort, mit Tagesanbruch vor der Mauer vollziehen, damit es kein Aufsehen gibt. Der Anblick der Vollstreckung könnte Aufregungen hervorbringen; nach der That wirkt nur der Schrecken still fort und das Beispiel erhält eine ungestörte Wirksamkeit, besonders wenn man es heraushebt, daß deutsche Verräther bestraft worden sind. Denn die Anhänglichkeit der deutschen Truppen ist nicht zu groß; die Furcht muß sie treu erhalten. Seien Sie selbst bei der Vollziehung des Urtheils zugegen und senden Sie mir augenblicklich das Protokoll darüber, damit ich es dem Kaiser vorlegen kann."

„Also etwa eine Stunde würden wir noch Athem holen", sprach Bernhard, als Ludwig den Brief wieder auf den Tisch gelegt hatte. „Nun, mir soll's nicht allzu schwer werden, dieser Sonne zu entsagen. Ja, wenn es noch ein Frühling in Italien wäre — aber ein Winter in Rußland. Die Welt hat mehr Jammer als Freude; wer über beides quittirt, gewinnt in den meisten Fällen. Zumal ich."

Ludwig konnte die Absicht des Freundes, ihn dadurch, daß er das strenge Schicksal so leicht nahm, zu trösten, nicht verkennen. Sie rührte ihn tief, doch blieb er fest. „Du hast recht! Ein Frühling in Italien! Der ist wol schön!"

Er verlor sich in tiefes Sinnen.

„Es wundert mich, daß noch niemand kommt", sprach Bernhard nach einiger Zeit ungeduldig.

„Sie setzen das Todesurtheil auf, damit alles in Ordnung

geschehe. Es wird euch verlesen werden", bemerkte der Sergeant.

„Versteht sich! Alles in bester Form! Es lebe die Gerechtigkeit! Wird man uns nicht etwa auch einen Beichtvater schicken?" fragte Bernhard bitter.

„Wenn ein Geistlicher hier wäre, würde er wol mit hinausgehen", antwortete der Sergeant; „aber hängt Ihr an dergleichen?"

„Nein", nahm Ludwig das Wort. „Ich bin gefaßt, hinüberzugehen. Doch, wenn jemand meine letzten Vermächtnisse erfüllen wollte — das würde mir ein unendlicher Trost sein. Einen Gruß möchte ich gern nach der Heimat senden."

„Was ich besorgen kann, will ich thun", sprach der Sergeant.

„O so geht —"

Hier öffnete sich die Thür. St.-Luces, Beaucaire und zwei Schreiber traten ein.

St.-Luces wollte das Wort nehmen; er schien befangen zu sein. Ludwig sah ihm frei, unerschüttert ins Gesicht; Bernhard hielt flammende Blicke auf ihn gespannt.

„Ein höchster Richterspruch", begann St.-Luces mit unsicherer Stimme, der er jedoch einen feierlichen Ton zu geben suchte.

„Richterspruch?" unterbrach ihn Bernhard; „Machtspruch, werden Sie sich ausdrücken, mein Herr!"

„Ihr wagt es", rief St.-Luces mehr verwirrt als zürnend oder entschlossen.

„Ich wage jetzt alles! Es scheint mir nicht, daß ich etwas zu verlieren hätte, daher wird es Ihnen eben nicht gelingen, mir eine sonderliche Furcht einzuflößen. Ersparen Sie sich die Mühe einer Einleitung und Verlesung eines

Urtheils, das wir bis zum letzten Hauch nur für eine Gewaltthat erklären werden."

„Verfahren Sie in der Ordnung, Herr von Beaucaire", befahl St.-Luces und biß sich auf die Lippen.

Dieser las jetzt mit unbewegter Stimme und Miene Ludwig's und Bernhard's Todesurtheil.

Nicht die leiseste Veränderung ging in den Zügen der Verurtheilten vor.

„Ich bin zum Tode verurtheilt", sprach Ludwig, „obgleich ich mich vor Gott für völlig unschuldig halte und diesen meinen Freund nur als einen gewissenlos Gemordeten betrachten kann, der nicht einmal nach euerm Gesetz der Willkür schuldig wäre. So wird mir wenigstens das Recht jedes Verurtheilten zustehen, die Vollziehung meines letzten Willens zu fordern. Ich erbitte mir meine Papiere und meine Brieftasche zurück!"

„Diese werden bei den Acten bleiben müssen", entgegnete Beaucaire eiskalt; „sie enthalten die Beweise Euerer Schuld."

„Wohl denn, auch das! So fordere ich Feder und Papier, um meinen letzten Willen aufzusetzen."

Beaucaire zog die Uhr heraus und sah dabei St.-Luces fragend an. Dieser verneinte weder noch bejahte er.

„Es ist zu spät zu dieser Forderung", erwiderte Beaucaire nach einigen Augenblicken; „Sergeant, sind Ihre Leute in Bereitschaft?"

„Sie sind es?"

„So lassen Sie sie eintreten. Wir müssen abmarschiren!"

„Also auch das wird mir versagt? Ein heiliges Recht, das dem niedrigsten Verbrecher zusteht?"

„Die Umstände verbieten es!“ antwortete St.-Luces, wagte aber nicht, den Blick zu Ludwig zu erheben.

„Nun denn“, rief dieser mit dem Ausdruck des edelsten Zorns, „so falle das Verbrechen, das ihr an uns begeht, auf euer Haupt zurück! Vater im Himmel! Dein ewiger Rath versagt mir Erbarmen, ich murre nicht; aber deine Gerechtigkeit wird Vergeltung üben an diesen Frevlern! Ich bin zu stolz, von euch noch etwas zu erbitten. Der Allgütige wird die stärken und erheben, der meine Abschiedsworte einen letzten matten Strahl des Trostes in das Dunkel ihres Schmerzes senden sollten! Fort! Ich habe auf dieser Erde nichts mehr zu thun als zu sterben!“

Bernhard stand schweigend wie eine finstere Gewitterwolke. Eine furchtbare Todtenstille herrschte im Saal.

Die Soldaten, zwölf Mann, marschirten herein.

„Trennt die Delinquenten“, befahl St.-Luces.

Der Sergeant wollte zwischen sie treten, doch sie reichten einander die Hände; treu und redlich sahen sie sich ins Auge, keine Thräne drang daraus hervor.

„Leb' wohl, Bruder!“ rief Bernhard mit männlich kräftiger Stimme.

„Auf Wiedersehen!“ sprach Ludwig fest, ernst, gläubig, und erhob sein Auge nach oben.

Die Krieger traten zwischen sie; jede Section nahm einen der Verurtheilten in ihre Mitte.

„Gewehr auf! Vorwärts, marsch!“

Im gleichförmigen, dumpf durch die Gewölbe hallenden Schritt verließen sie das Gemach. Im Vorübergehen an Beaucaire warf Bernhard ihm einen furchtbaren Blick zu, sodaß selbst dieser abgehärte Bösewicht erblaßte.

St.-Luces bemerkte es und sprach: „Seien wir auf unserer Hut; diesem verwegenen Burschen traue ich alles zu.“

Beide folgten dem Commando in einiger Entfernung.

Der Weg ging über den Hof, zu einer kleinen Seitenpforte des Gebäudes hinaus. Es dämmerte kaum. Nur die letzten erbleichenden Sterne und der Schimmer des frisch gefallenen, tiefen Schnees gewährten einiges Licht. Durch wüste, halbverfallene Gassen, in denen Bivouakfeuer brannten, an welchen schwarze Reihen von schlummernden oder vielleicht schon erstarrten Kriegern gelagert waren, erreichte man die Brücke des Dniepr, marschirte dann durch die Oberstadt und gelangte so endlich an die Stadtmauer. Ein beschneiter Hügelvorsprung, wenige hundert Schritte davon, auf dem sich eine schwarze, von düstern Tannen gebildete Waldspitze verlief, war zur Vollstreckung des Urtheils ausersehen. Ein Offizier harrte daselbst mit einem Commando von zwanzig Leuten. Der Tag fing bereits an so hell zu dämmern, daß man schon ziemlich weit um sich blicken konnte.

„Halt! Gewehr ab!“ commandirte der Sergeant, als er mit seinen Gefangenen die Höhe erreicht hatte.

„Also hier wäre das Ziel unserer Laufbahn“, sprach Ludwig und deutete auf einen Pfahl im Schnee, an dem er den Tod empfangen sollte. „Das hat meine Ahnung mir nicht gesagt, als wir vor vier Monaten hier vorüberzogen!“

Bernhard schien über irgendetwas zu brüten und zu sinnen; denn er antwortete nicht, obwol Ludwig jetzt wieder neben ihm stand. „Gib auf mich Acht“, raunte er ihm nach einigen Augenblicken leise zu, „wir können vielleicht noch entkommen. Erreichen wir die Waldspitze hier, so sind wir geborgen, und an jenen drei hohen Fichten auf dem Hügel dort hinten wollen wir uns dann wieder treffen.“

Jetzt zitterte Ludwig. Sein Herz schlug heftig; er blickte nach dem Hügel hinüber und sah in blauer Dämmerung die drei Fichten stehen. Der Punkt war nicht zu verfehlen, in

einer halben Stunde konnte er erreicht sein. Also aufs neue winkte ihm die Rettung. Bernhard zeigte sie ihm möglich, nahe, wahrscheinlich. Mit grausamer Gewalt riß ihn die Hoffnung wieder aus dem Gefängniß des Todes in das helle Licht des Lebens zurück. Gebrochen war jetzt die Kraft seiner festen Entsagung; alle lebendigen Triebe und Pulse des Lebens wachten wieder auf und schlugen mächtig in seiner Brust. Wenn ihm jetzt die Flucht mislang, das fühlte er, dann wurde der Tod ihm schwer.

Kaum hatten diese Gedanken die Wogen seiner Brust stürmisch aufgejagt, als Bernhard den günstigen Augenblick ersah und plötzlich mit gewaltiger Kraft die beiden nächsten Soldaten neben ihm, durch einen unvermutheten Stoß ins Genick vorwärts auf den Boden in den Schnee stürzte, mit einem Satz aus ihrer Mitte war und unter dem Ruf: „Mir nach, Bruder!" schnell wie ein Reh der Waldecke zuflüchtete.

Er hatte so für sich und Ludwig die Bahn gebrochen; dieser, auf den Wink gespannt, sprang von der andern Seite hinweg und flüchtete ebenfalls über das beschneite Feld. Die Soldaten standen bestürzt.

„Feuer nach!" rief der Offizier, und einige schossen. Aber zugleich waren andere schon in vollem Laufe den Fliehenden nachgestürzt und hinderten so die übrigen, ihre Gewehre abzuschießen, da sie ebenso gut ihre Kameraden als die Entsprungenen treffen konnten. Alle warfen daher die Gewehre in den Schnee, um leichter zu sein, und liefen den Fliehenden nach. Ludwig suchte sich nahe an Bernhard zu halten, um sein Geschick nicht von dem des treuen Freundes zu trennen. Doch der Schwarm der Verfolgenden, der sich zwischen sie warf, zwang sie bald, verschiedene Richtungen zu nehmen. Flucht und Verfolgung wurden gleich beschwer-

lich, denn als man von dem steilen Gipfel des Hügels, wo der Wind den Schnee verweht hatte, weiter gegen den Wald hin gelangte, wo der Sturm ihn nicht so fassen konnte, sank der Fuß bei jedem Schritt tief ein. Schon sah Ludwig die schwarzen Tannengebüsche dicht vor sich, die ihm Rettung bringen sollten, schon wähnte er dem ungerechten Schicksal entgangen zu sein, als er plötzlich bis an den Leib und bei der nächsten Bewegung bis an die Brust in den Schnee sank, der, in der Erdspalte zusammengeweht, dieselbe mit seiner trügerischen Hülle nur leicht bedeckte. Er arbeitete mit aller Kraft der Muskeln, sich zu retten — doch vergeblich. In wenigen Secunden hatten seine Verfolger ihn erreicht, packten ihn unbarmherzig mit nervigen Händen an und zerrten ihn an Armen und Haar empor.

Ach wie viele, die in diese kalten Gräber, in diese lauernden Fallgruben des schauerlichen Todes sanken, flehten vergeblich um eine rettende Hand! Ihn riß der Ingrimm wilder Schadenfreude aus dem geöffneten Schlunde des Todes zurück, um ihn dem noch gewissern Verderben selbst zu überliefern!

Er bebte vor Frost und innerm Schauer; die Knie sanken unter ihm, denn die Kraft des Körpers und der Seele waren gleich erschöpft. Der jähe Wechsel zwischen Rettung und Verderben hatte ihn zerschmettert. Die ernste, ruhige Entscheidung seines Verhängnisses hatte er männlich, gefaßt ertragen; der Hohn des Schicksals, welches ihn dem Glück auf Augenblicke in den Schos warf, um ihn in der nächsten Minute in desto tiefere Klüfte des Verderbens zu stürzen, ging über seine Kräfte hinaus. Er fühlte sich besiegt.

Unter rohen Mishandlungen der Soldaten, von Faust- und Kolbenstößen vorwärts getrieben, wurde er mehr an den Ort, wo er sterben sollte, geschleppt, als er selbst dahin zu

gehen vermochte. Sogar der höhnische Blick, womit Beaucaire ihn empfing, konnte ihm die Kraft nicht wiedergeben, um durch die letzten Augenblicke seines Lebens einen innern Triumph über diesen Elenden zu feiern. Nur nach Bernhard sah er sich angstvoll um, ob auch dieser jetzt wieder der Genosse seines traurigen Schicksals sein werde. Er bemerkte ihn nicht; die Verfolger mußten seiner noch nicht habhaft geworden sein. Die Hoffnung, daß der Freund gerettet sein könne, richtete ihn auf, wie tief er es auch empfand, daß der Tod ihm jetzt allein, ohne die tröstende Nähe der innern rüstigen Kraft Bernhard's viel fürchterlicher entgegentrat als vor wenigen Minuten, wo er mit dem Wackern Arm in Arm den Weg des dunkeln Geheimnisses angetreten hatte.

Jetzt stand er an dem Pfahl. Zwei Soldaten waren beschäftigt, ihm mit einem Gewehrriemen die Arme auf dem Rücken zusammen und an den Pfosten zu binden, als fürchteten sie noch einmal seine Gegenwehr. Der Sergeant trat mit einem Tuche in der Hand auf ihn zu und sprach gerührt:

„Ich will dir die Augen verbinden, Kamerad; es ist so besser.“

Zuvor würde Ludwig die Binde verschmäht haben, jetzt ließ er den mitleidigen Kriegsgenossen gewähren. Da fiel ihm plötzlich ein, daß er ihn noch zum Ueberbringer seines letzten mündlichen Vermächtnisses machen könnte. „Mein Freund“, sprach er, während ihm dieser das Tuch über die Augen legte, „Ihr wolltet mir einen letzten Liebesdienst erweisen. So geht denn, wenn Ihr es möglich machen könnt, zu dem Obersten Rasinski, der unser Regiment befehligt, sagt ihm, wie ich gestorben sei, und bittet ihn, meine Schwester zu trösten. Und wenn Ihr diesen Krieg überlebt, und

in Warschau oder Dresden zu ihr gehen und ihr sagen wollt, daß —"

Plötzlich fielen einige Schüsse ganz in der Nähe.

„Gilt das mir schon?" rief Ludwig, da der hinter ihm stehende Sergeant eben das befestigte Tuch losgelassen hatte und neben ihn getreten war. Doch dieser rief:

„Teufel, was ist das?" und Ludwig hörte ihn hinwegspringen. Zugleich erhob sich ein verworrenes Geschrei und Getümmel und abermals fielen Schüsse ganz in der Nähe, sodaß eine Kugel dicht an Ludwig's Ohr vorbeisauste. Fast in demselben Augenblicke hörte er Pferde in vollem Galop hinter sich wegsprengen, und ein gemischtes Getöse von Commandowörtern, verworrenem Geschrei, Waffengeklirr und Schüssen schallte um ihn her. „Vorwärts!" rief die Stimme des Sergeanten. „Schließt euere Glieder! Feuer!"

Ein Pelotonfeuer von etwa zwanzig Schüssen tönte schmetternd dicht vor Ludwig's Ohr; er wähnte, die Mündungen seien auf ihn gerichtet gewesen, und ein unwillkürlicher Todesschauer zuckte durch seine Glieder. Doch fühlte er sich lebend und unversehrt. Die dichte Finsterniß, die ihn umgab, die Bande, die ihn fesselten, die äußerste Spannung aller seiner Nerven und Sinne jagte eine Flut verworrener Vorstellungen in ihm auf. Da er links Angriffsgeschrei und das Stampfen der Rosse hörte, glaubte er einen Augenblick, Rasinski komme mit seinen Reitern, um ihn zu befreien. Doch bald hörte er den heulenden Schlachtruf der Russen. Ein „Hurrah" theilte die Lüfte. Die Massen tobten an ihm vorbei; Pulverdampf drang ihm ins Gesicht, Geschrei, Aechzen, Waffengeklirr brausten um ihn her. Er war mitten im Gewühl des Gefechts; vergeblich strebte er seine Bande zu sprengen, um die Hülle von seinen Augen zu reißen; es blieb Nacht um ihn her. „Ist denn alles ein wüster, fürchter-

licher Traum", rief er endlich aus gepreßter Brust und wandte das Antlitz flehend gen Himmel; „erweckt mich denn niemand und endigt diese furchtbaren Qualen?"

Doch keine Hand berührte ihn, und das Getümmel verlor sich nach und nach in die Ferne.

So vergingen einige Minuten der unbeschreiblichsten Erwartung. Ludwig wand sich in seinen Banden; ein dunkler Trieb sagte ihm, er könne sich retten, wenn er sie sprenge, doch er vermochte es nicht. Da hörte er wieder verworrene Stimmen allmählich näher herankommen, rasche Schritte eilten auf ihn zu, und plötzlich riß eine rauhe Hand ihm die Binde von den Augen.

Staunend sah er umher; drei Männer mit langen Bärten, die er auf den ersten Blick für russische Bauern rkannte, standen vor ihm und blickten ihn mit einem Gemisch von Hohn und Verwunderung an. Auf dem Boden agen die Leichname zweier französischer Soldaten und einige eggeworfene Gewehre. Ludwig sah sich in der Gewalt der einde, die ein seltsames Geschick zu seinen Rettern gemacht haben schien.

Der Sprache fast ganz unkundig und von den Ereigissen noch fast betäubt, wollte ihm in diesem Augenblicke in Wort einfallen, wodurch er seine Bitte um Rettung usdrücken konnte. Doch redete sein flehender Blick, seine fesselten Hände eine unverkennbare Sprache. Allein der aß der Feinde wollte sie nicht hören, sondern übertobte in inem grimmigen Brausen die zartere Stimme des Mitleids. er eine der drei Männer hob sein Gewehr empor und llte den Gefangenen mit dem Kolben niederschlagen; der fesselte konnte nur das Haupt hinwegkrümmen, ohne die me schützend vorzustrecken. Da hemmte plötzlich eine Hand

den zum Streich aufgehobenen Arm; es war die Gestal eines ehrwürdigen Greises, der, in einem dunkeln, weiter Pelzmantel gehüllt, vom Walde her eben herantrat. Sein Anblick wirkte auf Ludwig, als ob der milde Strahl des Morgens in die düstere Nacht seiner Schreckensträume dringe Mit sanfter, ernster Stimme sprach der Greis einige Wort der Abmahnung. Die drei Männer zogen ihre Pelzmützen ab und verbeugten sich, die Arme über der Brust kreuzend mit Ehrfurcht gegen ihn. Jetzt erkannte Ludwig in ihm de Engel der Rettung; seine patriarchalischen Züge, die mild Hoheit seiner Stirn verbürgten es, daß er ihn retten, nicht z grausamer Qual aufsparen wollte. Der Bauer, der zuvo mit dem Kolben gedroht hatte, nahte sich jetzt mit einen Messer dem Gebundenen und zerschnitt den Riemen, der ih fesselte. Ludwig war frei, gerettet! Voller Dankbarkeit e griff er die Hand des Greises, doch dieser machte eine ern abwehrende Bewegung, als wolle er sagen: Ich wollte di als einen hülflos Gebundenen nicht grausam morden lasse aber du bist der Feind meines Vaterlandes, meines Gotte und frevelst an allem, was uns heilig ist, darum habe i keinen Theil an dir. Die Bauern nahmen ihn als G fangenen in ihre Mitte und trieben ihn an, vorwärts geg den Wald zu zu gehen. Indem Ludwig ihnen folgte, ka er so dicht an einem der gebliebenen französischen Soldat vorbei, daß er dessen Angesicht erkennen konnte. Es wa der redliche Landsmann Cottin, der ihm gestern das Br gereicht hatte. Wie seltsam ist das Schicksal, dachte er b wegt; du, der du mich noch vor wenigen Minuten als ein hoffnungslos Verlorenen bedauertest, du liegst nun entse vor mir! Redliches Herz, mögest du ein Glück finden jen dieser Todesruhe! Es gibt keine Wahrscheinlichkeit meh Nun so will ich denn auch nicht mehr hoffen, nicht me

fürchten, mag das Schwert des Todes nahe oder fern über meinem Haupte schweben.

Durch diesen Gedanken neu aufgeregt und gestärkt, ging er festen Schrittes zwischen seinen Führern hin. Mit Sorge spähte sein Auge in dem frischen Schnee nach den Spuren von Bernhard's Flucht, doch war das ganze Schneefeld jetzt so verworren von menschlichen Fußtritten und Rosseshufen gekreuzt, daß selbst das geübte Auge eines nordischen Nomaden schwerlich noch eine bestimmte Richtung einzelner Spuren unterschieden hätte.

Man erreichte in wenigen Minuten den Wald, der bald sehr dicht wurde. Nach etwa einer Viertelstunde machten die Leute auf einem Platze, wo schon mehrere der Ihrigen auf sie harrten, halt; nach und nach kamen andere Truppen des Weges von Smolensk her und mehrere von ihnen brachten einzelne französische Soldaten als Gefangene mit. Ludwig sah mit Antheil umher, ob vielleicht der Sergeant dabei sein möchte, doch konnte er ihn nicht entdecken. Ein neuer Trupp kam aus dem Gebüsch; inmitten dieser Leute, welche einige Kosacken zu Pferde begleiteten, mußten sich ebenfalls Gefangene befinden, denn Ludwig hörte ihre kläglichen Bitten um Schonung. Theilnehmend suchte er in dem verworrenen Haufen seine Unglücksgefährten zu erkennen. Endlich öffnete sich derselbe, und — ein Grauen durchbebte seine Brust, er erblickte Beaucaire und St.-Luces, die halb nackt, vor Kälte und Angst zitternd, inmitten der frohlockenden Barbaren geführt wurden. „Allwaltender Gott!“ rief er erschüttert unwillkürlich aus, „verworfen sei der, der an deiner lenkenden Hand zweifelt!“

In diesem Augenblick trafen die Blicke der Gefangenen auf Ludwig, den man, sei es Zufall oder Mitleid, nicht beraubt hatte.

St.-Luces verbarg sein Angesicht in beiden Händen und stand mit schlotternden Knien da. Doch Beaucaire biß ingrimmig die Zähne zusammen und murmelte einen nur halb verständlichen Fluch, von dem Ludwig nur die Worte Verräther und Spion unterschied. Er blickte den Elenden mit Würde an und rief ihm zu: „Ihr irrt Euch! Ich bin nur ein Gefangener wie Ihr! Das Walten des Ewigen hat Euch Euere Strafe gesandt! So hoffe ich, wird er mir seinen Schutz auch noch ferner angedeihen lassen.“

Die Russen, wie Ludwig jetzt sah, fast nur bewaffnete Landleute, schienen nunmehr beisammen zu sein. Sie trieben ihre Gefangenen auf einen Fleck, nahmen sie in die Mitte und brachen dann auf, um weiter durch den Wald zu ziehen.

Elftes Buch.

Erstes Kapitel.

Seitdem das Schloß des Grafen Dolgorow durch Rasinski überfallen und in Brand gesteckt war, hatte der Besitzer sich nicht wieder auf seinem Gute sehen lassen. Nach Abzug der Feinde fielen die eigenen Bauern plündernd über das brennende Gebäude her und suchten sich alles dessen zu bemächtigen, was die Flamme noch nicht verschlungen hatte. Doch mitten unter sie trat der Greis Gregor und erhob seine Stimme mit Strenge und Würde. „Wehret den Flammen, Freunde", rief er ihnen zu, „rettet die Habe euers Herrn und bergt sie in euerer Hütte; doch wagt nicht, sie euch freventlich selbst zuzueignen. Der Fluch wird den Sohn Rußlands treffen, der die Treue gegen seinen Gebieter verletzt."

Durch diese Ermahnungen zügelte der hochverehrte Vater die habsüchtige Begierde der Sklaven, die den ersten Augenblick ihrer Entfesselung benutzen wollten, um sich an den Gütern ihres Herrn zu bereichern. Sein Wort war Gesetz, der Wink seines Auges ein heiliges Gebot. Daher leisteten sie ihm auch jetzt Folge und strengten zuerst ihre Kräfte an, das Schloß vor der gänzlichen Zerstörung durch die Flammen

zu sichern. Dann räumten sie aus, was sich in den Gemächern noch an kostbaren Geräthen vorfand, und verbargen es in ihren tiefen Kellern, die keinem russischen Wohnhause, selbst nicht dem der ärmsten Leibeigenen, fehlen. So wurde das Hauptgebäude des Schlosses vor der Wuth der Flamme gerettet und stand noch fast ganz unversehrt. Doch in den Gemächern sah es wüst und öde aus. In den meisten waren die Fenster zertrümmert, die Wände durch Rauch geschwärzt und alles Geräth hatten die Bauern hinweggeräumt. So hatte das Gebäude zwar von außen sein stattliches Ansehen behalten, doch war es im Innern so zerstört, daß kaum einige Zimmer bewohnt werden konnten.

Länger als drei Monate waren seit jenem Brande verflossen und der Graf seitdem nicht zurückgekehrt. Indessen hatte der eherne Strom des Kriegs sich so breit in das Land hinein ergossen, daß er jede Verbindung mit dem Innern desselben hemmte. Gregor, der seine Gemeinde durchaus nicht verlassen wollte, sondern als treuer Hüter derselben zurückgeblieben war, hatte daher seit jener Zeit weder von dem Grafen noch von Feodorowna auch nur das Mindeste vernommen. Seine Hand hatte die Vermählte am Altare eingesegnet, seine Lippe zu dem Herrn um Segen und Heil für sie gebetet. Doch traute er selbst der Kraft seines Flehens zum himmlischen Vater nicht mit jener freudigen Zuversicht, die ihn sonst erfüllte; denn er wußte wohl, mit welchem zerrissenen Herzen er die Tochter seines Herzens scheiden und sie den neuen Lebenspfad, der für andere mit so duftenden Blumen geschmückt zu sein pflegt, betreten sah!

Die Tage waren gleichförmig verstrichen; der Herbst hatte die Blätter der Bäume abgestreift. Das Grün der Tannen und Fichten wurde mit jedem Tage dunkler und schwärzer; bald krönten sie sich mit Reif, und endlich breitete

der Schnee seine ununterbrochene Decke über die Gipfel der Bäume, die Hügel und den erstarrten Strom aus.

So ist mir denn abermals der Winter genahet, dachte Gregor, wenn er aus der Stille seiner einsamen Zelle, über die aufgeschlagene Bibel hinweg, in die traurige Oede des Dorfes hinausblickte; schon oft glaubte ich, es würde der letzte sein, und bereitete mich, vor den Herrn zu treten. Mein Herz hängt nicht an dieser Erde, aber doch wünscht es jetzt sehnlich, noch einmal den Frühling sprossen zu sehen, seinen lieblichen Gruß zu empfangen. Sollte der düsterste Winter meines Lebens denn auch der letzte sein? Sollte ich scheiden müssen, ehe ich mein Vaterland wieder frei sehe von diesen Horden eingestürmter Frevler, die alles Heilige beflecken, stürzen und zertrümmern? Allgütiger Vater, du weißt es, wie ruhig ich den Blick auf die Gräber wende, die hier vor meinem Fenster um das Gotteshaus gereiht sind. Alle diese Todten schlummern in deiner Obhut! Sie ruhen gleich still und kühl unter dem grünen Teppich, mit dem der Lenz ihre Wohnung schmückt, wie unter der kalten Hülle des Schnees! Wie oft habe ich meine Hand zu dir erhoben, Herr des Himmels, und gebetet: Rufe mich ab, wenn du willst, ich trete demüthig, aber freudig vor dich hin! Doch jetzt flehe ich, laß mich noch den Tag der Freude schauen, wo deine Hand die Frevler an dir zerschmettert; denn dein Blitz trifft die Heiden und dein Wort zermalmt die Feinde! O, laß mich den Tag noch schauen, wo der Lenz wieder anbricht über mein unglückliches Vaterland! Denn retten wirst du es, das glaubt mein Herz mit unerschütterlicher Zuversicht.

Mit solchen Gedanken stand der Greis oftmals, wenn die Abenddämmerung sich herabsenkte, an dem Fenster seiner Zelle und richtete den Blick in die winterliche Landschaft

hinaus, auf den Kirchhof vor ihm und auf das heilige Haus des Herrn.

Mit jedem Tage, wo das graue Wintergewölk sich düsterer zusammenzog, der Schnee dichter herabstäubte, der Sturm hohler um den Giebel des Hauses heulte, wuchsen die gläubigen Hoffnungen des frommen Vaters. Er sah im Geiste die Racheengel des Allmächtigen durch das drohende Gewölk ziehen und die Hand des Verderbens ausbreiten über dem Haupt frevelnder Feinde.

Mit weissagender Brust erblickte er die langen düstern Züge der Raben in der Dämmerung über die Waldhöhen gebreitet; und nachts, wenn der Wolf von Hunger getrieben aus dem Walde hervorbrach und vor dem festverschlossenen Hause heulte, dachte er: Wo sollen die Heere der Frevler Speise und Obdach finden, wenn das hungerige Raubthier zu seinem grimmigsten Feinde flüchtet!

Der Hunger wird euch mit scharfem Zahn verfolgen und an unsern Herd treiben; doch ihr sollt nicht gastlich geladen werden, niederzusitzen; unsere Hand, mit Keule und Schwert gewaffnet, soll euch verjagen oder zerschmettern auf unserer Schwelle. Die Thür des Russen, die sich jedem wirthbar öffnet, wird euch geschlossen sein, wie dem heulenden Wolf, und ihr sollt seine Beute werden. Das Feuer, zu dem der Erstarrte flüchtet vor dem Grimm des Winters, soll erlöschen, wenn ihr naht, oder die Hütte verzehren, unter der ihr ein Obdach sucht. Und wir werden nicht eher rasten, bis die letzte Spur euers frevelnden Fußes aus unserer Heimat verschwunden ist.

In solchen Betrachtungen lag der Greis oft noch um Mitternacht auf seinem Lager, wenn längst alles um ihn her still und todt war.

Da pochte mitten in der Nacht eine Hand an seine

Pforte und eine männliche Stimme rief: „Aufgethan! Erwache, frommer Vater Gregor! Dein gastliches Haus soll späten Wanderern Obdach geben.“

Der Greis glaubte die Stimme zu kennen. Eilig warf er den Pelz über, öffnete das Fenster und blickte hinaus. Ein Schlitten hielt vor seiner Pforte. „Wer pocht so spät?“ fragte Gregor. „Täuscht mich mein Ohr, oder hörte ich eine bekannte Stimme?“

„Ihr solltet sie wohl kennen, frommer Vater“, antwortete der Fremde; „ich bin Dolgorow.“

„Herr des Himmels! Ihr selbst?“ rief Gregor erstaunend und eilte mit der Lampe nach der Pforte, um sie zu öffnen.

Der Graf stand vor ihm.

„Seid mir gegrüßt, Vater, Ihr müßt mir diese Nacht Obdach geben und auch jenen zweien im Schlitten“, redete er ihn an. „Ich werde Euch wichtige Dinge entdecken.“

Gregor leuchtete gegen den Schlitten. Es saßen zwei Frauen darin. Mit ahnender Seele trat er aus der Thür seines Hauses und näherte sich den Reisenden. Eine hohe, in dichte Schleier gehüllte Gestalt trat ihm entgegen. „Vater Gregor, seid mir gegrüßt!“ redete sie ihn mit sanfter Stimme an, und er erkannte seine geliebte Tochter Feodorowna, und sie sank bewegt, stumm weinend an sein Herz.

Die Mutter folgte ihr; Gregor geleitete sie ehrfurchtsvoll in seine Wohnung.

„Was führt Euch unter mein niederes Dach“, sprach er, als er das enge Gemach erreicht hatte, mit bewegter Stimme, denn ihn bekümmerte Feodorowna's bleiches Antlitz, und sie trug einen Trauerschleier.

„Ich will Euch statt ihrer über alles Antwort geben“, entgegnete Dolgorow. „Seid nur für jetzt so gut, den Frauen

ein Gemach einzuräumen, wo sie der Ruhe pflegen können, denn wir sind Tag und Nacht, ohne Rast noch Aufenthalt gefahren. Aber weckt niemand von Euern Leuten, denn unser Hiersein muß noch ein Geheimniß bleiben."

„Ja, weist uns eine Ruhestelle an, frommer Vater", sprach die Gräfin mit ermatteter Stimme; ich bin bis zum Tode erschöpft."

Gregor führte die Frauen in ein stilles, nach dem Garten hinaus liegendes, für die Aufnahme von Gästen eingerichtetes Gemach, welches, wie das ganze Haus, auch wohl erwärmt war. Die Gräfin sank sogleich auf ein Ruhebette nieder. Feodorowna reichte ihrem väterlichen Freunde die Hand und sprach: „Morgen, theuerer Vater, morgen will ich Euch recht lange, lange sprechen."

„Bedürft Ihr aber jetzt keiner Erquickung, keiner Speise, oder eines warmen Getränkes?" fragte der Greis.

„Nichts, bester Vater", entgegnete Feodorowna, „nur der Ruhe, und die finden wir ja hier, wie wir sie wünschen."

Gregor ging zu Dolgorow zurück, den er mit großen Schritten auf und ab gehend antraf.

„Vater", redete ihn der Graf an, indem er ihm die Hand auf die Schulter legte; „Vater, es begeben sich große Dinge. Rußland sieht die Tage seines Glanzes anbrechen nach den Tagen der Schmach, die es getragen."

„Wie? Darf ich Euern Worten trauen? So wäre mein heißes Gebet erfüllt?"

„Du weißt, daß der Feind auf dem Rückzuge ist."

„Wohl; doch fürchte ich, nur um dem Winter Rußlands zu entgehen, da die heilige Stadt, die er selbst frevelhaft zerstörte, ihm kein Obdach mehr gewährt."

„Der Winter Rußlands hat ihn ereilt. Es ist zu spät zur Rückkehr. Er wird die Grenzen des Landes, in das er

übermüthig eingedrungen, nicht wiedersehen. Du meinst, er habe Moskau verbrannt? Wirft nicht der Schiffer die köstlichsten Güter, mit denen er den Raum gefüllt hat, ins Meer, um sein auf der Sandbank gestrandetes Fahrzeug wieder frei auf den Rücken der Wellen zu erheben? Sprengt sich der Pirat nicht mit seinem Feinde in die Luft? Hältst du Rußlands Söhne nicht für Männer, die das Gleiche zu thun vermöchten? Alter! lerne besser von uns denken! Die Flamme Moskaus hat keine feindliche Fackel entzündet; ihr Glanz wird die furchtbarste, aber auch die größte That in den Jahrbüchern Rußlands bestrahlen!“

„Wie?“ rief Gregor und erhob die Hände staunend. „Wie?“

„Laß das jetzt; es ist, wie ich sagte; doch wir haben wichtigere Dinge zu besprechen. Von jener Schreckensnacht an begann die Wetterwolke des Verderbens ihre Blitze rächend herabzusenden auf den Verwegenen, der das ganze bewaffnete Europa in dieses Reich führte, um unsere Fluren zu verheeren. Er mußte den Tag der Schmach erleben, wo er sich umwandte zur Flucht; der Stolz des nie Besiegten ist gebrochen, das Verderben hat ihn ereilt. Schon hier hofften wir, ihn zu vernichten; es ist zu spät geworden, doch er entgeht seinem Schicksale nicht. Hört mir jetzt aufmerksam zu, würdiger Vater, denn es bedarf auch Euerer Hülfe. Ihr werdet es nicht vergessen haben, wie die Hochzeit meiner Tochter unterbrochen wurde. Ihr seht sie jetzt im Trauerschleier der Witwe, denn ihr Gatte ist nicht mehr. Als wir flüchteten, ereilten uns Feinde hart am Walde hinter dem Garten. Eine Kugel traf den Fürsten; er sank, doch es gelang uns, ihn im Walde zu verbergen. Auf einer Bahre von Zweigen trugen wir ihn bis ins nächste Dorf, und dort fanden wir Mittel, ihn langsam bis nach Moskau zu schaffen,

da der immer näher und näher rückende Feind uns bis dorthin zu flüchten zwang; denn er wollte lieber sterben als in die Hände der Feinde fallen. Von Moskau eilte ich selbst zurück zum Heere. Ich focht bei Borodino, wo wir nichts verloren als einen wüsten, mit Leichen bedeckten Boden. Er ward uns theuer bezahlt. Verwundet, obwol leicht, begab ich mich nach Moskau, wo der Fürst in seinem Schlosse, von meiner und seiner Gemahlin gepflegt, sein schweres Krankenlager duldete; denn weil wir ihm nicht Ruhe gönnen konnten, hatte sich die Wunde so verschlimmert, daß sie wenig Hoffnung gab. Jetzt rückte der Feind vor die Hauptstadt. Während er einzog, rang Ochalskoi mit dem Tode. Wir hatten ihn in einen abgelegenen Flügel des Schlosses, in geheime, wohlverwahrte Gemächer bringen lassen, wo wir in sicherer Verborgenheit hätten bleiben können, wenn der Brand der Stadt nicht beschlossen gewesen wäre. Mit der sinkenden Sonne schloß Ochalskoi das Auge. Wir erwarteten nur die Nacht, um auf geheimen sichern Wegen zu flüchten. Aber selbst den Leichnam des Edeln ließen wir dem Feinde nicht, denn ich hatte es ihm im Tode versprochen, das Aeußerste daranzusetzen, ihn auf unbeflecktem russischen Boden zu bestatten."

„Es gelang uns, das freie Feld zu gewinnen; die Flammen Moskaus leuchteten unserer Flucht. Bald erreichten wir den dichten Wald und hinter demselben die Straße nach St.-Petersburg."

„Ich begab mich, begleitet von meiner Gemahlin und Tochter, zum Kaiser. Von dort aus wurden jetzt die unsichtbaren Netze ausgespannt, in die wir den Feind des Vaterlandes lockten. Mit Friedenshoffnungen hielten wir ihn hin, bis er endlich gewahrte, daß er, der alle zu täuschen gewohnt war, diesmal selbst der Betrogene sei. Noch wäre es

Zeit gewesen zur Rückkehr, wiewol er es theuer erkauft haben sollte, über die Grenzen Rußlands zurückzuschreiten. Doch sein Stolz sträubte sich gegen diese Schmach; im Wahn der Unüberwindlichkeit versuchte er es, sich eine neue Bahn zu brechen; es mislang. Sein Tag war gekommen, er mußte sich umwenden zur Flucht. Aber es war zu spät! Schon ziehen sich die Garne von allen Seiten zusammen, mit denen wir ihn umspannen! Der Allmächtige ist im Bündniß mit der heiligen Sache unsers Vaterlandes. Er ließ seine Sonne täuschend glänzen und verhüllte mit ihren milden Strahlen die Nähe des lauernden Winters, dieses grimmigen Würgers, der jetzt plötzlich aus dem Hinterhalte hervorbricht. Keine Flucht darf sie retten. Alle Wege werden gesperrt. Wohin sie sich wenden, soll ihnen das Verderben entgegentreten. Dazu komme ich hierher. Jetzt, Vater, gilt es, die Söhne Rußlands mit heiliger Wuth zu erfüllen, gegen diese höhnenden Frevler, die sich an den Thränen unsers Grimms weideten. Du sollst mir helfen, das Volk aufzustürmen, zu sammeln, gegen den Feind zu führen. Deshalb komme ich aus der Hauptstadt hierher; ich eilte, wie der Sturmwind, denn ich hoffte, wir würden Smolensk vor dem französischen Kaiser erreichen und durch einen raschen Ueberfall uns der Festung versichern. Dann wäre er hier im Herzen Rußlands gefallen. Doch das ist zu spät. Ich weiß, daß er seit gestern hier eingetroffen ist; nur mit Gefahr, auf Umwegen durch die Wälder, vermochte ich bis hierher zu dringen. Allein wo ich die große Straße kreuzte, sah ich schon die Spuren des Verderbens, das ihn getroffen. Sie ist bedeckt mit Leichen und Trümmern. Aber es darf keiner entrinnen, keiner, der das Unheil in der Heimat verkünde. Nur aus dem todten Verstummen, aus dem grausenden Verschwinden jeder Spur mögen die Seinigen

daheim erfahren, welch ein Schicksal ihn und die, die er führte, ereilt hat. Wenn der Morgen graut, Gregor, versammle das Volk durch den Ruf der Glocke in der Kirche. Erfülle ihre Herzen mit der Flamme des Grimms, rufe sie auf zur Rache gegen die Feinde ihres Gottes. Nicht Kinder, nicht Weiber dürfen müßig bleiben. Darum führte ich auch Gemahlin und Tochter mit mir, daß sie das Beispiel geben von der Pflicht einer edeln Bewohnerin Rußlands. Dann werde ich unter sie treten, sie aussenden als Boten ringsumher, und ehe der Abend hereinbricht, wollen wir Tausende bewaffnet haben, um sie gegen den Feind zu führen. Sie sollen hervorbrechen aus dem Dickicht dieser Wälder, wie der Löwe auf seine Beute; sie sollen plötzlich hineinstürmen auf die muthlos Flüchtenden, wie die schwarze Wetterwolke den Hagelsturm auf die Felder niedersendet! Das ist jetzt unsere Pflicht, Gregor! Du wirst mir sie üben helfen."

„So wahr des Herrn Angesicht über meinem grauen Haupte leuchtet!" rief der Greis mit begeistertem Blick und erhob die Rechte zum Schwur. Dann sank er erschüttert auf die Knie nieder und betete aus tiefster Brust:

„Allmächtiger Vater, allgütiger Lenker der Geschicke! So hast du mein Flehen erhört und lässest diesen Tag des Heils leuchtend vor meinen alten Augen heraufsteigen. Dank dir, Allgütiger! Noch dieses letzte Werk laß mich vollenden, dann winke mir, und ich lege freudig mein Haupt in die Gruft!"

Zweites Kapitel.

Ohne durch ein einziges Zurückblicken auch nur einen Augenblick Zeit zu verlieren, hatte Bernhard vollen Laufes die Waldecke erreicht. Seine Verfolger waren nahe an ihm, doch der goldene Preis der Freiheit, der vor ihm winkte, gab ihm Flügel. Gottes Hand beschützte ihn; denn obwol einige Kugeln dicht an seinem Ohr vorbeistreiften, verletzte ihn doch keine. Jetzt deckte ihn das dichte Gebüsch; zwar hemmte es die Schnelligkeit seiner Flucht, doch verbarg es auch sogleich die Richtung derselben und setzte dieselben Hindernisse seinen Verfolgern entgegen. Mit vorgebeugtem Haupt, den linken Arm schützend über die Augen haltend, stürzte er fort und achtete es nicht, daß die Büsche ihm Hände und Angesicht blutig rissen. Endlich fehlte ihm der Athem; er stand einen Augenblick still und schöpfte Luft. Lauschend horchte er auf, ob sich Tritte hinter ihm hören ließen. Es blieb alles todesstill. Vorsichtig eilte er nach der kurzen Rast weniger Secunden noch eine Strecke tiefer in den Wald hinein, bis er ganz finsteres Buschwerk erreichte, das ihn selbst den dicht Vorübergehenden verborgen haben würde. Hier erst gönnte er sich eine längere Ruhe und überlegte, was nun zu thun sei.

Du selbst bist für diesmal gerettet, dachte er, indem er einen tiefen Athemzug aus der freien Brust that und das Auge freudig dankbar gen Himmel erhob; wenn nur erst Ludwig mit dir vereint wäre! Und dann? Wir beide einsam in der Wüste? Der Kälte, dem Hunger, der Wuth der Einwohner preisgegeben? Schäme dich, Bernhard; willst du verzagen in dem Augenblicke, wo du den Beweis

erhalten hast, daß nichts verloren ist, wo nicht alles verloren ist? Nur heran mit der Zukunft; man muß sie scharf ansehen, wie ein Fechter seinen Gegner, dann deckt man sich gegen jeden Streich.

In diesen Gedanken setzte er seinen Weg in der Richtung nach dem Hügel mit den drei Fichten fort.

Im dichten Walde herrschte noch eine tiefe Dämmerung; todesstill war alles ringsumher. Da ertönten plötzlich mehrere Schüsse. „Heiliger Gott! wäre es Ludwig, den man wieder ergriffen hätte“, rief Bernhard und stand, wie an den Boden gefesselt, mit halbem Leibe vorwärts, der Richtung des Schalles entgegengebeugt. Es fielen abermals Schüsse und nochmals und wiederum! Nein, dachte er mit freudig erleichterter Brust, das ist der grausenvolle Klang nicht, den ich fürchtete. Doch war er völlig ungewiß, wie er dieses Schießen erklären sollte, zumal da es sich mit verworrenem, ganz dumpf und schwach durch die Morgenstille bis zu ihm herüber tönendem Geschrei mischte. „Wenn ich nur irgend wüßte, wo der Feind aus dem Erdboden gewachsen sein könnte, würde ich glauben, dies sei ein Gefecht. Ob sich denn irgendein Blick auf die Ebene thun läßt?“ Er ging gegen den Saum des Waldes zu, doch noch ehe er ihn erreichte, war das Schießen und der ganze Lärmen vorüber. Um so ängstlicher lauschte er, ob er nicht in der Nähe Tritte höre, ob nicht das Gebüsch rausche, weil ein eiliger Wanderer es theile. Vergebens.

Bernhard wurde jetzt unschlüssig, ob er eilen solle, den verabredeten Punkt des Zusammentreffens zu erreichen, oder ob zurückgehen und zu erforschen suchen, was aus Ludwig geworden sei. Nach kurzem Besinnen wählte er das letztere. „Er mag eine Viertelstunde länger auf mich harren, es ist besser, daß er diese ausdauere, als daß ich ihn

vielleicht hülflos und ohne Freundestrost in den Händen seiner Feinde lasse. Wäre er das Opfer geworden? Nein, nein! Es ist unmöglich. Ist er es aber, nun so will ich es auch sein!"

Es lag ein gewisser trotziger Stolz in Bernhard's Gefühl bei diesem Entschlusse. Man sollte nicht sagen dürfen, daß er, um sich selbst zu retten, den Freund verlassen habe. Er fühlte wohl, daß für Ludwig sein Opfer zu spät komme, allein es dünkte ihn ehrlos, ihn zu überleben.

„Aber Marie! Wärest du nicht der treuere Freund, wenn du für die einsame, hülflose Schwester sorgtest? Fort, fort, dein Herz will dich belügen — traue ihm nicht!"

Bernhard's innere Angst wuchs, je heftiger der Kampf der Gefühle in ihm wurde und je näher er der Stelle kam, wo er Gewißheit über das Schicksal des Freundes zu erhalten hoffte. Endlich hatte er die Waldspitze erreicht und konnte den Hügel überblicken, wo der Tod ihn und Ludwig hatte treffen sollen. Er war einsam, niemand in der Nähe; Bernhard wagte sich vor. Der Schnee war von zahllosen Spuren durchkreuzt; auch einige Reiter mußten ihren Weg über den Hügel genommen haben. Jetzt stieß Bernhard auf einen verlorenen Tschako, auf Blutspuren, auf die untrüglichsten Zeichen, daß ein Gefecht hier vorgefallen sein mußte. Von weitem entdeckte er einige Leichname — wie, sollte Ludwig darunter sein? Er eilte in vollem Laufe heran. Gott sei Dank, nein! Es sind andere Uniformen!

Drei Männer lagen hingestreckt auf dem Schnee. Den nächsten erkannte Bernhard; es war der biederherzige Elsasser Lottin; die beiden andern waren ihm fremd. Die Freude, daß Ludwig gerettet schien, ließ der warmen Regung der Theilnahme für den wackern Landsmann keinen Raum. Die

Flucht muß ihm geglückt sein. Dort, wo die drei Fichten ragen, harrt er jetzt meiner vielleicht schon. Ich muß eilen, seine Ungewißheit abzukürzen!

Auch ohne diesen innern Trieb hätte Bernhard Ursache gehabt, aufs schnellste zu flüchten, denn durch das Getümmel des Gefechts aufmerksam gemacht, rückten eben einige rasch zusammengeraffte Compagnien aus den nur wenige hundert Schritte entfernten Thoren von Smolensk aus, um den, wie es schien, bedrängten Kameraden, freilich zu spät, zu Hülfe zu eilen. Bernhard gewahrte es noch in Zeiten und nahm seinen Weg wieder in den Wald nach dem verabredeten Ort der Zusammenkunft mit Ludwig.

Nach einer halben Stunde hatte er ihn erreicht. Die Fichten standen einsam auf einer nur von niedrigem Buschwerk bedeckten Anhöhe, die ihm einen ziemlich weiten Blick in die Ferne gestattete. Vor sich sah er die Thürme, Giebel und Mauern von Smolensk, hinter denen die beschneiten Höhen, welche den Dniepr begleiten, sich erhoben. In der Ferne lief eine lange, blaue Waldlinie um den Horizont; zur Rechten zog sich jenseit eines etwa eine Viertelstunde breiten Tannengebüsches die große Landstraße nach Moskau hin; hinter sich und zur Linken entdeckte das Auge, so weit es reichte, nur unermeßliche Wälder, die sich über Anhöhen und Senkungen des Bodens unabsehbar erstreckten. Nur wenige freie Stellen waren sichtbar, aber auch diese erschienen nur als von Wald rings umschlossene Räume. Der Höhenzug diesseit des Stroms beschränkte den Blick zur Linken; hinter demselben mußte sich, so war es Bernhard noch von früher her erinnerlich, freies Feld finden.

Er warf nur einen flüchtigen Blick über diese traurige, öde Landschaft; sein Auge spähte nach Ludwig umher. Er entdeckte ihn nicht. Anfangs leise dann lauter und lauter

rief er den Namen des Freundes, doch seine Stimme verhallte in der tiefen Einsamkeit und Stille ohne Antwort.

Jetzt wurde ihm bang. Tausend Möglichkeiten stiegen in seiner Seele auf, die nahe an die Wahrheit hinstreiften, ohne diese jedoch zu treffen.

Er kreiste in der Nähe des Berges umher, durchsuchte alle Büsche, spähte nach Fußtritten im Schnee, ob er daraus vielleicht die Spur Ludwig's entdecke, falls dieser sich verirrt haben sollte — alles vergeblich. Immer wieder stieß er, so sehr er auch den Ring seines Umherspähens ausdehnte, auf keine andere Linie von Schritten als die einzige, die ihn auf den Gipfel des Hügels geführt hatte. Diese durchschnitt er ein-, zwei-, dreimal; er gewann endlich die Ueberzeugung, daß kein menschlicher Fuß als der seinige auch nur in die Nähe des Hügels gekommen war.

Diese Gewißheit fiel mit schwerem Gewicht auf seine Brust. War Ludwig gerettet, war er es nicht? Hatte er ihn misverstanden? Hatte er seine Flucht nach einer andern Richtung genommen? Oder hatten ihn Umstände gezwungen, seine Rettung auf der entgegengesetzten Seite des Waldes zu suchen? War er im Gefechte geblieben?

Diese und tausend andere Fragen kreuzten sich in Bernhard's Seele, aber er wußte ihnen keine Antwort. Nur die eine fürchterliche Gewißheit gewann er mehr und mehr, daß er von dem Freunde getrennt sei, daß nur eine günstige Wendung des Geschicks, die außerhalb seiner Kraft und Berechnung lag, ihn wieder mit ihm zusammenführen könne.

Der Mittag nahte heran. Durch das Waten im Schnee waren Bernhard's Füße durchnäßt, die Sehnen seiner Knie aufs äußerste ermattet. Der Hunger stellte sich mit peinigender Schärfe ein, denn der seit zwei Tagen wohlgenährte Körper hatte wieder Kräfte genug gewonnen, um der Ge-

walt dieses Feindes einige Zeit ohne Ermattung, aber dafür auch mit desto größerer Qual trotzen zu können. Einen Entschluß mußte er fassen. Es blieb ihm nur die Wahl, entweder in die Festung zurückzukehren und sich so dem gewissen, raschen Tode zu überliefern, oder allein die Flucht durch die Schneewüste zu wagen, wo tausend Gefahren und Qualen seiner harrten, zu denen die schwache Hoffnung der Rettung kaum den Muth und die duldend ausharrende Kraft gewähren konnte.

Und wohin sollte er seinen Weg nehmen? Ohne Waffen, um sich gegen einen hungerigen Wolf zu vertheidigen, oder Holz zum Feuer zu fällen; ohne Lebensmittel, mit äußerst geringer Baarschaft, schien es unmöglich für ihn, vorwärts nach der Heimat zu dringen. Es blieb ihm nichts übrig, als zurückzuwandern, um das Ney'sche Corps, das kaum zwei Tagemärsche zurück sein konnte, und mit diesem Rasinski's Regiment wieder zu erreichen.

War Ludwig gerettet, konnte er wie Bernhard frei handeln, so blieb auch ihm kein anderer Entschluß übrig. Daher war dieser Weg auch der einzige, auf dem er hoffen konnte, dem Freunde wieder zu begegnen.

Er brach sich einen starken Fichtenzweig ab, schnitzte ihn mit dem Taschenmesser, welches er glücklicherweise bei sich trug, zum Wanderstab und zur Waffe für den Nothfall zurecht und begann durch den Wald seinen Weg nach der Landstraße zu zu nehmen. In seiner Seele sah es so düster aus wie rings die Natur um ihn her. Er mußte sich durch unwegsames Dickicht kämpfen und oft bis an die Knie im Schnee waten. Daher drang er nur langsam vorwärts, und obwol die Straße in der nächsten Richtung nur eine halbe Stunde von dem Hügel entfernt war, hatte er sie doch nach zwei Stunden noch nicht erreicht, einmal, weil er sie nicht

so dicht bei der Festung zu kreuzen wagte, und dann, weil sein Weg sich durch die vielen Hindernisse und die Umwege, welche er nehmen mußte, überdies um mehr als das Doppelte verlängerte. Diese angestrengte Arbeit, verbunden mit dem Hunger, der ihn quälte, erschöpften seine Kräfte so, daß er sich endlich niederlegen mußte. Er räumte mit seinem Stab und einigen zusammengebundenen Zweigen den Schnee auf die Seite, machte sich dann eine Art Lager von abgebrochenen Tannenzweigen und streckte sich darauf hin, um auszuruhen. Doch war er sorgfältig bemüht, den Schlaf von sich abzuwehren, um nicht in demselben zu erstarren und so eine Beute des Todes zu werden. Er hätte der Vorsicht aber nicht bedurft; denn die Sorgen seiner Seele und die Pein des Hungers waren noch zu heftig, um ihn schlummern zu lassen, sein Körper aber noch nicht in dem Grade ermattet, daß er die Müdigkeit als die stärkste aller Qualen empfinden sollte. Um die Schmerzen, die ihm der Hunger verursachte, einigermaßen zu stillen, schnitt er die jungen, harzreichen Schößlinge aus den Zweigen und versuchte sie zu essen. Diese bittere Kost und einige Hände voll Schnee, den er zur Stillung des eingetretenen Durstes genommen hatte und ihn langsam auf der Zunge schmelzen ließ, war die einzige Stärkung, die seine verzweifelte Lage ihm gestattete. Nach einer Stunde der Rast brach er von neuem auf und erreichte nun bald die große Landstraße. Aber welch einen Anblick bot sie ihm dar! Sie war mit halbnackten, erstarrten Leichnamen bezeichnet, die zur Hälfte aus dem Schnee hervorragten. Kleine, leicht beschneite Hügel, an die der Fuß des Wandernden jeden Augenblick stieß, waren die Gräber ebenso vieler Unglücklichen. Weggeworfene Waffen, Uniformstücke, Gepäck, todte Pferde würden den Weg, den das Heer genommen hatte, bemerklich gemacht haben, auch wenn

keine große, von Kanonen und Wagen tief ausgefahrene Heerstraße sichtbar gewesen wäre.

Ein stilles Grausen schlich durch Bernhard's Brust, als er sich jetzt so allein mitten in diesen Spuren befand, welche die schauerliche Bahn bezeichneten, die Tod und Verwüstung durch die schneebedeckten Oeden genommen hatten. Die Straße glich einem langen, unermeßlichen Kirchhof, wo aber keine Freundeshand die Gebliebenen sanft bestattet hatte. Nur das Grabtuch des Schnees hüllte die Gefallenen kalt und schauerlich ein.

Bernhard mußte jetzt bald ein Dorf erreichen; der Weg machte eine Wendung und es lag vor ihm. Aber kein Haus war mehr zu entdecken; alles niedergerissen und niedergebrannt, kaum daß einige einzelne, lange Schornsteine und schwarze Feuermauern noch über dem Schnee hervorragten. Muthmaßlich hatte ein Bivouak hier ganz in der Nähe stattgefunden, sodaß die Leute alles Gebälk zu ihren Feuern benutzt hatten. Bald entdeckte Bernhard auch die schwarzen Brandstellen am Saume des Waldes entlang. Er ging näher, in der Hoffnung, etwas zu finden, das seinen Hunger stillen könne. Vergeblich! Hier lagen auch keine Leichen, denn hier hatten ja die Kräftigern Rast gehalten, und das Feuer sie vor Erstarrung geschützt.

Bernhard stieß mit seinem Stabe in einen Aschenhaufen und wühlte so einen noch glimmenden Brand heraus. Also konnte diese Lagerstätte erst am Morgen verlassen sein. Im Schnee entdeckte er einen Knopf; er hob ihn auf. Ein freudiger Schreck durchzuckte ihn; er erblickte das Zeichen seines Regiments darauf. Diese leichte Spur seiner Freunde gab ihm neue Hoffnung. Also hatte Rasinski hier Rast gehalten. Da er erst Nachmittags aus Smolensk ausgerückt war, mußte er die Nacht hier bivouakirt haben und

war vielleicht kaum einen halben Tagemarsch von der Stelle entfernt.

Hätte Bernhard jetzt nur einige Bissen Speise gehabt und einige Stunden ruhen können, so würde er die Freunde vielleicht noch in der Nacht erreicht haben. Doch so war er durch körperliche Anstrengungen zu erschöpft, der so erschütternden Gemüthsbewegungen nicht zu gedenken.

Jetzt zum ersten mal fühlte er, daß sein trotziger Muth wanke. Die Abspannung der körperlichen Kräfte wirkte ermattend auch auf die Seele, die tiefe Einsamkeit warf ihre düstern Schatten in seine Brust; die Anregung, durch entschlossenes Beispiel das Verzagen anderer zu hindern, blieb aus, und mit dem fehlenden Sporn schwand auch die Kraft.

Schweigend, die Arme finster übereinander geschlagen und sich, weil der Frost ihn schüttelte, in sich selbst zusammenkrümmend, saß er auf einer halbeingestürzten Mauer und blickte finster vor sich hin.

Ringsum lautlose Stille; der dunkle Tannenwald stand schauerlich erstarrt da und die Zweige senkten sich matt unter der Last des Schnees; graues Nebelgewölk zog langsam, tief herabgedrückt, über den Waldspitzen dahin. Der Athem war entflohen aus der Brust der Natur; eine Leiche lag sie da, starr, ohne Wärme, ohne Liebe.

„Und was ist's denn mehr", sprach Bernhard plötzlich aufstehend und trat entschlossen vorwärts; schlummern denn nicht Tausende hier umher? Was willst du dich sträuben, in die kalten, ausgebreiteten Arme des Todes zu sinken? Die Qual wird kurz sein! Einen Augenblick ruhe entschlossen an seiner Brust und dein warmes Leben ist eingesogen von der ehernen Erstarrung, und Scherz und Lust sind vorüber."

„Du willst weich werden! Weil hinter diesen grauen Schleiern noch der blaue, sonnige Tag ruht, den du auch einst gesehen? Weil freundliche Gestalten an der Grenze dieser Oede stehen? Warst du denn glücklich, als du unter ihnen im Licht weiltest? Trugst du nicht stets den Schmerz in verhüllter Brust? Tröstete und erquickte dich denn der bunte Schimmer des Lebens? Tropfen netzten deine Zunge, aber der brennende Durst wurde nicht gestillt und das Labsal diente nur, die Qual zu schärfen. Und doch schauderst du, da sich jetzt der Glockenhammer hebt, um die Stunde deiner Ruhe, deiner Erlösung anzuschlagen? Will denn das Reis der Hoffnung auch in dieser Eiswüste nicht erstarren? Reicht deine Manneskraft nicht aus, diesen schwachen, verglommenen Funken ganz zu ersticken? Schäme dich! Blicke das Gespenst mit dem Auge des Mannes an und es sinkt zusammen in den Staub des Nichts! Nur in deiner Brust lebt es, du siehst nur das hohle Spiegelbild der selbstgeschaffenen Schrecken, die du in dir trägst. Zerschmettere mit wilder Faust das trügerische Glas und die Wahngestalten sind vernichtet!"

Vergebens kämpfte die Gewalt des Gedankens gegen die Macht der Wirklichkeit. Vergebens versuchte der Geist die Fesseln zu sprengen, die seinen freien Fittich in das Gefängniß des Körpers und der Sinne schmieden. Sie ließen ihn nicht los aus ihrer Macht und trotzten auf ihr altes Recht, mit ihm zugleich zu herrschen, bis der Tod die Siegel des für die Erde geschlossenen Bündnisses gelöst hat.

So blieb denn das Gespenst schauerlich vor Bernhard stehen, und er fühlte, wider Willen, wie das Grauen still durch seine Brust schlich und tiefer und tiefer in das Herz drang.

„So sei es denn dieser Baumstamm!“ sprach er finster vor sich hin, hüllte sich zusammenschauernd dichter in den Mantel und warf sich wieder auf den Boden hin.

Drittes Kapitel.

Kaum aber lag er, als er das Gebüsch rauschen hörte und gleich darauf menschliche Fußtritte vernahm. Er fuhr auf und blickte umher. Da theilten sich die Tannenbüsche vor ihm, und eine seltsam abenteuerliche Gestalt, in einen grauen Pelz gehüllt, ein rothes Tuch um den Kopf gewunden, trat, vorsichtig nach allen Seiten umschauend, heraus.

„Ihr da!“ rief er in französischer Sprache herüber gegen Bernhard. „Lebt Ihr, oder seid Ihr eine Leiche?“

„Ich lebe“, erwiderte Bernhard und richtete sich mit Mühe auf.

„Es sieht aber aus, als würde es nicht mehr lange dauern“, antwortete der Soldat. „Seid Ihr matt vor Hunger?“

Bernhard nickte mit dem Kopfe. „So kann ich Euch helfen“, sprach der andere und trat näher; „aber sagt mir, wo geht der Weg nach Smolensk?“

„Dort hinunter; zweihundert Schritte von hier ist die Straße.“

„Gelobt sei Jesus und Marie! Und wie weit ist es noch?“

„Vier Stunden.“

„Schwärmen Kosacken auf dem Wege?"

„Nein, nicht daß ich wüßte."

„Barmherziger Gott! So willst du mich dennoch retten?" Mit diesen Worten sank der Krieger auf die Knie und hob den Blick dankbar gen Himmel, und große Thränen rollten über seine Wangen. „Hier, Freund, nimm", sprach er einen Augenblick darauf und eilte mit einem Stück Brot in der Hand auf Bernhard zu; „du hast mich erquickt, ich will dich erquicken. Nimm, und hier ist auch zu trinken!" Zugleich zog er eine Flasche mit Branntwein aus dem Busen hervor und reichte beides Bernhard herüber.

„So soll es doch nicht hier zu Ende sein?" sprach dieser gerührt. „Dank dir, Freund, du bist mein Retter!"

„Und du der meine."

„Aber woher kommst du dort aus dem Walde?" fragte Bernhard.

„Siebenmal aus dem Rachen der Hölle", erwiderte der Gefragte und setzte sich zu Bernhard nieder. „Vorgestern trieb mich der Hunger mit vielen andern Kameraden aus den Reihen des Regiments, um in den zur Seite gelegenen Dörfern Speise aufzusuchen. Da fiel plötzlich mitten im Walde eine Horde Bauern über uns her; sie schlugen und metzelten nieder, wen sie trafen. Wir stäubten nach allen Seiten auseinander, da kamen auch Kosacken herbei und hetzten uns mit ihren kleinen raschen Pferden, wie der Schäferhund die versprengten Schafe, um uns den wüthenden Muschiks in die Hände zu treiben."

„Doch ihre erste Mordlust war gesättigt; sie jagten uns mit Kantschu- und Knittelhieben auf einen Haufen zusammen, koppelten uns aneinander wie die Jagdhunde und trieben uns so vor sich her. Wir wähnten, sie hätten Erbarmen mit uns und wollten uns als Gefangene fortführen.

Aber es war ein Irrthum! Nachdem wir in einem zwei Stunden von der Straße entfernten Dorfe angelangt waren, plünderten sie uns so aus, daß wir halb nackt in der grimmigen Kälte standen und die Zähne uns klappernd gegeneinander flogen. So sperrten sie uns alle zusammen in die Kirche ein. Wir kauerten uns eng zusammen und suchten einander zu erwärmen. Aber es dauerte nicht lange, so wurden zwei von uns herausgeführt. Bald darauf hörten wir schießen, doch einzeln in langen Pausen und nach jedem Schuß theilte ein wildes Geschrei und Gebrüll die Luft. Anfangs konnten wir nicht begreifen, was dies bedeute; doch da ich mit Hülfe einiger Kameraden zu einem kleinen Fenster hinangeklettert war, sah ich, daß — beim Teufel, Kamerad, der Grimm preßt mir noch jetzt die Zähne gegeneinander — ich sah, daß sie unsere Kameraden an einen Baum gebunden hatten und wie nach der Scheibe auf sie schossen!"

Bernhard erblaßte.

„Ich nahm mich zusammen und verrieth nichts, denn zu helfen war doch nicht mehr. «Ein Scheibenschießen, weiter nichts!» warf ich hin, aber es kochte wild in meiner Brust. Die Thür ging wieder auf, und die Bluthunde führten abermals zwei Schlachtopfer heraus. Ich schwieg, weil es schon dunkel wurde und ich uns in der Nacht zu retten dachte. Wirklich waren dies die letzten von uns, die da bluten mußten. In der Nacht brachen wir die Thür auf, die uns nach dem Thurm führte, und am Glockenseil gelang es uns, uns in der Stille herabzulassen. Die Schildwache vor der Kirche war eingeschlafen. Ich stieß ihr ihr eigenes Seitengewehr ins Herz, daß der Kerl auch nicht mehr zuckte. Jetzt warf ich den Pelz des Russen über, nahm seine Waffen und ging damit an das Wachthaus am Ende des Dorfes. Meine Kameraden ließ ich still nachfolgen. Hier

lag alles schnarchend und besoffen durcheinander, Bauern und Kosacken. Die Mäntel und Pelze hatten sie auf einen Haufen geworfen, denn es war eine erstickende Hitze in der Stube. In der Ecke stand ein Korb mit Brot, und Branntweinflaschen, theils gefüllt, theils leer, lagen überall umher. Ich hatte anfangs nur gedacht, aus Rache für die Gemordeten das ganze Gebäude in Brand zu stecken; da aber jetzt die Gelegenheit günstig war, holte ich noch drei Kameraden und dann packten wir so viele Kleider und Lebensmittel auf, als wir konnten, und trugen sie hinaus. Eilig flüchteten wir mit unsern Schätzen in einen nahen Busch, theilten redlich und kleideten uns an. Nun suchten wir das Weite. Aber die Bauern mußten unsere Flucht zeitig bemerkt haben, denn plötzlich waren sie dicht hinter uns. Alles stürzte davon, jeder flüchtete, wohin ihn der Zufall führte. Es gelang mir, einen dichten Busch zu erreichen, wo ich mich versteckte, bis alles still war. Dann schlich ich vorsichtig weiter, so gut ich konnte und wußte, nach der Straße zu. Solange es dunkel war, ging es, aber am Tage schien der Wald ordentlich lebendig zu werden von dem russischen Raubgesindel, und ich mußte kreuz und quer, durch Wald und Feld, vor und zurück, um ihnen nur zu entgehen. Noch vor einer Stunde waren sie mir dicht auf der Ferse. So war ich ganz irre geworden und verzweifelte, die Landstraße zu erreichen. Nun aber hoffe ich mit Gott in dieser Nacht noch bis Smolensk zu kommen. Dann will ich mich in Reih' und Glied halten und lieber hinstürzen vor Qual oder Hunger und ehrlich als Soldat sterben, als noch einmal in die Hände dieser wilden Bestien fallen! Ich bin kein feiger Bube; aber geschlachtet werden, ist doch ein greuliches Ende, und ein Soldat mag doch nicht gerade sterben wie ein Mordbrenner. Was meint Ihr?"

Bernhard, durch die Nahrung gestärkt, durch die Erzählung dieser Wechselfälle zwischen Rettung und Untergang aufgeregt, hatte im Augenblick seine frische Hoffnung wieder. „Wahrlich nicht, Kamerad!“ rief er; „aber es hat auch noch Zeit damit. Ihr werdet Euer Ziel erreichen, und ich das meinige. In jetziger Zeit, wo jede Minute gefährlich ist, darf man nicht verzagen, wenn einen auch der Tod schon am Schopf hat. Man läßt ihm den Mantel und reißt sich doch wieder los.“

„Freilich! Es lebe der Muth! Aber was sagtet Ihr da von Euerm Ziel? Wohin wollt Ihr? Nicht vorwärts?“

„Nein!“

„Zurück? In dieses Teufelsland wieder hinein? Seid Ihr bei Sinnen?“

„Mir ist der Tod hier gewisser als dort.“

„Wie so?“

Bernhard besann sich einen Augenblick, dann erzählte er dem Freunde in der Noth, überzeugt, daß dieses ehrliche Soldatenherz ihn nicht verrathen werde, offen den Zusammenhang seiner Geschichte.

„Verfluchte Brut! Otterngezücht! Giftschwämme, dieses Schreibergesindel!“ fluchte der derbe, ehrliche Soldat, als Bernhard seine Erzählung geendet hatte. „Aber das darf Euch nicht kümmern! Dort hinein droht Gefahr auf jedem Schritt, denn die wüthenden Bauern liegen wie die Buschneger hinter den schwarzen Tannengebüschen. Ein einzelner kommt nicht durch. Darum rathe ich Euch, kommt mit nach Smolensk. Wer kennt Euch? Zieht meinen Pelz an, wenn wir ins Thor marschiren, und bindet Euch ein Tuch über das Gesicht. Was fragt jetzt einer nach dem andern? Jeder hat genug mit sich selbst zu thun. Haben wir nicht

leider Gottes Tausende von Nachzüglern? Frisch, geht mit mir! Ich will Euch schon unterbringen, so wahr ich Jean Lacoste heiße und aus der Normandie gebürtig bin! Kommt, laßt uns aufbrechen. Es wird dunkel und wir haben ausgeruht und je näher an Frankreich, je besser!"

Bernhard überlegte. Er hatte das niederdrückende Gewicht gänzlicher Einsamkeit und Hülflosigkeit soeben zu tief empfunden, um nicht mit einer fast unwiderstehlichen Gewalt zu dem Entschluß bestimmt zu werden, Noth und Gefahren wieder in kameradschaftlicher Gemeinschaft zu tragen. Einen Tag hoffte er doch sich in Smolensk verbergen zu können, und am nächsten schon traf Rasinski wieder ein. Vielleicht erfuhr er auch Ludwig's Schicksal — kurz, er entschloß sich, sein Los mit dem des neuen Gefährten zu verbinden.

Sie brachen auf und wanderten im Gespräch miteinander hin. Plötzlich hörten sie den Ton einer schrillenden Pfeife aus dem Walde. Bernhard horchte erstaunt auf; Lacoste aber packte ihn an dem Arm, zog ihn rasch vorwärts und rief: „Lauf, lauf, was die Sehnen halten wollen. Sie sind uns, weiß Gott! wieder auf der Ferse."

Unwillkürlich folgte Bernhard dem raschen Schritt seines Gefährten, obwol er an die nahe Gefahr noch nicht glauben wollte, da er bisher noch auf keine Spur eines feindlichen Ueberfalls dieser Art gerathen war.

„Wenn wir nur dort erst um die Ecke sind", meinte Lacoste im Forteilen, „so können wir uns gleich links in den Wald werfen; aber hier ist zum Unglück auf dreihundert Schritt kein Busch zu erreichen, und auf dem Schnee sieht man uns zu weit, trotz der anbrechenden Nacht.

Das Pfeifen wiederholte sich jetzt und wurde von der andern Seite der Straße beantwortet.

„Wahrhaftig, es ist, als ob wir in Calabrien wander-

ten und eine Rotte Banditen uns überfallen wollte", rief Lacoste. „Doch diese Kerle sind noch schlimmer! Ich sehe lieber ein Dutzend Wölfe mit aufgesperrtem Rachen hinter mir her jagen, als ich ein Kosackenpferd hinter meinem Rücken höre. Aber wird der Wald da nicht lebendig drüben. Krabbelt's nicht wie in einem Ameisenhaufen?"

„Du irrst, Freund", antwortete Bernhard, „es bleibt alles todtenstill."

„Es ist eine Schande, Furcht zu haben", murmelte Lacoste ingrimmig dumpf vor sich hin; „aber ich kann's nicht leugnen. Wo gar nichts zu gewinnen ist, nicht einmal Ehre, wol aber alles zu verlieren, da tritt mir's doch ein bischen kalt ans Herz, und ich fange an zu sehen, was ich mir einbilde. Das macht, ich habe das verfluchte Gesindel heute schon wenigstens sechsmal so aus dem Busche herauskriechen sehen, wie die Regenwürmer nach einem Gewitter aus der Erde. Ich glaube, in jedem Baumstamme lauert ein Muschik."

„Nun, Gott sei Dank! jetzt haben wir die Ecke. Laßt uns hier seitwärts in den Busch hinein, wir können so immer die Richtung neben der Straße halten."

Als sie sich sicher glaubten, fingen sie an langsamer zu gehen.

„Kamerad, du hast da einen goldenen Ring am Finger stecken; hüte dich, daß er dir nicht zu eng sei", fing Lacoste nach einigen Minuten an; „ich habe gesehen, wie sie meinem Kapitän, der seinen Trauring trug, kaltblütig den Finger herunterschnitten, da der Ring nicht gleich übers Gelenk wollte. Man kann nicht wissen, was kommt, also wirf das Ding lieber weg, oder verstecke es."

Der Gedanke, daß er diesen Ring verlieren könne, der

eine so wundersame Bedeutsamkeit für ihn hatte, fiel Bernhard schwer auf das Herz.

„Wegwerfen", sprach er, „kann ich ihn nicht, denn er ist mir unendlich theuer; und wo sollt ich ihn verbergen, daß ihn die Habsucht nicht fände?"

„Das ließe sich wol machen. Ihr habt starkes, langes Haar, da läßt er sich vielleicht verstecken. Zeigt her, ich will ihn Euch einknüpfen; auf eine glatte Frisur kommt jetzt ja nicht soviel an."

Bernhard zog den Ring ab und Lacoste knüpfte ihn, ndem er ein Büschel Haare durch die Oeffnung steckte und dann einen Knoten um den Reifen schlang, in Bernhard's reichem Haupthaar fest.

„Aber ist er auch sicher? Wird er nicht verloren gehen?" fragte dieser besorgt.

„Wenn Ihr den Haarzopf, an dem er hängt, nicht ausreißt, gewiß nicht; und versteckt ist er so tief, daß ein Rabe, der Gold stehlen wollte, ihn nicht entdecken würde. Freilich die Finger der Kosacken sind — Teufel! St! Um Gottes willen still! Hört Ihr nichts?" unterbrach er sich, plötzlich still stehend und den Finger auf den Mund legend, mit fast unhörbarer Stimme.

Bernhard schüttelte das Haupt. Doch gleich darauf vernahm er wirklich ein dumpfes Murmeln, als ob mehrere Stimmen von fern her im Gespräch herankämen.

„Man kommt", flüsterte Lacoste; „keinen Schritt von der Stelle! Vielleicht gehen sie an uns vorüber."

Mit diesen Worten schmiegte er sich in das dichte Gebüsch hinein, und Bernhard folgte seinem Beispiel.

Kaum hatten sie den Versteck erreicht, als auch schon ein Trupp von zehn bis zwölf Bauern, mit Piken bewaffnet, sichtbar wurde. Das Herz schlug den beiden Flücht-

lingen hörbar gegen die Brust. Doch hofften sie, Dämmerung und Gebüsch würden sie verhüllen. Da schlug plötzlich ein Hund an, kam schnuppernd durch den Schnee und blieb bellend vor dem Busche stehen. Die Bauern horchten auf und sahen sich um.

„Jetzt hilft uns nichts mehr als Flucht; du links, ich rechts!" rief Lacoste, „daß wir sie theilen"; und im gleichen Augenblick that er auch schon einen Sprung aus dem Gebüsch und lief, was seine Kräfte vermochten, tiefer in den Wald hinein. Der Hund folgte seiner Spur mit lautem Gebell; Bernhard, der Weisung des gewandten Gefährten gehorsam, schlug ebenso rasch eine entgegengesetzte Richtung ein. Ohne sich umzusehen, eilte er durch den tiefen Schnee und die dichten Gebüsche vorwärts, bis ihm der Athem versagte. Jetzt stand er still und blickte lauschend und horchend ringsumher. Alles war todt wie das Grab. Er hörte weder Hundegebell noch Menschenstimmen mehr; nur das schauerliche Rauschen des Nachtwindes strich durch die Wipfel der hohen Tannen. Behutsam wagte er sich wieder in der Richtung nach Smolensk zu, weil er dort auf seinen Unglücksgefährten zu treffen hoffte. Bald stieß er auf seine eigenen Spuren im Schnee. Diesen folgte er mit Vorsicht, jeden Augenblick lauschend, ob Feinde in der Nähe seien. Doch der Wald war wie erstorben. Die Spuren leiteten ihn nach einer starken Viertelstunde auf den Fleck, von dem aus er geflüchtet war. Zu seiner Freude entdeckte er auch Lacoste's Spuren und durfte hoffen, ihn aufzufinden. Er folgte ihnen; bald sah er sie zu seinem Leidwesen mit vielen andern gemischt: ein Zeichen, daß man den Armen heftig verfolgt hatte. Noch eine ganze Strecke zogen sie sich in den Wald hinein, dann hörten sie auf und wandten sich sichtlich zurück. Unschlüssig stand Bernhard still und überlegte, ob er es

wagen dürfe, ihnen auch aus dem Walde hinaus nach der offenen Straße zu folgen. Er untersuchte, ob nicht vielleicht die Fußtritte Lacoste's aus diesem ziemlich durchwühlten Schneeflecken allein weiter in den Wald führten. Doch er fand kein Zeichen dieser Art. „So wäre denn der Unglückliche doch in die Hände seiner grausamen Feinde gefallen?" Eine Stimme im Innern Bernhard's sagte ihm, daß er ihn, der sein Retter gewesen, nicht verlassen dürfe, sondern ihm wenigstens noch so weit nachforschen müsse, als es, ohne sich selbst unrettbar preiszugeben, geschehen könne. Daher folgte er den Fußtapfen, die nach der Landstraße zuführten, jedoch mit Vorsicht und jeden Augenblick scharf aufhorchend. Da war es ihm, als höre er ein leises Seufzen. Er blieb stehen und lauschte. Wahrlich, es wiederholte sich! Er täuschte sich nicht, ein lebendes Wesen mußte in der Nähe sein. Mit vorgebeugtem Haupte ging er dem Schalle nach; jetzt vernahm er das Aechzen dicht neben sich, doch sah er niemand auf dem Boden liegen. Der Schnee war aufgewühlt von vielen Tritten; eine mächtige Fichte stand wenige Schritte seitwärts. Dorther kam das Stöhnen; Bernhard ging um den Baum herum, der von der andern Seite freier stand; doch mit einem unwillkürlichen Ruf des Entsetzens bebte er schaudernd zurück, als er im halben Lichte des Schnees und der Dämmerung einen blutigen, halbnackten, menschlichen Körper, der an den Baum gebunden zu sein schien, wahrnahm. Grausend, doch mit Selbstüberwindung trat er näher. Da sah er zu seinem Entsetzen, daß der Unglückliche an den Stamm gepfählt war, und als er ihm ins Antlitz blickte, erkannte er seinen Retter und Gefährten.

„Allmächtiger Gott!" rief er laut aus, und hatte Mühe, sich auf den Füßen zu erhalten. „Lebst du noch, Freund? Kann ich dich retten?" Der Sterbende nickte

schwach mit dem Haupte, zum Zeichen, daß er den Gefährten erkenne; doch vermochte er nicht zu sprechen. Schaudernd, doch es mußte sein, faßte Bernhard den abgebrochenen Schaft einer Pike, die dem Unglücklichen durch die Schulter gebohrt war, und zog ihn heraus. Doch ein zweites Eisen war durch die Lende geschlagen und wollte anfangs der angestrengtesten Kraft nicht weichen; endlich gelang es ihm, auch dieses herauszureißen. Da sank der Erlöste matt in die Knie; Bernhard fing ihn in seinen Armen auf und ließ ihn sanft auf den Boden, mit dem Rücken gegen den Baumstamm gelehnt, niedergleiten. Noch zweimal schöpfte er tief Athem, dann fiel das Haupt ihm lautlos auf die Brust herab; er hatte geendet.

Bernhard hielt ihn noch lange an seiner Brust und lauschte, ob das entflohene Leben nicht zurückkehre; umsonst. Es war nicht Schmerz, was ihn durchdrang; es war dumpfe Betäubung des Entsetzens. Die Leiche im Schose, blickte er starr vor sich hin; keine Thräne drang in sein Auge, er ließ keinen Seufzer hören. Es war grabesstill; selbst der Wind sauste nicht mehr in den Wipfeln. Finsteres Gewölk lagerte schwarz, unbeweglich über dem Himmel. Da flatterten zwei Raben heran und umkreisten den Gipfel der hohen Fichte, als harrten sie schon auf die Beute.

„Ihr sollt diese Leiche wenigstens nicht verstümmeln!" rief Bernhard und stand auf. Mit seinem Stabe und den eigenen Händen und Füßen grub er eine breite Furche unter der Fichte in den tiefen Schnee. Dann ordnete er Haar und Kleidung der Leiche. Als er das Hemde zuknöpfen wollte, ritzte er sich an einer Nadel. Er fühlte näher hin und entdeckte, daß der wackere Krieger seinen höchsten Schatz, das Kreuz der Ehrenlegion, inwendig im Hemde mit einer Stecknadel befestigt hatte. „Du sollst die Gruft des Tapfern

schmücken", sprach er, „und wenn nie ein Sterblicher mehr vorüberwandern sollte." Jetzt legte er den Leichnam in die kalte Gruft und wälzte hohe Schneemassen darüber, bis sie einen weißen, festgedrückten Hügel bildeten. Mit demselben Eisen der Pike aber, das dem Todten die Schulter durchbohrt hatte, heftete er das Band und Kreuz an den Stamm der Fichte, sodaß das Ehrenzeichen über der Grabstätte schimmerte.

Mit verschränkten Armen stand Bernhard vor dem Schneehügel. „Ruhe nun unter dieser kalten Hülle, bis der Frühling sie schmilzt, und Grün und Blumen um deine Gebeine sprossen! — Du hättest ein dauerndes Denkmal verdient! Nimm vorlieb! Hier wird es keinem besser geboten! — Leb' wohl!" — Er wandte sich. Tiefer und tiefer ging er, entschlossen, die letzten Kräfte an seine Rettung zu setzen, aber gefaßt, daß es vergeblich sein werde, in den Wald hinein.

Viertes Kapitel.

Während Ludwig und seine Mitgefangenen durch den Wald geführt wurden, spähete dieser mit sorgenvollen Blicken umher, ob er Bernhard nicht entdecke. Er wußte kaum, ob er hoffen oder fürchten sollte, ihn zu sehen. Es wäre ein unbeschreiblicher Trost für ihn gewesen, jedes Leid mit dem Freunde gemeinschaftlich zu tragen; doch wehrte seine edle Seele sich gegen die leisesten Keime dieser geistigen Selbstliebe. Er hegte die geheime, wenngleich schwache Hoffnung, daß Bernhard glücklicher in seinem Unternehmen gewesen sein und bald Rasinski und die Freunde erreicht haben werde.

Nach einer Wanderung von einer Stunde erreichte man einen freien Platz, der jedoch rings vom Walde umschlossen war. Hier loderten hohe Wachtfeuer, an denen Scharen von bewaffneten Landleuten lagen. Mit Erstaunen sah Ludwig auch viele Frauen, die der allgemeine Haß gegen den Feind von ihrer friedlichen Wirksamkeit abgelenkt und mitten in das kriegerische Treiben der Männer hineingeführt hatte. Einige bereiteten Speisen, andere putzten Gewehre; eine ältere sah er einen Verwundeten verbinden.

Anfangs schien man die Ankommenden nicht besonders zu beachten. Doch als man der Gefangenen, die sie mitbrachten, ansichtig wurde, strömten alle neugierig herbei, diese Unglücklichen zu sehen. Die Hoffnungslosigkeit in den Zügen derselben stach schreckenvoll gegen den Ausdruck des Hohnes und der wilden Freude der Sieger ab. Ludwig bedurfte seiner ganzen Kraft, um sich die männliche Fassung zu bewahren. Der Umstand, daß er nicht wie die übrigen der Kleider beraubt war, sondern noch in einen warmen Mantel gehüllt, wenigstens nicht vor Frost zittern durfte, kam ihm dabei sehr zu statten. Doch erweckte er dadurch auch die Habgier der sich rings andrängenden Feinde, deren Gesinnungen er aus ihren Geberden und dem laut und lauter werdenden Murmeln errieth. Endlich trat ein bärtiger Koloß, der wol glauben mochte, sich vor den andern etwas erlauben zu dürfen, auf ihn zu und wollte ihm die Mütze vom Kopfe nehmen. Ludwig trat unwillkürlich einen Schritt zurück und wehrte dem Russen mit der Hand. Da erhob dieser im Zorn seinen einer Keule ähnlichen Knittel zu einem furchtbaren Schlage auf. Unfehlbar hätte er Ludwig's Haupt zerschmettert; doch plötzlich ertönte der laute Schrei einer weiblichen Stimme, und in demselben Augenblicke brach eine edle Gestalt, in kostbare Pelze gehüllt, doch mit verschleiertem

Angesicht, durch die Reihen der Umstehenden und warf sich dem gehobenen Arme des Russen entgegen.

Zornig wandte sich dieser um; doch als er sah, wer seine That hinderte, verwandelte sich sein Grimm in die tiefste Unterwürfigkeit, und er trat mit knechtisch ehrfurchtsvollen Verbeugungen zurück.

Ludwig war von dem Wunder dieser neuen Rettung, die sich in der Schnelle des Augenblicks vollendete, wie betäubt; er heftete seine Blicke auf die Retterin, vermochte aber kein Wort des Dankes hervorzubringen. Sie stand selbst vor Schrecken ganz außer Fassung, aus tiefster Brust mühsam athmend, kaum vermögend, sich auf den Füßen zu erhalten, vor ihm und hielt die Hände wie zum Dankgebet gefalten. Endlich schlug sie den Schleier zurück, indem sie mit unnachahmlichem, rührend zitterndem Tone der Stimme sprach: „Erkennen Sie mich?"

Als trete eine himmlische Erscheinung, ein rettender Engel des Allmächtigen plötzlich strahlend vor ihn hin, so sank Ludwig, seiner selbst nicht mehr mächtig, auf die Knie vor der Entschleierten nieder. Es war Bianca!

Bebend ergriff er ihre Hand mit seinen beiden; er neigte sein Haupt darüber, seine Thränen strömten — er wähnte in diesem Uebermaß der Wonne sein Dasein zu enden.

„So konnte ich doch vergelten!" sprach sie und hob das blaue, in Thränen schwimmende Auge gen Himmel. „O, allmächtiger Vater, deine Hand leitete meine Schritte! Wenn ich zu spät gekommen wäre!"

Die Umstehenden betrachteten die Gruppe mit lautlosem Erstaunen.

„Was bedeutet das?" fragte plötzlich eine rauhe, männliche Stimme. Ludwig erwachte aus seiner seligen Betäubung und sprang auf.

Ein Reiter war in den Kreis gesprengt; das edle Roß, seine reiche Kleidung gaben einen Führer zu erkennen.

Es war Graf Dolgorow.

„O mein Vater!“ rief Bianca mit leidenschaftlichem Tone, „sehen Sie hier unsern Retter!“

„Wie? Wo?“ fragte der Graf und warf forschende Blicke auf Ludwig. Doch plötzlich unterbrach er sein Erstaunen durch den Ausruf: „Du hier? Elender Bube!“ Und mit einem Sprunge war er vom Pferde herab und drang in die Reihen der Gefangenen ein, um Beaucaire, dem vor Frost und Entsetzen die Knie schlotterten, aus ihrer Mitte herauszuziehen.

Dolgorow, dem die Rache schneller entflammte als die Dankbarkeit, vergaß diese, um jener zu genügen. In England und Italien, wo er sich in wichtigen, aber gefährlichen diplomatischen Aufträgen befand, war Beaucaire sein Secretär und geheimer Agent gewesen. Als der Krieg des Jahres 1812 ausbrach und Napoleon die englischen und russischen Agenten in allen Ländern auf das eifrigste aufspüren ließ, war auch Dolgorow's Verkehren entdeckt worden. Er mußte aus Rom eifrigst und in einer Verkappung flüchten. Beaucaire erhielt einen Paß als deutscher Graf Wallersheim. Feodorowna galt unter dem Namen Bianca für seine Schwester. Dolgorow selbst wurde für einen alten Diener, seine Gemahlin für die Erzieherin der jungen Gräfin ausgegeben. So traten sie die Reise an. In Mailand glaubte Beaucaire, der eine rohe Leidenschaft für des Grafen Tochter gefaßt hatte, von den dringenden Umständen alles ertrotzen zu können. Er wagte Anträge, die Feodorowna mit Empörung zurückwies und die die Wuth ihres Vaters entflammten, obgleich die äußerste Gefahr in seinem Zorne lag. Er mishandelte den Buben und stieß ihn mit Schimpf von sich;

dieser eilte, ihn zu verrathen. Doch schon hatte der Graf es möglich gemacht, aufs eiligste zu fliehen, und änderte seine Reiseroute, indem er, statt über Verona nach Innsbruck und München, die Straße über den Simplon einschlug. Dort traf ihn Ludwig. Retter und Verräther waren nunmehr zugleich in seine Hand gefallen, und dieser sollte jetzo seinen Lohn empfangen.

„Heiliger Gott! Welche Schickung!“ rief Feodorowna aus, als ihr Auge auf den Elenden fiel, den Dolgorow trotz seines Sträubens aus der zitternden Menge hervorriß.

Beaucaire wurde jetzt auch ihrer ansichtig, und mit verzweifelter Anstrengung riß er sich los und stürzte zu ihren Füßen nieder. Krampfhaft umklammerte er ihre Knie und rief: „Erbarmen, Gräfin! Bittet um Gnade für mich! Nur meine rasende Liebe zu Euch war mein Verderben!“

Bianca zitterte und erhob angstvoll flehende Blicke zu ihrem Vater. Doch dieser rief mit ehernem Grimme:

„Ergreift ihn und werft ihn dort in die Flammen, damit jeder Russe sehe, wie ein Verräther gestraft wird.“

Bianca wurde zu einem Marmorbilde. Beaucaire schrie laut auf und klammerte sich in der Angst der Verzweiflung an ihre Knie an, indem er sein Haupt in ihrem Schoße zu verbergen suchte. Sie wäre niedergestürzt, wenn nicht Ludwig, ihr rasch zu Hülfe springend, sie gehalten hätte.

„Vollzieht meinen Befehl!“ rief Dolgorow nochmals. „Reißt ihn von der Fürstin hinweg!“

Auf diesen Ruf packten zwei aus der Masse mit wilder Freude hervorspringende Männer den Verzweifelnden bei den Haaren; zwei andere ergriffen ihn bei den Füßen, ein Kosack riß sein Messer aus dem Gürtel und schnitt ihm über die beiden Hände, mit denen er Bianca's Knie umschlossen hielt. Erst als die Sehnen zerrissen waren, sanken ihm die

Arme zurück. Unter gräßlich jubelndem Gebrüll der wuthentflammten Menge wurde er halb hinweggetragen, halb geschleift. Sein zerreißendes Jammergeschrei drang mitten durch das Toben der mordlustigen Schar hindurch, die, von wilder Begierde auf das gräßliche Schauspiel gestachelt, in schwarzen Massen nachstürzte.

„Bewacht die übrigen Gefangenen!“ rief Dolgorow und ging raschen Schritts, die Menge, die ihm ehrfurchtsvoll auswich, theilend, dem Ort zu, wo sein furchtbarer Befehl vollstreckt werden sollte.

Bianca hatte sich gegen Ludwig's Schulter gelehnt. Grauen und Seligkeit erfüllten sein Herz zugleich. Jetzt theilte verdoppeltes Wuthgebrüll die Lüfte. Wider Willen zog es sein Auge zu der fürchterlichen Stelle hin. Beaucaire wurde hoch emporgehoben; sein Antlitz mit dem zerrauften Haar verzerrte sich wie in den Qualen der Verdammniß. Er zuckte mit den blutigen Stumpfen seiner Hände wild umher. Da stürzten ihn die Wüthenden häuptlings in die Glut hinein; ein gräßliches Geschrei, das weit im Walde widrhallte, stieg empor. Es drang selbst in Bianca's Betäubung mit entsetzlicher Gewalt ein; sie bebte schaudernd zusammen und drückte das Angesicht verbergend gegen Ludwig's Brust. Diesem hielt das Grausen Sprache und Bewegung gefesselt; kaum vermochte er es, den Blick von dem gräßlichen Schauspiele ab auf die erblaßten Züge der Geliebten zu wenden, die an seinem Herzen ruhte.

Als nach dem wilden Getöse einige Augenblicke schauerlicher Stille eintraten, erwachte Feodorowna aus ihrer Betäubung. Sie bebte scheu zurück, als ihr Auge auf den Schauplatz der gräßlichen That fiel. Das Haupt wendend, traf sie auf Ludwig's edle, von Schauder und Rührung tief bewegte Züge. Hier weilte ihr Blick mit unaussprechlicher

Innigkeit. Nicht ihrer Lippe entfloh das Geheimniß ihres Herzens, welches sich ihr selbst erst in diesem Augenblicke wunderbar offenbarte; aber der Strahl ihres Auges verkündete es. In Ludwig's Brust flammte ein hoher Glaube an die Fügungen des Allmächtigen, ein kühnes Bewußtsein auf. Diese und keine andere war ihm zur Begleiterin des Lebens bestimmt. Auf den wunderbarsten Pfaden führte die Schickung sie ihm entgegen. Er wagte, ihre Winke zu deuten. Eben wollte er die Lippe öffnen, da trat Dolgorow, der von seinem blutigen Richteramte zurückkehrte, zwischen ihn und Feodorowna. Er heftete finstere, forschende Blicke auf das Antlitz der Tochter; es schien, als argwohne er, daß ihre heftige Erschütterung durch etwas anderes als eben die vollbrachte entsetzliche Strafe an dem Elenden bewirkt sei.

„Fürstin Ochalskoi“, sprach er vornehm und kalt, „ich habe nicht vergessen, was wir diesem jungen Manne schuldig geworden. Mir däucht aber, unsere Rechnung sei zerrissen, da ich ihn hier als Feind Rußlands unter den Frevlern erblicke, die in das Heiligthum unserer Heimat eingebrochen sind. Doch Großmuth ist die Tugend der Russen. Ich werde Sorge tragen, junger Mann, daß man Sie den Ihrigen wieder zusende; doch fallen Sie zum zweiten male in meine Hand, so trifft Sie das Los aller übrigen, Tod oder ewige Gefangenschaft in den Bergwerken Sibiriens.

Ludwig's Stolz erwachte dem Stolze Dolgorow's gegenüber; doch er bezwang ihn und erwiderte: „Wenn Sie mich zu dem französischen Heere zurücksenden, so ist mein Tod gewiß, und Sie selbst sind die Veranlassung dazu.“

„Wie das?“ fragte Dolgorow erstaunt.

„Was ich an der italienischen Grenze für Sie gethan, wurde mir in meiner Heimat von den französischen Behör-

den zum todeswürdigen Verbrechen gemacht. Jeder Weg zur Flucht war mir abgeschnitten; nur um der Gewalt meiner willkürlichen Richter zu entgehen, trat ich, auf das Anerbieten eines edeln Freundes, in das Heer ein. Diesen Morgen sollte ich, von eben dem Unglücklichen verfolgt und verrathen, der in diesem Augenblicke die entsetzliche Strafe seines Verbrechens erduldet hat, den Tod empfangen. Der Ueberfall der Ihrigen rettete mich. Doch ein theuerer Freund —"

Dolgorow unterbrach ihn: „Wenn Sie Wahrheit sprechen, sind Sie gerechtfertigt; und ich glaube es Ihnen. In diesem Falle werden Sie Sorge tragen, Fürstin, daß unser Retter auf das Schloß geführt werde. Solanow soll Sie geleiten; mich hält mein Beruf hier zurück, doch treffe ich sobald als möglich ein. Gehen Sie jedoch zuvor die Gräfin zu benachrichtigen."

Bianca gehorchte und nahm, von zwei Dienern begleitet, ihren Weg nach einer Art von Hütte, die hinter den Lagerfeuern aufgerichtet war. „Wir werden uns bald wiedersehen", sprach sie im Gehen zu Ludwig und neigte sich grüßend gegen ihn. Ihr Blick drang in sein tiefstes Herz; sie lächelte schmerzlich und freundlich zugleich und eine milde Hoheit, wie von dem Antlitze einer Heiligen, strahlte aus ihren Zügen. Mit bebender Verehrung beugte er das Haupt; als er es erhob, sah er die edle Gestalt, wie die Erscheinung einer Himmlischen im Kreise gelagerter Wilden, durch die Reihen der sich ehrfurchtsvoll neigenden Krieger dahinschweben.

Auch Dolgorow wollte gehen, doch Ludwig hielt ihn zurück.

„Ich muß Sie noch um Ihre Vermittelung für einen Freund anflehen, der vielleicht wie ich in die Hände der

Ihrigen gerieth. Er wollte mein Retter werden und lud so den Zorn der französischen Machthaber auf sich; er wollte mein Geschick überall theilen, und so ergriff er denselben Ausweg der Rettung. Heute sollte er an meiner Seite sterben, rettete sich jedoch durch die Flucht."

„Wenn er in unsere Hände fällt, soll er zu Ihnen gebracht werden", sprach Dolgorow; „doch wie nennt er sich?"

„Graf Lomond ist der angenommene Name, unter dem er in Dienste trat und den er jetzt auch muthmaßlich fortführen wird."

„Ich werde das Nöthige seinethalben anordnen."

Ein grauköpfiger Soldat von etwa sechzig Jahren, der Uniform und Bart gleich einem Russen trug, aber in seiner Gesichtsbildung einem Deutschen glich, näherte sich ehrfurchtsvoll dem Grafen und that demselben, tief gebeugt, eine Frage.

„Immerhin", erwiderte dieser; „wenn du einen Landsmann gefunden zu haben glaubst, Solanow, so rede ihn an."

„O mein Herr", wandte sich jetzt der Alte in deutscher Sprache zu Ludwig, „vergeben Sie mir eine Frage. Ich bin ein Deutscher, aber seit langer Zeit aus meinem Vaterlande. Ich glaube in Ihnen eine Aehnlichkeit zu entdecken. Sollten Sie vielleicht Sternfels heißen?"

„Wie?" rief Ludwig heftig zitternd, mit äußerstem Erstaunen, da der Alte den Namen aussprach, den er nur durch Mariens Brief kannte und noch kaum zu führen wagte; „weshalb?"

„Ich diente einem deutschen Herrn dieses Namens", sprach der Alte bewegt; „er ist zwar längst todt, aber wenn ich sein Ebenbild so vor mir sehe, wie —"

„Wo starb er?" rief Ludwig, den Greis hastig unterbrechend.

„Die See hat ihn verschlungen. Wir saßen eines bösen

Handels wegen in Paris gefangen; doch es gelang uns, nach dem Havre zu flüchten und auf ein holländisches Schiff zu kommen.

„Wann?“ fragte Ludwig und hielt kaum noch an sich.

„Vor achtzehn Jahren.“

„Wegen eines Duells?“

„Allerdings.“

„Das war mein Vater!“ rief Ludwig jetzt außer sich und ergriff die Hände des Greises, der zitternd, unschlüssig vor ihm stand. „Und wer bist du?“

„Ein schlichter Mann, lieber Herr“, sprach der Alte, und Thränen rollten aus seinen Augen; „ich war nur sein Reitknecht, Willhofen heiße ich.“

„Redlicher, treuer Diener“, rief Ludwig, „und hier finde ich dich? Und mein Vater ist wirklich todt?“

„Schon längst! Wir litten Schiffbruch in der Nordsee; das Meer verschlang die meisten. Einige, darunter ich, wurden gerettet; der Kapitän eines russischen Schiffs nahm uns auf.“ Hier stockte der Alte und deutete mit einem scheuen Blicke seitwärts an, daß er nicht zu sprechen wagen dürfe. Ludwig aber ahnte das Los des Unglücklichen.

Dolgorow war indessen zu den übrigen Gefangenen getreten und hatte sie gemustert. Sie standen zitternd in einer langen Reihe vor ihm; die meisten waren junge Soldaten.

„Sind Deutsche unter euch?“ fragte er laut.

Ludwig hörte es und blickte hin; er harrte auf die Antwort, weil er fühlte, daß es seine Pflicht sei, die Rettung seiner Landsleute zu versuchen. Es blieb still.

„Solanow!“ rief der Graf, und dieser eilte, zu gehorchen. „Hier die Leute, die ich dir übergeben werde, sollen mit auf das Jagdschloß geführt und von dort weiter gebracht werden. Sie sind noch zur Arbeit tauglich. Für

die Uebrigbleibenden hat Rußland keine andere Nahrung als zwei Loth Blei.

Es waren einundzwanzig Gefangene. Nur einer blieb, als zu alt zur Arbeit, zurück, um den Tod zu empfangen. Es war St.-Luces.

Da er nicht verstanden hatte, was der Graf sagte, so glaubte er, man habe an seiner Haltung, Wäsche und der ihm freilich meist geraubten Kleidung erkannt, daß er zu den höhern Ständen gehöre. Das bleiche Entsetzen, welches seit Beaucaire's Schicksal seine Züge bedeckt hatte, wich einem Anflug der Hoffnung. Er wagte es daher jetzt, den Grafen anzureden, und sprach französisch:

„Ich hoffe, mein Herr, auf die Gesetze, welche alle Völker sogar im Kriege ehren, Anspruch machen zu dürfen. Ich bin nicht Soldat, sondern gehöre zur Civilverwaltung, mein Rang —“

„Ihr seid ein Blut und Mark aller Völker aussaugender Franzose“, entgegnete Dolgorow finster, „verächtlicher und abscheulicher als der Soldat, denn der kämpft mit offener Waffe, aber die Euerige ist das Gift!“

„Man würde“, versuchte St.-Luces noch einmal zitternd seine Sache geltend zu machen, „mich sehr bereitwillig gegen gefangene Offiziere auswechseln!“

„Gefangene? Habt ihr denn auch Gefangene?“ rief Dolgorow wild und mit Hohn zugleich. „In euern Bulletins stehen freilich Tausende; aber wo könnt ihr sie aufweisen? Und woran erinnert Ihr mich? Wissen wir etwa nicht, wie euere ruchlosen Mörderbanden mit den wenigen umgegangen sind, die in ihre Hände fielen? Wähnt Ihr, wir hätten sie nicht gefunden, wie sie mit zerschmettertem Schädel die Landstraßen bedeckten? Trafen wir sie nicht eingesperrt in Kirchen, Ställen, Scheunen, wo der Hunger sie

zu Tode gefoltert hatte? Fort mit Euch! Wir werden noch genug finden, gegen die wir auswechseln können, die wir auswechseln wollen."

Indessen hatte Solanow oder Willhofen den vor Angst zitternden St.-Luces forschend betrachtet. Er sprach einige Worte russisch mit Dolgorow und fragte dann den Gefangenen: „Wie heißt Ihr?"

„Ich bin der Baron Rumigny von St.-Luces."

„Rumigny!" rief Willhofen aus und seine Züge nahmen den Ausdruck des furchtbarsten Grimms an. „Allmächtiger Gott! deine Rache schlummert nicht!" rief er mit gen Himmel emporgehobenen Händen aus. „Elender, kennst du mich? Hast du vergessen, daß du — doch halt, hier — blick' her! Kennst du diesen? —" Dabei eilte er auf Ludwig zu und zog ihn heftig bis dicht vor Rumigny hin. „Sternfels ist sein Name! Die Todten stehen auf, um sich zu rächen! — Dieser ist der Mörder Ihres Vaters, der Mörder des wackern Waldheim — doch jetzt ist die Stunde der Vergeltung gekommen."

St.-Luces starrte todtenblaß mit unbeweglichen Blicken auf Ludwig hin; er versuchte zu reden. Doch die Sprache versagte ihm.

Ludwig war bis ins Innerste von der Gewalt dieser Räthsel enthüllenden Stunde erschüttert. Einen Augenblick wallte auch in ihm der Zorn auf, doch sein edler Sinn wies diese Empfindung schnell zurück. Nur Mitleid erfüllte seine Brust, als er den Elenden von Todesangst und Gewissensbissen gefoltert betrachtete, der unter dem Gewichte seiner Schuld zusammenbrach. „Willhofen", redete er den alten Diener an, „mein ist die Rache, spricht der Herr! Laß den Allmächtigen ferner walten — wir wollen vergeben!"

Willhofen hatte Thränen in den Augen; er beugte sich

auf Ludwig's Hand und küßte sie. „Ein Herz wie der Vater! Er starb für seinen Freund — und wäre für seinen Feind gestorben."

Ludwig wollte sich Dolgorow nähern, um ein Wort der Gnade für St.-Luces zu versuchen; doch dieser schnitt ihm mit strengem Blick und Wort die Bitte ab. „Hier waltet das Gesetz", sprach er fest. „Hat der Gefangene Ihnen ein Unrecht gethan, so mag Ihre Vergebung ihm jenseits nützen. Hier schützt ihn nichts."

Er winkte mit der Hand einem Kosacken in seiner Nähe und sprach einige russische Worte. Sogleich wurde St.-Luces, den die Todesangst völlig gelähmt zu haben schien, abgeführt. Einige Minuten darauf fielen drei Schüsse; Ludwig durfte nicht zweifeln, wem sie gegolten.

Fünftes Kapitel.

Dolgorow stieg wieder zu Pferde, nahm fast alle waffentragenden Männer zusammen und setzte sich an ihrer Spitze gegen die Landstraße hin in Bewegung. Willhofen und vier Landleute mit Spießen blieben zurück zur Bewachung der Gefangenen, denen man gestattete, sich an den großen Feuern zu wärmen; auch wurde etwas Brot und Branntwein unter sie vertheilt. Ludwig's Herz sehnte sich nach Bianca. Er fragte daher Willhofen: „Was werden wir nun beginnen, lieber Freund? Welches wird meine, deine nächste Bestimmung sein?"

„Ich muß hier den Befehl der Fürstin erwarten, die dort drüben bei der kranken Gräfin in der Hütte ist',

antwortete er. „Sie werden wol die Rückkehr ihres Schlittens abwarten, der Verwundete nach dem Dorfe gebracht hat."

Die Bezeichnung Fürstin war Ludwig schon zuvor peinlich aufgefallen. Er fragte: „Ist die Fürstin denn nicht die Tochter des Grafen?"

„Ja wohl", erwiderte Willhofen, „aber an den Fürsten Ochalskoi verheirathet."

„Verheirathet!" rief Ludwig und erblaßte.

„Oder besser, verheirathet gewesen", fuhr Willhofen fort, „denn der Fürst ist todt. Ich glaube, unter uns gesagt, es ist gar nicht zur Ehe gekommen. Denn am Hochzeitabend wurde das Schloß von den Franzosen überfallen und gestürmt, und der Fürst erhielt eine schwere Wunde, an der er endlich zu Moskau gestorben ist."

Ludwig horchte gespannt auf.

„Hier auf dieser Stelle im Walde habe ich ihn eine ganze Zeit im Dickicht verstecken müssen, bis wir einen Wagen herbeischafften, um ihn mit der jungen Frau nach dem Jagdschloß zu bringen."

„Hier, hier?" unterbrach Ludwig den Erzählenden, und eine erschütternde Ahnung bewegte seine Brust.

„Gerade hier; denn das Schloß liegt kaum eine Stunde von hier; man kann es nur vor der hohen Waldung nicht sehen. Dort drüben —"

„Wann geschah die Erstürmung?"

„Am 17. August; ich weiß es noch wie heute."

„Allgnadenreicher Gott!" rief Ludwig außer sich und warf sich auf die Knie. „Allmächtiger Lenker unserer Tage! Wer will wider dich murren! An welchen Fäden führst du unser Geschick! Ewiger! Unendlicher! Nimm meinen heißen, thränenreichen Dank! Prüfe mich nun, so hart und schwer du magst, ich werde nimmer verzagen; kein Zweifel soll

meine Brust bewegen; denn wunderbar hast du gewaltet und gewacht! Du wirst alles herrlich in deiner leuchtenden Weisheit vollenden!"

Willhofen betrachtete den Betenden mit Erstaunen. Er ahnte geheime Beziehungen, doch wagte er nicht, danach zu forschen.

Als Ludwig aufstand und in heftiger Wallung auf und nieder ging, trat er zu ihm und sprach, indem er seine Hand ergriff: „Das ist wacker, lieber Herr; Frömmigkeit ist eine hohe Tugend. Auch ich habe oft inbrünstig zum Herrn gebetet, und ich hoffe, auch er werde mich erhören. Hat er mich doch jetzt aus dem fernen Asien, wo ich vergessen von der Heimat als des Fürsten Ochalskoi Leibeigener lebte, wieder bis hierher geführt zu dem Sohne meines lieben Herrn. O, ich bitte Euch, Ihr scheint so viel bei dem Grafen Dolgorow zu gelten, ich bitte Euch dringend, verwendet Euch bei ihm um meine Freiheit."

„Gewiß!" versprach Ludwig mit einem Handschlag. „Aber sagst du nicht, du seiest Leibeigener des Fürsten?"

„Freilich wol; doch die Güter sind jetzt durch den Heirathsvertrag an den Grafen gefallen. Ach, wenn es von der Fürstin abhinge, mir die Freiheit zu geben — dann hätte ich sie längst. Den Grafen Dolgorow habe ich noch nicht darum zu bitten gewagt."

Ein Diener redete mit Willhofen.

„Die Gräfin Dolgorow läßt Euch herüberrufen, lieber Herr", sprach Willhofen. „Folgt nur diesem Manne hier, er wird Euch führen."

Ludwig ging pochenden Herzens. Der Diener führte ihn nach der flüchtig von Tannenzweigen erbauten Hütte hinüber. Bianca kam ihm auf halbem Wege entgegen; sie war freundlich, doch eine stille Schwermuth schwebte auf ihren Zügen.

„Ich werde Sie zu meiner Mutter führen", sprach sie mit gedämpfter Stimme. „Sie haben sie schon auf unserer Flucht aus Italien kennen gelernt. Fühlen Sie sich nur nicht verletzt durch den vielleicht zu kalten, förmlichen Empfang, den Sie erfahren könnten. In diesem Lande kennt man die milden Sitten Deutschlands noch wenig; hier gilt der Rang alles, und der Nationalstolz und der Haß gegen Fremde sind in diesem Augenblicke beide so mächtig aufgeregt, daß kaum die Stimme der wärmsten Dankbarkeit sich dagegen zu erheben vermag."

„Dankbarkeit?" entgegnete Ludwig. „Wer soll hier dankbar sein? Sie, der ich kaum bewußt einen leichten Dienst leistete, welcher das höchste Glück meines Lebens bildete, oder ich, der ich Ihnen alles, alles verdanke?"

„Sie wollen die Gegendienste, die der Zufall herbeiführte, in Anschlag bringen?" sprach Feodorowna. „Vielleicht gar auch, daß Sie nicht jetzt, da Sie in unsere Hand fielen, barbarisch gemordet wurden wie die andern Unglückseligen?"

„Sollt' ich auch", antwortete Ludwig nach einigem Zögern, „der Warnung uneingedenk sein, die ich in Moskau empfing?"

„So haben Sie mich an meinem Zeichen erkannt?" fragte Feodorowna mit einem unaussprechlich liebevollen Blicke.

„Was könnte ich je vergessen, das ich durch Sie gekannt!" erwiderte er kühn.

Ein leichtes Roth überflog die blassen Wangen des schönen Angesichts; sie senkte die Wimpern und sprach leise: „Auch mir sind die wenigen Stunden unvergeßlich geblieben, die wir zusammen zugebracht. O, daß Sie sich so schnell von uns trennten!"

„Wähnen Sie, es war mein Wille?“ rief Ludwig. „O nein! So kränken Sie mich nicht! — Ein feindseliger Dämon führte uns auseinander. Er leitete meine Schritte irre; zu spät muß ich das Ufer erreicht haben.“

„Mein Vater drängte zur Eile“, unterbrach ihn Feodorowna. „Ich versuchte es durch ein Zeichen —“

„O, ich habe es gefunden“, unterbrach Ludwig sie mit bewegter Stimme, ergriff ihre Hand und drückte sie an seine Lippen. „Doch erst am nächsten Morgen glänzte es mir, nach vergeblich irr durchwanderter Nacht, als ein Stern der Hoffnung entgegen. Nie vergesse ich den Augenblick, wo ich jenes Band rosig durch die Büsche schimmern sah. Noch in dieser Stunde trage ich es auf dem Herzen. Hier ist es!“

Thränen drangen in ihr schönes Auge, als sie dies Zeichen der Liebe in der Hand des Geliebten erblickte.

„Wir schlugen gleich jenseit des Stroms einen gefährlichen Pfad in das hohe Gebirge ein“, sprach sie bebend und suchte vergeblich ihrer Bewegung mächtig zu werden.

„Und ich wähnte, Ihnen das Thal hinauf, über den Gotthard am sichersten zu folgen. Unablässig forschte ich nach Ihren Spuren, bis mir in Deutschland ein unglückseliges Blatt —“

„Hat mein Abschiedswort Sie also doch erreicht?“ fiel Feodorowna freudig bewegt ein.

„Es war der bitterste Kelch, der mir je aus holdseliger Hand gereicht wurde.“

„Das Geschick hat ihn gemildert, wir wollen dankbar sein“, erwiderte Feodorowna, und eine fromme Rührung bewegte ihre Stimme. „Ich glaubte nicht, daß es uns wieder zusammenführen würde; doch eine höhere Hand leitet die Fäden, an denen unser Leben schwebt.“

„Wahrlich, eine wunderbar waltende Macht!“ rief

Ludwig in überdrängender Wallung aus. „O wüßten Sie, wie nahe ich Ihnen indessen schon gewesen!"

Bianca sah ihn verwundert an. „In Moskau meinen Sie?"

„Nein, unsern von hier — ich war bei dem Erstürmen jenes Schlosses dort."

„Sie selbst?" rief sie und sah ihn mit zweifelnden Blicken an; dann hob sie Auge und Hände gen Himmel und sprach aus innerster Seele: „O allgütiger Vater im Himmel, wie durfte ich nur einen Augenblick an deiner Huld verzagen! O, Sie wissen nicht", wandte sie sich gerührt wieder zu Ludwig, „Sie ahnen nicht, von welchem unseligen Geschick Sie mich erlösten! Doch", fuhr sie eilig und leise fort, „verschweigen Sie um des Himmels willen, daß Sie Antheil an dem Kampf in jener Nacht hatten; denn man würde es Ihnen nimmer vergeben!"

Unter diesem Gespräch waren sie an die Hütte gekommen.

Feodorowna trat zuerst ein; Ludwig folgte. Auf einem Ruhebett erblickte er, in Pelze gehüllt, die Gräfin Dolgorow, deren Züge, obwol ein Ausdruck der Krankheit und der Leiden sie entstellte, er sogleich wiedererkannte.

Sie sah ihn nicht mit Freundlichkeit, sondern mit Herablassung an. „Es freut mich", sprach sie gemessen, „daß wir Ihnen den Dienst, den Sie uns in Italien geleistet, zu vergelten Gelegenheit finden, wiewol es mich betrübt, Sie unter denen zu treffen, die den Krieg in unser Vaterland trugen."

„Ich glaube mich darüber schon gerechtfertigt zu haben, gnädigste Gräfin", erwiderte Ludwig mit einigem Stolze.

„Sie könnten jetzt Gelegenheit finden, die Schuld des Schicksals auszugleichen. Gott hat die Heere der Feinde

geschlagen; das Verderben bricht über sie herein; die gerechte Sache siegt. Es steht jetzt nur bei Ihnen, theil an dem Kampfe zu nehmen."

Ludwig schwieg einige Augenblicke, dann antwortete er ruhig und entschlossen: „Sie werden mir gestatten, Ihnen auf dieses Ansinnen eine meine Entschlüsse rechtfertigende Antwort zu ertheilen. Ich selbst halte Rußlands Sache für eine gerechte; nur mit innerm Widerstreben habe ich an dem Kampfe dagegen theilgenommen. Ich that nicht mehr, als die Ehre des Mannes, des Soldaten, der sich einmal zu einer Fahne gestellt hat, von mir forderte. Ein einzelner, vermochte ich dem Strome der Weltereignisse nicht zu gebieten, noch ihm zu widerstehen; dies spricht mich von persönlicher Verantwortung gegen dieses Land frei. Vielleicht wünschte keiner in dem ganzen Heere den Krieg; darum soll auch der einzelne das allgemeine Unrecht weder vertreten, noch entgelten, noch kann er es verhüten. Dem edeln Führer, unter dessen Schutz ich mich begeben, meinen nächsten theuern Waffengenossen, war meine Gesinnung nicht fremd. Aber sie ehrten sie und übten eine so zarte Schonung, daß sie mich jeder Pflicht zu entheben suchten, die meinem Herzen schwer werden konnte. Ich selbst mußte dagegen ankämpfen, um nicht einen schimpflichen Verdacht auf meine Ehre, meinen männlichen Muth zu laden. Was Freundschaft, was brüderliche Liebe Wohlwollendes ersinnen kann, ward mir von meinen Waffengefährten. Jetzt werden Sie, ich bin es überzeugt, nicht mehr verlangen, daß ich sie treulos verrathe und selbst die Waffen zu ihrer Bekämpfung ergreife. Zwänge eine heilige Pflicht für mein eigenes Vaterland mich dazu, so müßte ich ihr freilich gehorchen; und dennoch würde ich mit noch schwererm Herzen in einen solchen Kampf ziehen als in den gegen Rußland. Denn

wie die großen Massen des Ganzen einander gegenüberstehen mögen, der einzelne trifft doch nur auf den einzelnen, und ich würde lieber das Schwert auf mich selbst zücken als gegen die edeln, theuern Freunde, mit denen ich bisher Gefahren und Drangsale getheilt habe."

Die Gräfin schien empfindlich über Ludwig's freie, feste Entgegnung, doch in Feodorowna's Auge glänzte eine heilige Freude und Rührung über die adelnde Gesinnung dessen, zu dem ihr Herz sie mit süß überwältigender Macht hinzog.

„Die Sache Rußlands ist auch die Ihres Vaterlandes, sie ist die ganz Europas", erwiderte die Gräfin nach einigem Besinnen; „doch ich fühle mich zu schwach, Ihnen das jetzt unwiderleglich darzuthun. Sie werden uns auf ein Jagdschloß, zwei Stunden von hier, begleiten; es liegt so tief im Walde, daß es vor jedem feindlichen Ueberfalle gesichert ist. Doch können wir erst gegen Abend aufbrechen, weil unser Schlitten einige Schwerverwundete nach einem ziemlich weit von hier entfernten Dorfe bringt. Indessen sollen unsere Leute Sorge tragen, daß es Ihnen an nichts mangele."

Bei diesen Worten winkte sie mit der Hand, als bedeute sie Ludwig, daß er abtreten könne. Doch Feodorowna fiel, sichtlich erschreckt über den kalten, vornehmen Ton der Gräfin, ein: „Diese Sorge werde ich selbst übernehmen, theuerste Mutter; der Retter unsers Lebens darf uns nicht undankbar finden."

„Ich hoffe, er werde russische Großmuth kennen und schätzen lernen", antwortete die Gräfin stolz und verdrießlich. „Doch würde ich dich bitten, meine Tochter, mich nicht zu viel zu verlassen, da du weißt, daß ich deines Beistandes in meinem Zustande hier, wo wir jeder Bequemlichkeit des Lebens entsagen mußten, nothwendig bedarf."

Ludwig verbeugte sich und ging; doch Feodorowna folgte ihm sogleich.

„Ich beschwöre Sie, thun Sie nichts, was Ihnen Misgunst zuziehen würde“, sprach Ludwig dringend zu ihr, als sie im Freien waren. „Das schönste Glück ist mir ja geworden; was kann ich Höheres wünschen?“

„O, Sie entschuldigen so gütig“, erwiderte Feodorowna; „doch auch ich muß meine Mutter vertheidigen. Sie ist mit ganzer Seele ihrem Vaterlande ergeben, und dies ist auch die Ursache, weshalb Sie uns hier in dieser seltsamen Lage antreffen. Sie wollte durchaus — und fügte sich darin nicht blos dem Willen meines Vaters — durch ihre Gegenwart, durch Zuspruch, Hülfe für Verunglückte und durch jenen anregenden Einfluß, der höher Stehenden so leicht wird, wenn sie ihn auf die in Demuth Untergebenen üben wollen, den Muth und Eifer der versammelten Volksmenge anspornen. Diese Pflicht hat sie mit solcher, die weiblichen Kräfte übersteigenden Anstrengung geübt, daß sie jetzt krank und erschöpft daniederliegt und gezwungen ist, sich auf jenes Schloß zu begeben, wohin wir hoffentlich bald abreisen werden.“

Ihr Gespräch wurde dadurch unterbrochen, daß der Greis, welcher Ludwig's Retter aus den Händen erbitterter Feinde gewesen war, als er vor zwei Stunden, an den Todespfahl gebunden, ein Opfer der Volksrache fallen sollte, aus dem Gebüsche trat. Es war Gregor.

„Sei gegrüßt, meine Tochter“, redete er Feodorowna in russischer Sprache an; „erbarmst du dich dieses Unglücklichen?“

„Diesem ehrwürdigen Greise“, rief Ludwig, als er ihn gewahr wurde, und ergriff mit warmem Dankgefühle seine Hand, „verdanke ich zuerst das Leben und jetzt das schönste Glück desselben.“

„Also Ihr, Vater Gregor", sprach Feodorowna gerührt, „habt mir diesen theuern Freund, der einst der Retter meines Vaters, meiner Mutter und meiner selbst war — ach er ist es zweimal geworden — Ihr habt ihn mir erhalten? Diese neue Schuld muß mein Herz gegen Euch übernehmen?"

„Liebe Tochter", entgegnete Gregor freundlich, „das Gebot des Herrn forderte seine Rettung. Er war hülflos, ohnmächtig, gebunden; unsere Feinde waren auch seine Feinde, und so gehörte er uns an. Möchte er jetzt ganz einer der Unsern werden und das Schwert gegen die Frevler wenden, die von Gottes Nacheblitzen furchtbar getroffen werden."

Ludwig schwieg, denn er verstand die russisch gesprochenen Worte nicht; doch Feodorowna erwiderte schnell:

„Nein, mein Vater, dies laß uns nicht flehen und nicht von ihm fordern. Wie schwer sich die Seinigen an ihm vergangen haben mögen, er soll nicht Rache an ihnen üben, darf nicht Verräther an denen werden, die eine Sprache mit ihm reden, in einer Heimat mit ihm wohnen. Rußlands heilige Sache bleibe seinen eigenen Söhnen überlassen! Sie sind stark genug, sich selbst Rache und Sühne zu schaffen. Es muß ihr Ruhm, ihr eifersüchtiger Stolz sein, keinen Fremden an dem Werke theilnehmen zu lassen, das sie selbst zu vollenden vermögen. Darum, mein Vater, laß uns die Gesinnungen dieses Gastes gegen die Seinigen ehren. Dich führt ein willkommenes Geschick mir entgegen. Dir sei der Fremde zur Pflege empfohlen, du wirst väterliche Sorge für ihn tragen, bis ich zu dir sende. Theile dein Mahl, dein Lager mit ihm, denn du siehst, er ist erschöpft von harten Bedrängnissen. Dir übergebe ich ihn, und wisse, deine Tochter hält ihn so theuer wie einen Bruder — darum gelte er dir gleich einem Sohne."

Feodorowna sprach mit warmem Eifer. Gregor reichte

dem Gast die Rechte zum Zeichen, daß er ihn gern aufnehme, und redete ihn lateinisch an:

„Salve! Sis felix quomodo mihi es exoptatus!“

Ludwig erkannte jetzt erst, daß er einen Diener des Herrn vor sich habe; erfreut, ein Mittel zu sehen, sich mit ihm zu verständigen, entgegnete er ihm:

„Salve, mi Pater! Gratias tibi ago ex intimo pectore salvatori vitae meae! Sis felix quomodo benignus es.“

Feodorowna nahm Abschied von Ludwig und ging zur Mutter zurück. Er selbst folgte dem ehrwürdigen Gregor, der ihn zu einer zweiten Hütte führte, vor welcher ein großes Feuer loderte. Mit Dank nahm er das Mahl an, welches der Greis ihm bot. Während er die schlichte, aber stärkende Kost verzehrte, trat auch Willhofen heran und setzte sich auf Gregor's wohlwollende Aufforderung zu ihnen. Jetzt fand Ludwig erst Muße, sich nach seinem Vater, der Diener sich nach der Mutter Ludwig's und ihren Schicksalen zu erkundigen. Ach, sie konnten beide nur von Dahingegangenen sprechen, aber dennoch bewegten diese Erinnerungen ihre Seelen süß schmerzlich.

Nur Eine Sorge, nur Ein Kummer lag auf Ludwig's Herzen: Bernhard's Geschick. Zwar waren alle starken Kräfte seiner Hoffnungen wach geworden, doch bedurfte es auch wieder nur eines Blicks auf seine Umgebung, um seine Befürchtungen ebenso mächtig anzuregen.

Sechstes Kapitel.

Es wurde fast völlig Nacht, bevor Ludwig wieder etwas von Feodorownen vernahm. So gern er sich in der Gesellschaft des würdigen Geistlichen, der ihn noch überdies mit einem warmen Pelze beschenkt hatte, befand, und so manches er durch Willhofen's Gespräche erfuhr, was seine Seele tief bewegte, so schlug sein Herz doch mit unruhiger Sehnsucht nach der Geliebten, und er fürchtete jeden Augenblick, die Hoffnung, sie wiederzusehen, könne ihn täuschen. Jetzt endlich kam eine Botschaft von ihr: die, sich zur Abfahrt anzuschicken. Gregor und Willhofen begleiteten ihn in die Hütte, wo der angespannte Schlitten mit den ausgeruhten und abgefütterten Pferden stand. Bald traten die beiden Frauen heraus, dicht in Pelze und Schleier gehüllt. Die Gräfin wurde geführt; sie war sichtlich sehr ermattet. Im Vorübergehen an Ludwig grüßte sie durch eine leichte Bewegung des Hauptes; Feodorowna dagegen reichte dem Freunde die Hand dar und sprach: „In wenigen Stunden werden wir den Ort der Ruhe erreicht haben; Sie werden sich dessen, hoffe ich, erfreuen. Vergeben Sie nur, daß unser Schlitten nicht auch Raum für Sie hat."

Ludwig errieth, was das Zartgefühl Feodorowna's beunruhigte, nämlich der Umstand, daß er auf einem Dienerplatz sitzen mußte. Zuvorkommend unterbrach er sie daher, indem er ihr beim Einsteigen behülflich war: „Mein Auge wird für Sie sehen und wachen in dieser dunkeln Nacht; es ist ein Auftrag, der mich glücklich macht." Mit diesen Worten schwang er sich auf den Vordersitz, wo Willhofen an seiner

Seite Platz nahm. Der Kutscher setzte sich auf die Pritsche und übergab Willhofen die Zügel; zwei Diener zu Pferde ritten voran.

Gregor reichte, nachdem er von den Frauen Abschied genommen, auch seinem jungen Gaste, den er schnell lieb gewonnen hatte, die Hand zum Lebewohl dar. Ludwig drückte sie mit dem Gefühl warmer Dankbarkeit. Jetzt fuhr der Schlitten windschnell davon.

Man mußte mitten durch den Wald. Es war zwar sehr dunkel und der Himmel finster bezogen, doch leuchtete der Schnee hinlänglich, um den Weg zu erkennen. Indessen hörte die feste Bahn bald auf, und man mußte in dem tiefen, lockern Schnee langsamer fahren.

Ringsumher war alles still. Nur ein hohles Sausen, welches durch die schwarzen Wipfel der Tannen zog, und das Schnauben der Pferde waren die einzigen Laute, die man in dieser erstarrten Wüste vernahm.

Ludwig hatte jetzt Muße, einen Blick auf die jüngst erlebten Schicksale zurückzuwerfen. Eine Welt von Ereignissen lag in dem kurzen Raum von gestern zu heute. Sie hatten sich so schnell aufeinander gedrängt, daß eines vor dem andern verschwand. Die von allen Seiten bestürmte, erschütterte Seele erhielt sich fester und klarer durch das Gleichgewicht der auf sie eindringenden Gewalten; einer einzelnen hätte sie vielleicht unterliegen müssen, oder wäre ihr doch ganz anheimgefallen. Jetzt traten die ersten Augenblicke der Ruhe ein, wo er die verworrenen Bilder ordnen und nacheinander an sich vorübergehen lassen konnte. Gegenwart und Vergangenheit, Ferne und Nähe lag vor seiner Seele; Schmerz und Freude, Sorgen und Hoffnung traten dicht zueinander. Sein Schicksal bot ihm das Bild einer herbstlichen Landschaft, wo düstere Wolkenschatten neben hellem

Sonnenglanz ruhen, wo das grüne und welk fallende Laub sich wunderbar mischen.

Die Geliebte, die Verlorene ist dir nahe; der Hauch ihrer Lippe streift dich, deine Hand kann sie berühren! Darfst du sie aber jemals an dein Herz schließen? Wird sich die eherne Pforte des Geschicks nicht abermals mit dumpfem Donner vor dem geöffneten Paradiese zuschlagen, daß du draußen in dem kalten, öden Dunkel verzweifelst? Und der Freund! Der treue, theuere, unersetzliche Freund! Hat ihn das düstere Schicksal ereilt, das ein Gott von deinem Haupt wandte? Oder trifft ihn der furchtbarere Tod in dieser Winteröde? Muß er einsam, schauernd Abschied nehmen von den goldenen Tagen des Lebens? Reicht sich ihm keine tröstende Hand in den letzten, bangen Minuten, um ihm den herben Kelch durch süße Tropfen der Liebe zu mildern? O Allmächtiger, zerreiße das Herz nicht, das du beseligen willst! Diese Todeswunde heilt auch nicht an der Brust der Geliebten! Nein, nein! Soll es um diesen Preis sein, so sinkt mir die schmerzermattete Hand herab, und ich vermag die Schale der Wonne, die du mir reichst, nicht an die Lippe zu führen!

„Es wird recht finster", sprach Willhofen. „Diese Wälder sind doch schauerlich. Horch! Hört Ihr den Wolf? Er heult vor Hunger. Wenn ihm der Wind unsere Witterung bringt, wird er bald auf unserer Spur sein. Holla, Bursche, ihr dort vorne! Reitet dicht an uns! Habt ihr die Büchsen geladen? Wir könnten sie gebrauchen."

Ludwig blickte mit Besorglichkeit nach den Frauen zurück. Doch die Nacht und die dichten Schleier, welche sie trugen, machten es unmöglich, ihre Züge zu erkennen und zu bemerken, ob sie die Besorgniß theilten.

„Hat es Gefahr?" fragte er Willhofen leise.

„Selten, lieber Herr. Seid nicht bang.“

„Ich bin nicht um meinetwillen besorgt“, antwortete Ludwig; „aber wir haben Frauen bei uns.“

„Es hat nichts auf sich. Wir haben drei Büchsen, und Euch gebe ich meinen Hirschfänger. Hm! Es muß doch ein ganzes Rudel beisammen sein; hört nur, wie sie heulen.“

Man fuhr eben durch tiefen, ungebahnten Schnee sehr langsam dahin; der Wind schwieg, daher konnte man in der lautlosen Stille das Geheul der hungerigen Raubthiere deutlich vernehmen.

„Die Pferde wittern ihren Feind wahrhaftig auch schon“, sprach Willhofen leise, „seht nur, wie scheu sie die Köpfe herumdrehen und mit den Nüstern schnaufen. Paulowitsch und Stephanos“, rief er den Reitern zu, „braucht euere Sporen, daß wir rasch die Ecke bei der großen Fichte erreichen. Dort zieht der Weg sich so weit rechts, daß wir den Bestien vielleicht aus der Witterung kommen.“

Er schwang die Peitsche und trieb die Pferde an. Bald darauf bog der Weg sich um eine hohe, alte Fichte, deren Stamm die Ecke bildete, scharf rechts ein. Indem die Reiter den Winkel machen wollten, stutzten sie und hielten ihre Pferde zurück.

„Was gibt's?“ fragte Willhofen.

„Hier liegt ein Mensch im Wege!“ erwiderte der Reiter.

„Wahrhaftig!“ rief Willhofen, der eben bis an die Ecke gelangt war. „Todt oder lebendig? He da! Antwort!“

„Er rührt sich nicht; es muß ein Leichnam sein. Wir wollen ihn aus dem Wege räumen, sonst kommen wir mit dem Schlitten nicht durch.“

Er hielt an und wollte Ludwig die Zügel geben; doch dieser sprach: „Ich helfe Euch. Man muß doch sehen, ob er wirklich todt ist.“

Der Kutscher nahm die Zügel, Ludwig und Willhofen stiegen ab, um den Körper aus dem Wege zu tragen.

„Allmächtiger Himmel, es ist Bernhard!" rief Ludwig aus, als er sich gegen das Haupt des Todten herabgebeugt hatte, um ihn emporzuheben. „Bernhard, lebst du? Wenn noch ein Athemzug in dir ist, beschwöre ich dich, gib mir Antwort."

Er kniete weinend bei dem Erstarrten nieder, hob ihm das Haupt empor, lehnte es gegen seine Brust und drückte heiße Küsse auf das kalte bleiche Antlitz.

„Was gibt's?" fragte die Gräfin ungeduldig.

Feodorowna aber hatte den Ruf des Freundes gehört und eilte, vom niedrigen Schlitten herabspringend, selbst hinzu. „Finden Sie einen Freund hier?" fragte sie mit bebender Stimme, als sie Ludwig's schmerzliche Angst sah.

„Einen Freund! O den einzigsten, theuersten meines Lebens! Und erstarrt — todt! O mein Bernhard! Das überlebt mein Herz nicht!"

„Vielleicht ist noch Hülfe", sprach Feodorowna gerührt; „wir wollen versuchen, was möglich ist!"

Mit diesen Worten näherte sie sich und legte die Hand auf das Herz des Erstarrten. „Mir däucht, er athmet noch", sprach sie freudig.

„Nein, nein! Er ist todt, er ist dahin!" rief Ludwig fast besinnungslos. „Dieser Schlag zermalmt meine Brust! Nimm mich mit hinüber, mein Bernhard, ich verlasse dich nicht im Tode!"

Mit krampfhafter Angst drückte er den Freund an sein Herz und preßte seine Lippen auf die kalten, bleichen des Erstarrten.

„Wir wollen den Unglücklichen aufnehmen", sprach Feodorowna mit dem Laut des weichsten Erbarmens; „vielleicht

kehrt das Leben ihm zurück, wenn wir ihn mit warmen Hüllen bedecken. In einer Stunde können wir das Schloß erreicht haben, und dann soll kein Mittel unversucht bleiben, ihn zum Leben zu erwecken."

Ludwig war sprachlos vor Schmerz; er vermochte nichts als Feodorowna's Hand zu ergreifen und sie gegen seine Lippen zu pressen. Sie zog sie sanft zurück; ihr Herz betete zu dem gütigen Vater im Himmel, daß er den unnennbaren Schmerz von ihrem Freunde abwenden möge.

Willhofen und Ludwig hoben den Erstarrten empor. Als sie ihn an den Schlitten brachten, fragte die Gräfin Dolgorow:

„Mein Gott, was soll das? Was soll mit diesem Leichnam werden?"

„O meine Mutter", bat Feodorowna, „es ist ein Unglücklicher, in dessen Brust sich noch Leben regt. Vielleicht vermögen wir ihn zu retten."

„Es ist unmöglich!" antwortete die Gräfin heftig; „hörst du die Wölfe nicht? Wir sind in Gefahr, wir können den Schlitten nicht mehr belasten, und ich sehe auch keinen Raum — mit Einem Wort, es kann nicht sein, es soll nicht sein! Eilt, daß ihr vorwärts kommt; ich befehle es."

Willhofen stand unschlüssig. Ludwig aber warf sich zu Feodorowna's Füßen nieder und rief: „Bei allem, was Ihnen heilig ist, beschwöre ich Sie, retten Sie mir den Freund, nehmen Sie mein Leben dafür hin!"

„Meine Mutter!" rief Feodorowna dringend, „die Menschlichkeit, das Gebot der Liebe —"

„Thörin! Um einen Leichnam mitzuschleppen sollen wir Lebenden eine Beute der Wölfe werden? Nein, sage

ich, nein; ich befehle euch zu eilen. Auf der Stelle vorwärts!"

„So bleibe ich hier", rief Ludwig außer sich, „bis der Tod auch meinem jammervollen Leben ein Ende macht." Er zog den Erstarrten an seine Brust, umhüllte ihn mit seinem Pelz und drückte ihn liebkosend an sich. „Mein Bernhard, du treuestes Herz auf der weiten Erde!" sprach er, und seine Thränen flossen unaufhaltsam. „Jetzt kommt der Tag der Vergeltung; ich verlasse dich nicht. An meiner Brust sollst du — du mußt wieder erwachen."

„Solanow! Setze dich auf", befahl die Gräfin mit krankhafter Heftigkeit. „Es kostet dir das Leben, wenn du noch säumst! Bleibe hier zurück, wer mag!"

„Mutter, Mutter!" rief Feodorowna und ergriff die Hand derselben, „es gilt ein Menschenleben — es gilt das unsers Retters!"

„Der jetzt unser Verderber werden will", unterbrach die Gräfin; „komm zu mir, oder ich lasse auch dich zurück!"

Man hörte in der That das Heulen der Wölfe näher und näher. Die Diener wagten nicht zu gehorchen, noch zu widersprechen. Feodorowna stand in einem heftigen Kampfe mit sich selbst. „Nun denn", begann sie nach gewaltiger Anstrengung mit Hoheit, „so muß ich entscheiden. Muß ich zu meinem unermeßlichen Elend den Namen der Fürstin Schalskoi führen, so soll er mir einmal wenigstens zum Heil gereichen. Mein sind diese Rosse, diese Leibeigenen; ihr kennt euere Fürstin, euere Gebieterin! Bei euerm Leben befehle ich euch jetzt, diesen Hülflosen nicht zurückzulassen!"

Sie stand aufgerichtet in gebietender Majestät vor den Leuten; der Gräfin verschlossen Zorn und Erstaunen die Lippe.

„Eilen Sie, retten Sie sich mit uns und Ihrem Freunde",

sprach Feodorowna jetzt sanft zu dem halbbetäubten Ludwig. „Eilen Sie!“

Willhofen sprang hinzu und half Bernhard vorn auf den Sitz bringen, wo Ludwig ihn mit seinem eigenen Pelz bedeckte und ihn mit seinen Armen fest umschlang.

„Ich trete hier vorn auf die Deichsel“, rief der wackere Diener rasch, „so ist Raum für uns alle drei.“ Auf den Sattel der Deichsel springend, ergriff er schnell die Zügel und rief: „Jetzt vorwärts, Bursche!“

Die Pferde, welche, die Nähe der ergrimmten Wölfe witternd, schon ängstlich und scheu gestanden und mit den Hufen in dem Schnee gewühlt hatten, schossen jetzt, als fühlten sie, daß es ihre eigene Rettung gelte, brausend dahin. Die Fahrt ging pfeilschnell durch das düstere Gebüsch; dennoch vernahm man das Geheul der nachfolgenden Raubthiere näher und näher.

Jetzt knickte und knisterte es in den Zweigen, und plötzlich sprang ein mächtiger Wolf mit kühnen Bogensätzen aus dem Dickicht hervor, um sich den Pferden entgegenzuwerfen und sie an der Kehle zu packen. Doch der gewandte Willhofen hatte alsbald die Büchse zur Hand und streckte das Thier in dem Augenblick zu Boden, wo es das scheu auf die Seite setzende Handpferd anfallen wollte.

„Der wäre bezahlt! Er soll uns den Pelz nicht schuldig bleiben“, rief der Schütze lustig, ohne auf das laute Aufkreischen der Gräfin sonderlich Rücksicht zu nehmen. „Paulowitsch, hast du geladen? Sei auf der Hut!“

Es vergingen einige Minuten, ohne daß ein neuer Feind sich zeigte. Der grause Ton des Geheuls schien schwächer zu werden.

„Sie sind scheu geworden“, wandte sich Willhofen zu Ludwig, der jedoch, den Freund am Herzen haltend, kaum

bemerkt hatte, was vorgegangen war. „Seien Sie unbesorgt, gnädigste Frau Fürstin und Gräfin", sprach er zu diesen, „nun können uns die Bestien nichts mehr anhaben. In fünf Minuten sind wir aus dem dichten Walde und dann ist die Bahn spiegelglatt. Da soll uns eine schießende Schwalbe nicht einholen."

Jetzt lichtete sich der Wald; man gelangte auf einen nur mit niederm Gehölz bedeckten Platz von der Breite einer Viertelstunde. Der Schlitten flog pfeilgeschwind über die hier festgefahrene Bahn hinweg. Jenseit bog man in einen geraden, durchgehauenen Baumgang ein, und nach wenigen Minuten lag das Jagdschloß vor den Augen der Reisenden.

„Das war gefahren!" rief Willhofen, als er vor dem Thor anhielt, aus welchem, durch das Knallen der Peitsche von fernher aufmerksam gemacht, schon zwei alte Diener mit Laternen herausgeeilt waren. „Seht nur, wie die Pferde dampfen! Von der großen Fichte bis hierher keine zwanzig Minuten und das halb in dem tiefen Schnee! Und es sind doch gute zehn Werst!"

Unter diesen Worten war er abgesprungen und hatte dem Kutscher die Zügel übergeben. Die Diener halfen den Damen aus dem Wagen.

Schweigend, ohne zu grüßen, ging die Gräfin, auf den Arm eines der Diener mit der Laterne gestützt, ins Schloß.

Bianca befahl sogleich für Ludwig und den Verunglückten die schleunigste Sorge zu tragen. Dann wandte sie sich zu diesem mit den Worten: „Hier sind Sie mein Gast, dieses Schloß gehört mir; führt der Himmel den großen Schmerz an Ihnen vorüber, so hoffe ich, daß Sie hier ungetrübte Stunden zubringen sollen."

Ludwig, der noch sitzen geblieben war, weil er Bernhard im Arme hielt, wandte sich zu der Sprechenden. Ihre

sanfte Stimme fand selbst jetzt den Weg zu seiner Seele. „Engelgütiges Wesen", begann er, — da regte sich Bernhard an seiner Brust und that einen tiefen Athemzug. „Er lebt!" rief Ludwig außer sich, alles vergessend; „allgütiger Himmel! Er lebt, er lebt!"

In Hoffnungsangst und Freude umschlang er den Geliebten und zitterte heftig.

„Wo bin ich?" fragte Bernhard und schlug die Augen auf.

„In meinen Armen!" rief Ludwig und seine Brust wallte athemlos und wollte springen im Uebermaß seiner Freude.

Feodorowna hob das Auge gerührt gen Himmel. Auch ihr glänzte ein Schimmer der Hoffnung. Zum ersten male seit langen Monden senkte sich das Gefühl eines sanften Friedens in ihre trauernde Seele ein.

Willhofen half den noch halb Gelähmten und Betäubten herabheben und leitete ihn mit Ludwig gemeinschaftlich in das für diesen bestimmte Gemach, wo sie ihn in einen Sessel niederließen. Dann eilte der treue Diener, um schnell wirksame Rettungs- und Stärkungsmittel herbeizuschaffen.

Hier kehrte dem Geretteten die völlige Besinnung zurück. „Ludwig", rief er, „seh' ich dich wieder? Lebst du? Oder weilen wir jenseit, oder war alles ein Traum?" Und in heißer Umarmung hielt er den Freund am Herzen.

„Wir leben! Ein gnädig waltender Gott hat uns behütet — o du sollst noch andere Wunder sehen!"

Willhofen trat mit einem von Feodorowna rasch bereiteten erwärmenden Getränk ein; ein Diener brachte wollene Decken, um den Erstarrten einzuhüllen. „Das ist, dem Himmel sei Dank, nicht mehr nöthig", rief Willhofen freudig aus, als er sah, daß Bernhard völlig zum Leben und

Bewußtsein zurückgekehrt war. „Aber hier, mein Herr, trinkt ein wenig! Das wird Euch Kräfte geben!"

Bernhard brachte das Gefäß an die Lippen. Wenige Tropfen gaben ihm ein neues Gefühl des Lebens; die Macht der Freude vollendete das Werk der Genesung schnell.

„Komm, Ossip", sprach Willhofen zu dem Diener, „wir sind hier nicht mehr nöthig, und es gibt noch anderwärts viel zu thun. Beide gingen.

„Bruder", begann Bernhard gerührt, als sie allein waren, „an deiner Brust hast du mich wieder zum Leben erwärmt! Hier beschwöre ich dir's, bei den wunderbaren Wegen der Schickung, es ist kein Blutstropfen in meinen Adern, der nicht dir gehört! Beim Allmächtigen!" Er hob die Hand; in seine ermatteten Züge kehrte die edle, trotzige Kraft zurück, die mit der Federkraft des Stahls um so mächtiger aufstrebte, je härter der Druck des Geschicks sie zusammenzupressen drohte. „Nun erzähle aber", sprach er, „wo sind wir, wie bist du entkommen? Was mich anlangt, mir ist außer einer grausenvollen Geschichte, durch die mir eigentlich das Leben von inwendig her erstarrte, denn sonst, jetzt fühle ich's erst, hätte mich die Kälte noch nicht überwunden, nichts begegnet, als daß ich im Walde umherirrte. Aber dir?"

Eben wollte Ludwig sprechen, als die Thür sich öffnete und Feodorowna, mit zurückgeschlagenem Schleier, in Trauerkleidung eintrat. Ein Armleuchter, der auf einem Tisch neben der Thür stand, warf helles Licht auf ihre edeln, von der Freude sanft belebten Züge. „Sieh' dort unsere Retterin", sprach Ludwig und deutete auf die Eintretende.

„Ihr Freund lebt? Dank sei dem gütigen Himmel!" sprach sie näher kommend, mit einer Stimme, in der die heilige Rührung ihrer Brust bebend vorklang.

Bernhard hob das erstaunte Auge zu ihr empor. „Diese Züge kenne ich“, rief er plötzlich von unerklärlichen Gefühlen der Ahnung und Erinnerung durchschauert, „und ich weiß woher. Aber auch diese Stimme habe ich schon vernommen!“

Ein ähnliches Staunen hielt Feodorowna's Blicke auf Bernhard's edles Antlitz gefesselt. Sein Anblick weckte wunderbare, schauernde, aber unerklärte Erinnerungen in ihr. Sie reichte ihm, von einem leisen Zuge des Herzens getrieben, die Hand dar. Bernhard beugte sich herab, um sie zu küssen; doch in dem Augenblick, wo er das Auge darauf heftete, fuhr er zurück, als erblicke er eine Geistergestalt, und stand mit bebenden Lippen, sprachlos, die Blicke unverwandt auf Feodorowna's Antlitz gerichtet, da. Heftig streifte er mit der Hand über die Stirn und ins Haar, als fühle er dort einen lastenden Druck und Schmerz.

„Was ist dir?“ fragte Ludwig und trat theilnehmend näher.

„Nichts, gar nichts!“ rief Bernhard wild und zitterte heftig am ganzen Körper. „Ein wahnwitziger Traum — doch ich rase um mich, wenn ich daraus erwache. Ums Himmels willen knüpfe mir doch hier diesen Knoten aus der Locke — ich kann sie ja nicht ausreißen!“

Dabei riß er mit krampfhaftem Zucken in seinem Haar.

Ludwig fühlte den Knoten im Haar und löste ihn leicht. Bernhard's Ring fiel auf die Erde nieder; er griff hastig danach, nahm ihn auf, reichte ihn Feodorownen und sprach mit fliegendem Athem:

„Mir däucht, dieser Ring sieht dem Ihrigen ähnlich, — ich vertauschte ihn einmal — in Warschau — er trägt die Buchstaben — Unsinniger!“ rief er plötzlich und verzog ingrimmig die Stirn zu finstern Falten, „mache dich nicht

selbst wahnsinnig durch solche Träume. Ludwig! Fasse mich an, damit ich weiß, ob ich wache!“

Feodorowna hatte den Ring aus seiner Hand genommen, sie wollte ihn mit dem ihrigen vergleichend betrachten, doch ihr Auge verdunkelte sich. Zitternd sank sie auf die Knie nieder, faltete die Hände zum Gebet und flehte sanft mit gen Himmel gewandtem Blick: „Allgütiger! Prüfe mich nicht zu hart — wenn dies Herz sich täuscht, so bricht es — so viel vermag es nicht zu tragen — nimm mich in deine Huld!“

Sie hielt die Ringe abgewendet vor sich hin und floh mit den Blicken seitwärts, als bebe sie vor dem grauenvollen Orakel, das sie verkünden sollten; dann preßte sie beide heftig an ihre Brust, als seien sie das Köstlichste, was sie auf Erden besitze, und als müsse sie sich jetzt auf ewig davon trennen. Plötzlich entschlossen heftete sie unverwandte Blicke darauf. Sie bebte, ihr Busen flog, die Rosenglut des Morgens hauchte ihre Wangen an — dann erblaßte sie zum Schnee der Lilie — die Ringe entsanken ihrer Hand — sie streckte die Arme verlangend gegen Bernhard aus, ihre Lippen bewegten sich, doch die Wallung der Brust erstickte jeden Laut — endlich rief sie mit angstvoller Gewalt: „Bruder! Bruder!“ und sank lautlos, leblos, mit dem schönen Haupt an die Brust des vor ihr knienden Bernhard. Dieser hielt sie stumm, zitternd an sich gedrückt; seine eherne Kraft war weich aufgelöst; unaufhaltsame Thränen entflossen seinen Augen und netzten die Wangen der schönen Schwester, die in süßer Bewußtlosigkeit an seinem Herzen ruhte.

„Ludwig, Ludwig“, bat er diesen endlich mit weicher Stimme, „du bist besser, reiner als ich — bete du zu dem ewigen Vater, daß sie mir nicht stirbt — er wird dein Flehen hören! Holde, süße Rose, richte dein Haupt empor! Nicht

jetzt brich, du heiliges Herz, noch einmal schlage lebend, lebend an der Brust des Bruders!“

In seinen Armen hob er die Schwester empor und ließ sie sanft auf die Ruhestätte nieder, wo er selbst vor wenigen Minuten zu einem neuen Leben erwacht war. Da schlug sie das tiefe blaue Auge wieder auf und hob den matten herabgesunkenen Arm, um ihn liebend um den Nacken des Bruders zu legen. Jetzt brach der milde Quell der Thränen hervor und erlöste die Brust von der überdrängenden Gewalt der Freude. Frei athmete sie auf und ein tiefer, unendlicher Himmel der Seligkeit schimmerte aus dem feuchten Glanz ihres Auges.

Ist es denn wahr? Ziehen nicht die Zauberbilder eines Traumes vor mir vorüber? Weile ich nicht jenseits in den Gefilden der Seligen? Ja, ja, du bist mein Bruder! Die Stimme meiner Brust täuscht mich nicht. Sie ist wahrhaftiger als die tausend Zeichen meiner Sinne, woran ich dich erkenne. Ich habe nun ein Herz, das mein ist auf dieser Welt; eine Brust, die mich nicht rauh zurückstößt, wenn ich zu ihr flüchten will! Nicht wahr, mein Bruder? Du wirst mich nicht mehr verlassen?“

„Verlassen?“ fragte Bernhard und drückte sie selig bebend, inniger an die Brust. „Wie die Pflanze im dunkeln Felsengrunde das Licht sucht, so sehnte ich mich nach einer Schwesterbrust! Und du wähnst, ich könnte dem warmen goldenen Strahl, der endlich in mein erstorbenes Herz dringt, den Kelch verschließen? Zum ersten mal in dieser heiligen Minute bricht das Licht durch die düstere Wolkenhülle meines Lebens! Zum ersten mal erblicke ich diese schöne Welt verklärt in seinem rosigen goldenen Schimmer! Grau, öde, schauerlich, in dunkeln Nebeln lag sie vor mir — jetzt glüht sie in tausend warmen Farben! Nein, nun soll uns nichts

mehr trennen! Selbst nicht der Tod, denn ich vernichte mich selbst in dem Augenblicke, wo er dich grausam aus meinen Armen reißt!“

Siebentes Kapitel.

Man hörte Fußtritte und Stimmen auf dem Corridor. Die in ihre Seligkeit Versunkenen hätten sie nicht vernommen; doch Ludwig, dem Schmerz und Liebe jetzt die Brust beklemmten, dem düstere Ahnungen näher waren als frohe, er hörte sie. Von dem dunkeln Gefühl getrieben, daß das höchste Glück sich immer in den Schos des Geheimnisses am sichersten birgt, trat er schnell zu Bernhard heran, ergriff ihn beim Arm und rief: „Freund! Man kommt!“

„Wer?“ fuhr dieser heftig auf; „wer, den ich zu fürchten oder zu scheuen hätte?“

„Hier jeden“, rief Feodorowna und riß sich erschreckt aus seinen Armen, „hier ist jeder dem reinen Glück der Seele ein arglistig verschworener Feind! Kein Laut deiner Lippe, mein Bruder, verrathe uns; es ist die erste Bitte deiner Schwester; o weise sie nicht zurück!“

„An einem Haar sollst du meine ungebändigtste Kraft zügeln, du Holdseligste“, sprach er weich. „Gebiete mir mit dem Wink deines Auges, und ich will ihn verstehen und dir gehorchen wie der Schatten deines Körpers, der der leisesten Bewegung deines Fingers gehorsam folgt.“

Willhofen, zwei Diener und Feodorowna's Mädchen Jeannette traten ein. Die letzte redete ihre Herrin an:

„Durchlauchtigste Fürstin, die Gräfin Dolgorow sendet mich mit dem Auftrage, Sie zu ihr zu rufen.“

„Ich wollte soeben kommen“, erwiderte Feodorowna. „Leben Sie indessen wohl“, fuhr sie, gegen Bernhard und Ludwig gewendet, fort; „in einer halben Stunde spätestens sehen wir Sie wieder, denn ich hoffe doch, daß Sie zur Abendtafel in den Saal kommen werden?“

Ihre Blicke forderten ein Ja; Bernhard und Ludwig verbeugten sich stumm; sie schwebte aus dem Zimmer.

„Wir kommen mit einer ganzen Last Kleidungsstücke, meine gnädigen Herren“, sprach Willhofen. „Die Fürstin hat befohlen, die Garderobe ihres verstorbenen Gemahls hier herüberzubringen, damit Sie sich umkleiden können. Sie müssen nur entschuldigen, daß ihnen in der Noth dies Anerbieten gemacht wird; aber was läßt sich für den Augenblick anderes thun? Wenn wir in Petersburg wären, würden wir in vierundzwanzig Stunden schon andere Anstalten getroffen haben. Hier aber ist die Noth der Meister.“

„Nur her, Freund!“ sprach Bernhard. „Du siehst, wir haben eben keine Prachtgewänder an, und zerrissene Mäntel und Stiefel halten die Kälte nicht so gut ab als ganze. Zeig' her deine Waare! Hm, es wird alles so ziemlich passen! Wenn wir nur nicht eitel werden, Ludwig; wir sind nicht gewohnt, uns so stattlich zu sehen! Sieh' nur, ich sehe fast wie ein russischer Fürst aus in diesem Pelzüberrock.“

Bernhard sprach absichtlich viel und scherzhaft, weil Ludwig still und in sich gekehrt war. Er wollte dadurch den Verdacht der Leute, welche diese Gäste schon mit seltsamen Augen betrachteten, ableiten, damit sie nicht auf den Gedanken kämen, es sei hier etwas Ungewöhnliches vorgefallen. Gewohnt, selbst seine tiefsten Empfindungen mit dieser Kraft

zu beherrschen, und geübt, mit der Larve des Humors sein natürliches Angesicht zu decken, zumal aber wenn es vor Freude oder Schmerz weinte, gelang ihm dies fast leicht.

Willhofen erfreute sich des muntern, kräftigen Jünglings. „Wahrlich", rief er, „es war gut, mein Herr, daß wir Euch auf den Schlitten luden, denn zur Beute für die Wölfe in so jungen Jahren zu werden, das wäre doch zu hart gewesen. Wollt Ihr aber nicht hier diese Pelzstiefeln anziehen? Ihr seid es vielleicht nicht gewohnt, aber bei uns ist es gut. Der Wind pfeift hier etwas schärfer als in Deutschland."

„Du warst in Deutschland, alter Kamerad?" fragte Bernhard.

Erst jetzt erzählten Ludwig und Willhofen während des Umkleidens abwechselnd die Geschichte ihres Wiederfindens.

„Hm!" sprach Bernhard, indem er sinnend still stand, „verwundersam genug. Und Beaucaire und St.-Luces haben auch ihren Lohn? Es kommen so Zeiten, Ludwig, wo ich ein Pietist werden und glauben könnte, es bekümmere sich jemand dort oben ganz speciell um unsere lumpigen Angelegenheiten und gehe hier unsichtbar neben uns her, um uns durch alle die kreuzenden Irrwege hindurchzuführen, bis an den Punkt, wo die Fäden, an denen wir tanzen, zusammenlaufen. Alsdann erfährt man erst, wer mit uns nach derselben Melodie springen mußte, an demselben Draht regiert wurde. Hm! Wahrhaftig, es ereignet sich allerlei curioses Zeug in der Welt! Nun, Alter!" wandte er sich zu Ludwig, „weshalb denn so stumm und kopfhängend? Ist dein Glaube noch nicht fest genug? Merkst du noch nicht, daß dein grüner Schleier aus dem Thal von Aosta hier so gut auf dem Schnee leuchten wird wie am Hospitium des

heiligen Bernhard? Es freut mich beiläufig, daß ich sein Namensvetter bin."

Er faßte bei diesen Worten Ludwig's Hand und drückte sie warm. Sein scharfes, geistiges Auge blickte tief in das Herz des Freundes und erkannte den Grund seines schwermüthigen Schweigens. Aber mit ebenso hellem Auge sah er auch, daß die verschwiegenen Knospen der Liebe jetzt zu duftenden Blüten aufbrechen mußten, und daß der Bruder die Hand der Schwester in die des Freundes legen könne.

Beide waren angekleidet; sie gingen in den Saal hinüber, den Willhofen ihnen als Speisesaal bezeichnete. Er war bisjetzt nur durch ein mächtiges Kaminfeuer erhellt, das zur raschern Erwärmung angezündet war. Der für vier Personen gedeckte Tisch stand nahe bei der Flamme.

Willhofen setzte den Armleuchter, den er in der Hand trug, um den Gästen vorzuleuchten, auf den Tisch. „Seien Sie übrigens unbesorgt", sprach er, „der Saal wird schon warm werden, denn die Oefen sind gleichfalls geheizt, nur dauert es damit etwas länger. Ich werde jetzt der Frau Fürstin melden, daß Sie hier verweilen." Er ging.

Jetzt waren Bernhard und Ludwig allein. Sie blickten sich lange an; dann sanken sie einander in die Arme und hielten sich stumm umfaßt.

„Ludwig", rief Bernhard endlich, „wenn wir uns erinnern, wo wir diesen Morgen erwachten, und wo wir diesen Abend entschlummern werden — Ludwig, dann fange ich wahrlich an, wie ein frommes Kind an Wunder und Engel zu glauben!"

„Ein holder Engel ist es, der diese Wunder wirkt", entgegnete Ludwig bewegt; „sein schützender Flügel war über uns gebreitet, seine sorgende Hand führte uns zurück aus

dem finstern Reich des Todes. Das höchste Wunder bleibt dieses wunderthätige Heiligenbild selbst!"

Die Thür nach den innern Gemächern öffnete sich und Feodorowna trat ein.

„Siehst du? Schon wieder schwebt es segensreich heran — o mich blendet der Glanz, ich muß mein Auge abwenden." Und er wandte das Angesicht, um seine Thränen zu verbergen.

„Schwester!" sprach Bernhard behutsam und leise, als er sah, daß sie allein kam. „Schwester! Noch einmal muß ich dich mit dem süßen Namen begrüßen!"

„Bruder", entgegnete sie und trat ihm mit dem Lächeln eines Engels auf den Lippen vertraut entgegen und lehnte sich an seine Brust, als er den Arm um sie schlang und ihr die Stirn küßte; — „Bruder, Schwester! Was lautet süßer? — Der eine Name schmeichelt meinem Ohr, wie der andere meiner Lippe! Bruder, Schwester!"

„Und Freund!" setzte Bernhard aus tiefster Seele hinzu, indem er den abgewendeten Ludwig bei der Hand ergriff, um ihn näher zu ziehen. „Sieh', meine Schwester, er war der klare Stern meiner Lebensnacht, bis dein heiteres Sonnenlicht mir aufging; aber er wird nicht erlöschen und erblassen wie die treulosen Gestirne des Firmaments; denn ihn hat auch niemals eine Wolke umhüllt, und je schauerlicher die Nacht, je heller, je freundlicher leuchtete er mir. O ich wünschte, er wäre dein Bruder, so hättest du einen bessern als mich aufgefunden."

„Bernhard!" sprach Ludwig gerührt aber sanft verweisend.

„O ich kannte unsern Freund früher als dich", entgegnete Feodorowna. „Mein Herz ist in alter Dankbarkeit gegen ihn tief verschuldet, und seit wenigen Minuten wuchs die Schuld ins Unermeßliche!"

„Wie das, Liebe?“ fragte Bernhard.

„Darf ich dir's gestehen, mein Bruder“, fragte sie und blickte ihn liebend an, „wirst du mir nicht zürnen?“

„Dir zürnen? Dir?“

„Sieh'“, fuhr sie hold verwirrt fort, „der Werth des Freundes bürgt mir für den des Bruders! Wahrlich, ich hätte an dich geglaubt“, setzte sie schneller hinzu; „ihm aber danke ich die selige Ueberzeugung; weil nur der Edle den Edeln sucht und liebt.“

Sie verbarg das holde Angesicht verschämt an Bernhard's Brust nach diesen Worten.

„Denselben Dank bin ich ihm schuldig, Schwester“, erwiderte Bernhard mit Innigkeit betonend.

„Wie du?“ fragte sie verwundert.

„Bürgt er mir nicht für die Schwester?“

Sie senkte das Auge zur Erde; die lieblichste Röthe malte ihre Wange; leise zitternd schwieg sie.

Eine süße Beklommenheit erfüllte die Herzen der drei innig verbündeten Wesen; einige Augenblicke herrschte tiefe, heilige Stille.

Bernhard nahm zuerst wieder das Wort. „Ich habe an das Wunder geglaubt, ehe es erklärt war“, begann er; „aber sprich, meine Schwester, an welchem Zeichen erkanntest du mich so bestimmt als deinen Bruder? Ich selbst hatte ja nur dunkle, ferne Ahnungen und Muthmaßungen.“

„Ich kam hierher“, erwiderte sie, „um dir alles zu erklären. Sieh' hier, weshalb deine Züge mich gleich im ersten Augenblick mit so wunderbarer Ahnung erfüllten.“

Sie reichte ihm die beiden Bildnisse, welche sie von Ruschka durch Gregor erhalten hatte. Bernhard, der sie mit dem Auge des Malers betrachtete, erkannte augenblicklich

die unleugbaren Züge der Aehnlichkeit des männlichen Bildnisses mit ihm und des weiblichen mit Feodorowna. Es drang dadurch die süße Gewißheit in sein Herz, daß sein neues Glück kein Traum sei, daß es fest auf dem Grunde der Wirklichkeit ruhe. Plötzlich fragte er: „Und kennst du auch den Namen unserer Aeltern, Schwester? Denn ich bin wild unter Fremden aufgewachsen und habe kaum gelernt, einen Werth an Namen und Dasein derer, die mich unbarmherzig von sich stießen, zu knüpfen."

„O frevle nicht", erwiderte Feodorowna mit einem frommen Schauer; „das Andenken deiner Aeltern darf dir theuer sein. Zwar vermag ich nicht dir eine ausführliche Auskunft über sie zu geben; doch werden diese Blätter dich genug lehren, um künftig nur mit Wehmuth und Liebe an diejenigen zurückzudenken, die dir das Leben gaben."

„O du hast recht, du Holde; denn ich mußte ihnen ja schon deshalb ewig dankbar sein, weil sie mir dich zur Schwester gegeben." Er nahm bei diesen Worten den Brief, worin Ruschka Feodorownen die Verhältnisse ihrer Geburt entdeckt hatte, und las ihn hastig mit steigendem Antheil.

Indessen sprachen Ludwig und Feodorowna miteinander, und dieser fing an, ihr sein wunderbares Auffinden Willhofens und den Zusammenhang, in welchem dieser Wackere mit seinem Schicksale stand, zu erzählen. Bernhard, der unter dem Lesen halb hörte, rief plötzlich aus: „Ludwig, wie hieß der Freund deines Vaters, um dessentwillen er flüchtig werden mußte?"

„Waldheim", erwiderte dieser.

„Waldheim?" rief Feodorowna überrascht und blickte Ludwig fragend an.

„So entdecken sich hier noch neue Fäden des wunder-

barsten Zusammenhangs, doch weiß ich noch kein Mittel, um Gewißheit zu erlangen", erwiderte dieser schnell.

Indem trat Willhofen ein.

„O ich Thor", sprach Bernhard und schlug sich unwillig an die Stirn; mußte ich das noch abwarten? Mein Scharfsinn muß in dieser Kälte erstarrt sein, sonst hätte ich wol von selbst darauf kommen können, daß hier ein vollgültiger Augenzeuge lebt." Er nahm die beiden Bildnisse, welche er von der Schwester erhalten, und wandte sich zu Willhofen. „Tritt heran, Freund", redete er ihn an, „nur näher, ganz nahe zu uns hier an das Licht."

Willhofen näherte sich mit Bescheidenheit.

„Solltest du wol diese Bildnisse kennen?"

Eine freudige Ueberraschung glänzte in den Augen des alten Dieners; er zitterte und vermochte kaum zu sprechen. „Ob ich sie kenne?" fragte er. „Ach wie liegt die ganze alte Zeit plötzlich vor mir! Habe ich sie denn nicht hundertmal in dem Zimmer des Herrn Rittmeisters von Waldheim zu Strasburg über dem Sofa hängen sehen? Das ist er ja, wie er leibt und lebt, und die gnädige Frau ebenfalls!"

Kaum hatte Willhofen diese Worte gesprochen, als Ludwig ausrief: „Wie? Also mein Vater —"

„Opferte sich", fiel Bernhard ein, „für den meinigen. Siehst du, Freund", fuhr er bewegt fort, „so habe ich dir noch manche alte Schulden abzutragen, der neuen nicht zu gedenken, die sich dazu gehäuft haben!"

„Welch eine Verkettung!" rief Ludwig aus. „Welch ein Tag des Gerichts und des Lohns!" Er dachte an St.-Luces und Beaucaire, die in derselben Stunde von der Nemesis ereilt waren, wo das Schicksal ihm und dem Freunde die schönsten Kränze reichte, die aus der langsam gereiften Saat längstvergangener Jahre emporgeblüht waren.

Feodorowna hatte bereits mit stummem Erstaunen zugehört; jetzt that sie in der Ueberraschung die lebhafte Frage: „Also hast du meine Mutter gekannt, Solanow?“

Der Diener stand erstaunt. „Die Gräfin Dolgorow?“ begann er und stockte und sah Feodorownen mit seltsamen, staunenden Blicken an, als suche er in ihren Gesichtszügen eine Erklärung ihrer überraschenden Frage.

Feodorowna war erschreckt, ihr Geheimniß verrathen zu haben; Bernhard, der es merkte, sprach beruhigend: „Fürchte nichts, Beste, dieses Herz ist treu; ich verbürge mich dafür, doch darf nun nichts mehr Geheimniß für ihn bleiben.“ Er setzte darauf Willhofen von allem in Kenntniß und empfahl ihm Verschwiegenheit und Vorsicht. Der alte Diener gelobte beides mit bewegter Stimme und reichte Bernhard seine Hand mit deutscher Treuherzigkeit zum Pfande. „Nun begreife ich erst“, sprach er, „warum mir die Züge der Frau Fürstin gleich das erste mal, da ich sie sah, so bekannt vorkamen. Ja, und wahrhaftig, mein junger Herr, die Eurigen auch. Doch, vergeben Ihro Gnaden mein Geschwätz; ich kam eigentlich, um zu fragen, ob Ew. fürstliche Gnaden befehlen, daß angerichtet werden solle.“

„Die Gräfin Dolgorow muß zuvor befragt werden, ob sie zur Tafel kommen wird“, erwiderte Feodorowna, und Willhofen verließ, sich stumm verbeugend, ganz in der Weise seiner alten Dienstunterwürfigkeit, das Gemach.

Er kehrte nach wenigen Minuten mit der Antwort zurück: die Gräfin sei so angegriffen und müde, daß sie sich bereits zu Bett gelegt habe.

Es wurde angerichtet. Die Anwesenheit mehrerer Diener zwängte jetzt die warmen Regungen der Liebe unter den drei so eng verbündeten Seelen in das starre Gesetz äußerlicher Förmlichkeiten ein. Doch wußte Feodorowna auch selbst

diesem Verhältniß eine solche Anmuth und Freundlichkeit des Herzens beizumischen, daß sogar der Bruder mit williger Unterwerfung den Zwang ertrug, dem sein stolzer Sinn und das lebendige Gefühl seiner Rechte sich unterwerfen mußten. So entfloh auch diese Stunde auf pfeilschnellen Flügeln.

Feodorowna stand auf; die Diener räumten ab und verließen den Saal. Feodorowna befahl, daß Willhofen in der Nähe bleiben und sich bereit halten sollte.

Die vertraute Einsamkeit vereinte die Herzen wieder enger. „Nun bin ich wieder deine Schwester", begann Feodorowna, indem sie sich mit liebenswürdiger Vertraulichkeit an Bernhard schmiegte, „nun gehöre ich wieder ganz dir."

„Du Gute", erwiderte er und blickte ihr in das unschuldige, treue Auge. „O mein Gott, so tief hast du mich noch nie in deinen Himmel blicken lassen!"

Ludwig stand im heftigen Kampfe mit sich selbst; sein Herz ertrug die bang schwebende Qual zwischen dem höchsten Glück und dem tiefsten Schmerz nicht länger. Doch er fühlte, daß nicht die Hand des Bruders, der seine Liebe kannte, ihm die Schwester zuführen dürfe, sondern daß er selbst mit freier Männlichkeit wagen und handeln müsse. Wer nicht selbst auf die Gefahr des Verlustes um das Höchste zu werben wagt, ist dessen nicht werth; dies rief ihm sein Herz zu, und er gehorchte, wiewol bebend, dem Gebot der Ehre und Liebe.

„Bianca", sprach er mit bewegter Stimme, „denn die Schwester meines Freundes gestattet mir gewiß den Namen, der mir unvergeßlich süß von dem schönen Frühlingstage unsers ersten Begegnens herüberklingt — Bianca — auf meiner Lippe schwebt der höchste Wunsch meiner Brust, ahnest du ihn nicht, ehe ich ihn ausspreche — so bleibt er

ewig in die Bande des Schweigens gehüllt. Doch spricht dein Herz — dann — laß es jetzt entscheiden."

Sie erröthete, eine süße Verwirrung malte sich auf ihrem Antlitz; zitternd erwiderte sie mit gesenktem Auge: „Mein Herz? — Ich weiß nicht — ob ich ihm gehorchen darf — entschieden hat es längst!" Hier barg sie das Haupt und das in süße Thränen überfließende Auge an der Brust des Bruders. Bernhard schloß sie sanft in die Arme.

Ludwig ergriff bebend ihre Hand, doch wagte er es nicht, die holde Gestalt an seine Brust zu ziehen. Sein Ohr vernahm das Wort, das ihm den tiefsten Himmel der Seligkeit öffnete, doch sein Herz wurde von den Schauern banger Zweifel berührt, denn zu plötzlich, zu mächtig stand das Wunder der Erfüllung vor ihm. Er zitterte, daß die Gebilde des seligen Traums zerrinnen möchten; die Unendlichkeit seines Glücks raubte ihm die Kraft des Glaubens daran.

Sie ließ ihre Hand in der seinen ruhen und zog sie nicht zurück, da er sie mit heißen Küssen und Thränen bedeckte; doch hielt sie das holde Antlitz noch immer sanft weinend an der Brust des Bruders verborgen.

„Erröthe nicht, meine Schwester", sprach Bernhard mit bewegter Stimme, „wenn du das schönste Geständniß thun darfst; holder schmückt keine Rose die weibliche Brust als die Liebe. Dein reines Herz konnte nicht irren, es hat das Edelste erkannt und gewählt."

Jetzt erhob sie das Haupt und das in Thränen glänzende Auge zu dem Bruder; dann wandte sie sich jungfräulich schüchtern zu dem Geliebten, der sie mit bebendem Verlangen näher zog. „O mein Gott", hauchte sie und richtete das Auge dankbar gen Himmel, „womit habe ich denn dieses Uebermaß deiner Huld verdient?" Wort und

Blick erstarben in heiligen Thränen; hold neigte sie sich dem Freunde entgegen und sank stumm, selig betäubt, an seine Brust.

Achtes Kapitel.

Jetzt erst vereinigte das innigste Band die drei liebenden Seelen. Ihr Glück war so überschwenglich, daß es sie ganz erfüllte und jede Sorge, jeden Schrecken der Zukunft fern hielt. Doch in der Vergangenheit weilten sie und richteten die süße Betrachtung auf die ersten Augenblicke des Begegnens, wo der Keim zu dem holden Blütenbaum eingesenkt wurde, dessen Krone sie jetzt überschattete. Ludwig erzählte von jenem Tage, wo er zuerst den grünen Schleier auf einer weiten Schneefläche erblickte und, durch eine unwiderstehliche, ahnungsvolle Gewalt getrieben, dem schimmernden Ziele nacheilte. „O Bianca", sprach er gerührt, „glaube mir, schon damals baute ich in schwärmerischen Träumen Zauberschlösser des Lebens auf, an die ich selbst nicht zu glauben wagte. Und jetzt hat eine Wunderhand uns mitten hineingeführt in die seligen Gefilde! Aber auch jetzt wage ich nicht zu glauben, daß alles wirklich ist, was ich um mich her sehe. Sprich, Geliebte, werden diese holden Gestalten nicht versinken? Reiche mir die Hand zum Pfande, daß du lebst, daß du mir wirklich nahe bist und nicht entschweben willst, wenn ich dich berühre."

Sie gab ihm die Hand sanft lächelnd herüber.

„Ja, ja, du bist es", begann er wieder; „so lächeltest du, als ich dir zum ersten mal ins Antlitz blickte. Weißt

du noch? Im Thal von Aosta, an jener Hütte, die die Reben traulich umrankten, wo die Kastanie ihre Zweige schattend über den Rasen breitete. O, dies Bild wird nie aus meiner Seele schwinden!"

Sie blickte ihn mit dem Ausdrucke innigster Liebe an; der Silberblick einer Thräne überglänzte ihr blaues Auge. „O es war schön dort!" sprach sie bewegt.

„Und weißt du, Schwester", begann Bernhard, „wo ich dich zuerst gesehen?"

„Dein erstes Begegnen war segensreich", erwiderte sie, „du rettetest die Schwester aus dringenden Gefahren, die sie mit denjenigen bestand, denen sie das kindliche Herz ganz geweiht hatte."

„Nein! Ich kannte dich schon viel früher", sprach er lächelnd, nicht in romantisch ländlicher Hütte, sondern mitten in dem Glanze der reichen, verderbten Welt habe ich dich zuerst gesehen. Aber ich erkannte den reinen Diamant deiner Seele mitten in der Fülle falscher blitzender Steine, weil ich sie an einem andern Diamanten prüfen sah. Es war zu London in «Romeo und Julie», wo ich die echten Perlen deiner Thränen schnell unterschied. Ich wollte die schöne Muschel rauben — erinnerst du dich nicht, Schwester?"

„Wie?" fragte sie staunend und suchte aus dem lebenden Bilde des Bruders das ihrer Erinnerung zu verjüngen. „Wie? Wärest du jener junge Maler gewesen?"

„Kein anderer als ich", unterbrach Bernhard. „Und noch gestern hätte ich dir den Beweis liefern können, denn Ludwig besaß das Bild längst. Der Bube Beaucaire raubte es uns. Doch wer war jener stolze, englische Narr, der mich forderte und nachher nicht auf den Platz kam?"

„O, mein Bruder", entgegnete Bianca lebhaft, „so danke ich dir schon eine unermeßliche Wohlthat. Der Eng-

länder, Lord Glower, war der mir bestimmte Bräutigam. Jener Vorfall erzeugte einen Zwist zwischen ihm und meinem Vater, weil dieser es missbilligte, daß der Lord sich dem Zweikampfe entzogen hatte. So wurde durch den beleidigten Stolz des Engländers ein Verhältniß gelöst, das meine Bitten und Thränen vergeblich abzuwenden versucht hatten."

„Also Zwang wollte man dir anthun?" rief Bernhard finster.

„Die Tochter", antwortete Bianca sanft und fest, „glaubte gehorchen zu müssen; ihr Herz kannte damals die Liebe noch nicht. Aber sie allein wirft reines Licht auf die verworrenen Wege der Pflichten und leitet, wie der Morgenstern der Verkündigung, den irren Fuß zum Ziele."

„Doch du wurdest vermählt, Schwester", fragte Bernhard; Ludwig schreckte zusammen bei der Frage.

Bianca erröthete hoch und senkte schamhaft den Blick. „Es geschah durch Zwang, daß ich jetzt den Namen einer Fürstin Ochalskoi trage", sprach sie leise; „doch du wirst die Schwester gewiß freisprechen."

Sie erzählte jetzt in wenigen Worten die Geschichte ihrer Vermählung. Ludwig wurde im Innersten gerührt dabei, doch Bernhard's stolzes Herz richtete sich ingrimmig auf. Er stand auf und ging unruhig im Gemach umher.

„Liebe Schwester", begann er nach einigen Minuten, „aus allem, was du erzählst, sehe ich, daß unser Heil hier an einem Haar über dem Abgrunde hängt. Wir haben eine Stunde in süßer Muße des Glücks genossen; doch die Nothwendigkeit drängt zu handeln. Antworte mir, Schwester, weiß Graf Dolgorow, daß dir das Geheimniß deiner Geburt bekannt ist?"

„Er weiß es nicht; ich schwieg, um Ruschka's Brüder

nicht ins Unglück zu stürzen und um ungehindert nach dir forschen zu können."

„Und hegst du noch jetzt Besorgniß, dich ihm zu entdecken?"

„Die äußerste", rief sie schnell.

„So würdest du fürchten müssen —"

„Alles, mein Bruder, für dich, für mich — für deinen Freund", setzte sie leise hinzu.

„So müssen wir uns eigene Wege bahnen. Strenge Verschleierung des Geheimnisses ist vor allem nöthig. Schwester, ich habe nur eine Frage zu thun. Willst du mit uns nach Deutschland ziehen? Kannst du Rang, Macht und Reichthum wegwerfen, um dem Bruder und dem Freunde zu folgen, die dir nichts bieten als ihr Herz, ihren Kopf und im äußersten Fall auch ihre thätigen Arme?"

„O mein Bruder!" rief Bianca und schlang die Arme um ihn, „fragst du wirklich, ob ich die heißesten Wünsche meiner Brust erfüllen will?" Und sie verschloß seine Lippen mit liebevollen Küssen und hing lange stumm in den brüderlichen Armen.

„Gut denn", sprach Bernhard entschlossen, „so ist der Weg, den wir einzuschlagen haben, der, zu schweigen und zu flüchten, wenn sich eine günstige Gelegenheit darbietet; jetzt aber vor allen Dingen uns zu trennen, damit unser spätes Verweilen beieinander nicht Verdacht erwecke. Morgen wird uns ja wol die Sonne weiter leuchten."

In Bernhard's Bestimmtheit lag etwas Gebietendes, das fast unwillkürlichen Gehorsam fand. So gehorchte ihm denn auch Bianca und schied nach inniger Umarmung mit holdseligem Liebesblicke, indem sie durch die Thür nach den Gemächern der Gräfin verschwand. Bernhard und Ludwig begaben sich nach ihrem Schlafzimmer.

Im Vorsaal wartete Willhofen, der ihnen zum besondern Dienst beigegeben war, und leuchtete ihnen durch den Corridor nach ihrem Gemache.

Als sie eingetreten waren, redete ihn Ludwig an: „Freund, treuer, redlicher Diener meines Vaters, wirst du seinem Sohne ebenso anhängen wie ihm?“

„Ach Herr“, rief Willhofen freudig, „schon weil Ihr ein Deutscher seid, weil Ihr meine Sprache redet, würde ich alles für Euch thun. Aber darf ich offen ein Wort wagen? Liebe Herren, euere Sachen stehen gefährlich hier — der Graf und die Gräfin denken anders als die Fürstin; sie ist eine engelgütige Frau.“

„Willhofen“, sprach Ludwig, „wir verbergen uns unsere Gefahr nicht, und eben du sollst uns Rath geben, wie wir ihr entgehen. Du weißt zu viel, um nicht alles zu wissen; die Fürstin ist die Schwester meines Freundes und meine Verlobte. Sie ist entschlossen, uns nach Deutschland zu folgen. Ist das jetzt oder bald möglich zu machen?“

„Möglich ist es freilich“, antwortete Willhofen; „aber sehr schwer. Meint Ihr denn, wenn es so leicht wäre, ich würde nicht längst geflüchtet sein? Nur deshalb nahm ich ja in meinen alten Tagen die Waffen wieder, um der deutschen Grenze nahe zu kommen; denn ich hoffte, Gelegenheit zur Flucht zu finden. Bisjetzt aber ist es durchaus unmöglich gewesen, und vollends nun, da der Landsturm der Bauern, die Kosacken und die französischen Heere rings alles bedecken. Wem wir auch in die Hände fallen, wir sind verloren! Ich sage wir, liebe Herren, denn ihr duldet doch, daß ich mit euch flüchte?“

„Wir hoffen es, Lieber“, entgegnete Ludwig.

„Machst du unsere Flucht möglich, Freund“, sprach

Bernhard, „so sollst du ein sorgenfreies Alter in Deutschland zubringen.“

„O Gott“, rief der Alte, „wenn die Abendsonne meines Lebens doch noch heiter unterginge! Ich werde versuchen, was möglich ist. Bei der Gräfin gelte ich etwas; ich will sehen, ob sie mir ihr Vertrauen schenkt, denn vor allen Dingen müssen wir erfahren, ob sie Böses vermuthet. Ist ihr Argwohn schon erwacht, dann haben wir keine Zeit zu verlieren; so können wir nur mit jedem Tage der Zögerung gewinnen.“

„Thue, was du vermagst, Lieber“, sprach Ludwig, „und bringe uns Nachricht, sobald es möglich ist.“

Willhofen ging.

„Wird unsere Nacht süß oder unruhig bewegt sein?“ fragte Ludwig, als er sich mit Bernhard allein sah. „Freund, welch ein Tag war dies!“

„Auf der Erde bin ich wenig gewesen, aber zwei-, dreimal in der Hölle und im Himmel“, erwiderte Bernhard. „Jetzt aber, ich muß dir's gestehen, sind alle Nerven meiner Seele so abgespannt und abgestumpft wie mein Körper, in den ich nachgerade die Müdigkeit des Todes einschleichen fühle. Das Schicksal mit seinen Donnern und Blitzen hat mich jede Viertelstunde aus dem Schlafe geschreckt. Aber du weißt, es kommt eine Stunde, wo der Ermattete von dem betäubenden Krachen einer neben ihm herabstürzenden Lavine weder geschreckt noch geweckt wird. Jetzt bin ich so weit; ich könnte wie einige Leute, die in Todesmüdigkeit auf dem Marsch hingesunken waren, die Räder eines Zwölfpfünders gegen meine Füße anfahren sehen und es doch nicht der Mühe werth halten, sie auf die Seite zu ziehen.“

Ludwig, der nur von gewaltigen Erschütterungen des Gemüths bewegt worden war, aber körperlich fast gar keine

Anstrengungen gehabt hatte, fühlte sich nicht so erschöpft. Erschreckend sah er daher Bernhard unter dem Sprechen bleich und bleicher werden, und gewahrte an seiner absterbenden Stimme, daß die Besinnung ihn verlasse. Rasch sprang er daher auf ihn zu, faßte ihn in seine Arme und rief: „Bernhard, was ist dir? Du bist krank!“

„Nein — Lieber — aber ganz — zerschmettert —“, antwortete er mühsam in abgebrochenen Worten und sank in den Armen des Freundes zusammen. So war denn endlich auch die erschöpfte Kraft dieses Starken, der bisjetzt durch die äußerste Anspannung seines Geistes der Natur getrotzt hatte, gebrochen. Sanft trug ihn Ludwig auf die Ruhestatt und überließ es dem Schlummer, ihn mit seiner stärkenden Kraft neu zu beleben. Bald sank auch er in süße Ermattung und Betäubung, die kaum von dämmernden Traumbildern unterbrochen wurde.

Als er erwachte, war es heller Tag und ein blendender Strom des Lichts drang in sein Auge. Willhofen stand vor ihm und sprach lächelnd: „Ihr habt einen gesunden Schlaf, Herr, das muß ich sagen. Vergeblich habe ich schon zu drei verschiedenen malen an die Thür gepocht. Ich mußte endlich eintreten. Aber der Herr dort schläft noch fester.“

Ludwig bedurfte einige Augenblicke, um die Erscheinungen um sich her in Zusammenhang mit seinen Morgentraumbildern, die ihn, wie so oft, in die Heimath geführt hatten, zu bringen. Er richtete sich auf; wie ein Wunder kam ihm die frische Kräftigkeit seiner Glieder vor; er fühlte die ganze Lust, den jugendlichen Muth des Lebens, wie jemals in seinen freudigsten Tagen. „Ja, es ist alles wirklich“, sprach er und blickte dem Alten froh in das redliche Angesicht. „O, welch ein Glück ist es, zu erwachen!“

Er sprang auf und betrachtete Bernhard; auch in seine

Züge war die Lebensfrische zurückgekehrt, er athmete voll, aber leicht, ein Bild männlicher Gesundheit.

„Bernhard“, sprach er und nahm seine Hand; „Bernhard!“ Er erwachte nicht, bis ihm der Freund einen Kuß auf die Stirn drückte. Da schlug er das Auge auf, sah ihn groß an und sprach: „Ludwig, du bist es, der mich so freundlich weckt? Du hast einen schönen Traum verscheucht, aber er entflieht nur vor einer schönern Wirklichkeit.“

„Die Fürstin ist längst aufgestanden“, sprach Willhofen; „aber sie hat ausdrücklich befohlen, daß ich Sie nicht wecken sollte. Endlich schien es mir aber doch Zeit, da es nahe an Mittag ist.“

„Mittag?“ fragte Bernhard, und er empfand eine Art von Beschämung. „Pfui, daß wir uns gleich als Langschläfer hier einführen müssen.“

„O die Gräfin liegt auch noch im Bette“, antwortete Willhofen, „und sogar die Gefangenen sind noch nicht abmarschirt; der gestrige Tag war für uns alle hart.“

„Welche Gefangenen?“ fragte Bernhard.

„Die Franzosen, die wir gestern in unsere Gewalt bekamen“, entgegnete der Alte. „Seht dort; eben werden sie aufgestellt, um weiter ins Innere des Landes transportirt zu werden.“

Bernhard trat ans Fenster. Der Anblick der zwanzig Unglücklichen, die mit bleichen Gesichtern, schlecht gekleidet, halb verhungert dastanden und vor Frost oder Schauder über ihr Schicksal zitterten, schnitt ihm ins Herz. „Wohin bringt man sie?“ fragte er.

„Vermuthlich dahin“, antwortete Willhofen mit düsterm Blick, „wo ich so lange Jahre schmachtete, nach Sibirien; der Weg dahin ist leicht gefunden, aber zurück wird er schwer.“

„Und weshalb kamst du dorthin?“ rief Ludwig. „Wer hatte das Recht, einen Unglücklichen, Gestrandeten in die Verbannung zu schicken?“

„Es geschah ganz nach dem Gesetze“, sprach Willhofen bitter; „ich war nackt und bloß an die Küste geworfen. Ein russischer Schenkwirth borgte mir fünf Rubel; zurückzahlen konnte ich sie nicht. Da verfiel ich ihm mit den Kräften meines Dienstes, und er verkaufte mich an den alten Fürsten Ochalskoi, der eben eine Colonie auf seinen Gütern bei Perm stiftete.

„Also um fünf Rubel!“

„Schmachtete ich achtzehn Jahre vergeblich nach der Heimat und allen den Meinigen.“

„Getrost, Alter“, klopfte ihm Bernhard auf die Schulter, „von nun an wird es besser gehen. Der Tag ist schön gewesen, wenn der Abend heiter ist. Doch was bedeutet das? Die Gefangenen scheinen ja wieder auseinander zu gehen?“

Willhofen blickte hin. Ein Kosack war in den Hof geritten und sprach mit den Bauern, die den Transport führten. „Ich will gleich sehen, was es gibt“, antwortete er und eilte hinaus.

Nach wenigen Minuten kehrte er mit der Nachricht wieder, Dolgorow habe befohlen, die Leute hier noch in Gewahrsam zu halten, weil er morgen oder übermorgen durch glückliche Anfälle auf die französische Arrièregarde die Zahl der Gefangenen zu vermehren hoffe. Dann könnten sie alle zugleich transportirt werden.

„So thue mir die Liebe, Freund“, sprach Bernhard, „und sorge, daß diese Unglücklichen, die schon halb dem Tode nahe sind, so gut gepflegt werden als möglich.“

Willhofen versprach es und ging.

Beide Freunde hatten sich indessen angekleidet und begaben sich nach dem Saal, wo, wie ihnen angezeigt war, Bianca mit dem Frühstück ihrer wartete. Doch als sie eintraten, fanden sie das Gemach leer, obwol der Tisch zum Frühstück bereitet war. Ein Diener, der bald darauf eintrat, meldete ihnen von seiten der Gräfin Dolgorow, daß die Fürstin nicht erscheinen werde.

Ludwig war betroffen, doch Bernhard ging leicht darüber hinweg und setzte sich zum Frühstück. Als der Diener sich entfernt hatte, fragte Ludwig: „Was mag vorgefallen sein? Sollte die Krankheit der Gräfin eine gefährliche Wendung genommen haben? Ich hatte mich unbeschreiblich auf den freundlichen Morgengruß gefreut; denn mir däucht, erst der helle, wirkliche Tag könne uns die klare Gewißheit unsers Glücks geben. Und nun —“

„Wenn nur nichts Schlimmeres hier im Hinterhalte lauert“, unterbrach ihn Bernhard und stand auf. „Aber mir ahnet nichts Gutes. Die Schwester hätte es ohne die dringendste Ursache nicht über sich vermocht, den Bruder, den sie erst gestern aufgefunden, heute aufs neue nicht zu begrüßen. Laß uns nur vorsichtig sein und uns ja nicht durch zu eifriges Nachfragen verrathen.“

„So glaubst du, es habe sich etwas Gefährliches für uns ereignet?“ fragte Ludwig erstaunt.

„Ich glaube ebenso gut nichts als alles; denn beides ist gleich möglich“, erwiderte Bernhard rasch. „Hm! Vielleicht ist es aber auch nur Vorsicht der Schwester; sie hält sich absichtlich entfernt, um sich nicht zu verrathen. Ich kenne die russische Sitte nicht genug, um zu wissen, was für eine Wirthin auffallend wäre oder nicht! Man muß ihr vertrauen, denn sie hat ebenso viel Kühnheit als Liebe gezeigt. Nur Geduld, es wird sich alles lösen.“

Ludwig ging beunruhigt auf und ab, ohne zu sprechen.

Bald darauf kam Willhofen zurück und berichtete, daß auf Befehl der Fürstin die Gefangenen gut verpflegt würden, und mehr ihre Besorgnisse wegen des Schicksals ihrer Zukunft als gegenwärtige Uebel sie quälten.

Indessen vergingen ein, zwei, drei Stunden; Bianca ließ sich nicht sehen.

Neuntes Kapitel.

Bernhard schlug Ludwig einen Spaziergang ins Freie vor; er nahm ihn an. Sie gingen vor das Schloßthor hinaus und besahen die Lage des Gebäudes genauer.

Es war rings von dichtem, hohem Fichtenwalde umgeben, durch den jedoch vier breite Wege ausgehauen waren, die einander rechtwinkelig kreuzten. Diese waren ziemlich gebahnt, doch im übrigen lag ringsumher der Schnee locker und hoch, sodaß es zu Fuß wie zu Schlitten gleich mühsam schien, die großen Wege verlassend durch den Wald zu dringen.

„Das Gebäude scheint alt“, meinte Bernhard. „Gothischer, neugriechischer, barbarischer Stil, alles durcheinander. Diese beiden runden Eckthürme mit ihren langen dünnen Spitzen müssen aus fernen Jahrhunderten herrühren. Wie weit mögen wir hier von der großen Straße abliegen?“

„Vier bis fünf Stunden hörte ich Willhofen sagen“, antwortete Ludwig; „und Smolensk liegt sieben Stunden von hier.“

„So schätzte ich's auch“, stimmte Bernhard ein; „dort

hinüber muß es liegen. Wir würden den Weg dahin durch jene breite Allee nehmen müssen.

„Es ist dieselbe, durch die wir gestern hierher gekommen sind“, meinte Ludwig.

„Hörst du nicht?“ fragte Bernhard plötzlich und lauschte, indem er den Kopf seitwärts neigte und die Hand zum Auffangen des Schalls gegen das Ohr hielt. „Das ist Kanonendonner, in der Richtung von der Straße her; doch sehr fern.“

„Die Wälder hemmen den Schall“, sprach Ludwig und horchte gleichfalls auf die einzelnen dumpfen Schüsse, die man vernahm.

„Es könnte wol das Ney'sche Corps sein, das sich dort schlägt, und vielleicht ist Rasinski bei dem Gefechte“, bemerkte Bernhard.

„Rasinski“, rief Ludwig aus; „wie mag der redliche Freund in Sorge um uns sein! O wenn wir ihm eine Nachricht zukommen lassen könnten!“

„Freilich wäre es gut“, sprach Bernhard und bewegte nachdenklich, aber zustimmend das Haupt. „Ueberhaupt muß ich dir sagen, so bequem wir es hier im Schlosse haben, so möchte ich mich doch lieber mit der Schwester unter seinem Schutze befinden als hier. Endlich einmal müßten doch die furchtbaren Strapazen ein Ende haben. Mit jedem Tage kämen wir der Heimat und den Verpflegungsanstalten für das Heer näher. Der Weg würde fest, eben — ich glaube das Schwerste haben wir überstanden.“

„Ach“, seufzte Ludwig, „wenn wir erst den Fuß auf vaterländischen Boden setzen könnten!“

Dem fernen Gefechte zuhorchend, gingen die Freunde noch eine Zeit lang auf und ab. Indessen war es schon spät am Nachmittag geworden, und es fing an zu dämmern.

Sie kehrten ins Schloß zurück, weil ihnen diese Stunde als die des Mittagmahls angegeben war. Der Tisch war bereits gedeckt, aber für sie beide allein; selbst Willhofen wußte nichts Näheres über das Ausbleiben der Fürstin anzugeben, als daß sie muthmaßlich der kranken Gräfin Gesellschaft leisten müsse.

„Zeige nur guten Muth vor den Dienern", flüsterte Bernhard dem aufs äußerste betroffenen Ludwig zu; „es darf hier keine Seele ahnen, daß wir uns beunruhigen."

Mit diesen Worten schenkte er sich ein Glas Wein ein und stieß mit Ludwig auf die Bewohnerinnen des Hauses an. Während der ganzen Tafelzeit war er heiter und scherzte viel, sogar mit den Dienern, denen er einige russische Worte abfragte und sich dann in ihrer Mundart mit ihnen zu verständigen suchte.

Es war dunkel geworden und man brachte Licht. Bernhard fing, um das Gespräch nicht stocken zu lassen, von Schottland zu erzählen an. Ludwig hörte zerstreut zu; seine Besorgnisse wuchsen mit jedem Augenblick. Es war jetzt sieben Uhr; die gewöhnliche Höflichkeit gegen Gäste hätte es gefordert, daß die Wirthin des Hauses sie begrüßt hätte. Bianca mußte durch die dringendsten Gründe abgehalten sein.

Theils um sich zu zerstreuen, theils um ihre Unruhe zu verbergen, hatte sich jeder aus einem Schrank mit französischen Büchern einen Band des Voltaire genommen; sie setzten sich an einen andern Tisch und lasen. Die Diener räumten indessen die Tafel ab und verließen das Zimmer.

Doch kaum waren sie einige Augenblicke allein gewesen, als Willhofen eintrat, sich vorsichtig umsah, ob jemand in der Nähe sei, und dann Bernhard einen Zettel zusteckte.

Auf diesem las er mit Bleistift in englischer Sprache die Worte: „Bruder, wenn alles schläft, komm unter das Fenster meines Schlafzimmers."

„Weißt du, was der Zettel enthält?" fragte er Willhofen, nachdem er gelesen.

„Ich vermuthe ungefähr, die Jungfer der Fürstin, Jeannette, hat ihn mir gegeben."

Bernhard ging unruhig auf und ab. „Kennst du die Lage des Schlafgemachs der Fürstin, Willhofen?" fragte er diesen.

Er bejahte es.

„Wenn alles im Schlosse schläft, soll ich mich unter ihrem Fenster einfinden; kannst du mich mit Sicherheit dahin führen?"

„Eine Kleinigkeit; ich will schon sorgen, daß es dem Thorwächter schwerer werden soll die Augen aufzuriegeln als das alte verrostete Thor."

„Wann geht man hier schlafen?"

„Vor Mitternacht: um zwölf Uhr sind wir sicher, außer den Mäusen auf dem Kornboden kein lebendiges Wesen mehr im Schloß zu treffen."

„So komm um diese Stunde zu uns auf unser Schlafzimmer, Freund; du mußt mir den wichtigen Dienst schon leisten."

Willhofen ging.

Bernhard und Ludwig begaben sich auf ihr Gemach und harrten in unruhiger Spannung der Mitternacht entgegen. Die Stunden schlichen ihnen träge dahin. Aengstlich lauschten sie auf jeden Laut im Schlosse, ob das Geräusch geöffneter oder zugeworfener Thüren, der Schritt der Diener auf den Gängen, das einzelne Zurufen und Antworten nicht endlich ein Ende nehmen werde. Oft war es minutenlang

ganz ruhig; dann unterbrach plötzlich wieder der Klang eines einspringenden Schlosses, oder der schwere, ungeschickte, weit durch die langen Corridors hallende Schritt eines Dieners die tiefe Stille wieder. Endlich, nach elf Uhr, schien alles in Schlaf versenkt zu sein.

„Eine Grabesstille im Schlosse", sprach Bernhard, indem er leise die Thür öffnete und auf den Gang hinaushorchte. „Mitternacht ist nahe! Ich wollte, Willhofen käme, damit die Ungewißheit ein Ende nähme."

Ludwig war von düstern Ahnungen und Besorgnissen gequält; doch äußerte er nichts, um Bernhard's sichtliche Unruhe nicht zu erhöhen.

„Wie der Wind durch den Schlot pfeift! Es mag wieder eine herrliche Nacht draußen sein! Mir däucht auch, es sei kälter geworden. Unsere Fenster gefrieren wieder trotz des glühenden Ofens. Aber horch, rauscht da nicht etwas auf dem Gange? Wahrhaftig, es schleicht knisternd näher. Vermuthlich wird es Willhofen sein; der Alte ist ein Fuchs; er kommt leise auf den Zehen, und ich glaube ohne Schuhe." Er lauschte; es kam behutsam näher und näher. Bernhard öffnete die Thür ein wenig und fragte durch die Spalte hinaus: „Bist du's, Freund?"

„Ich bin es", antwortete flüsternd eine weibliche Stimme; zugleich öffnete die Kommende die Thür, und das Kammermädchen der Fürstin trat in ihrer zierlichen Diensttracht, ein kleines Häubchen auf, aber die Wangen mit einem Tuch verbunden, ein.

Beide Freunde erstaunten. Bernhard vermuthete ein Liebesmisverständniß und sprach ziemlich unwillig: „Du bist irre gegangen, mein Kind."

„Nein, ich verfehlte die richtige Thür nicht", antwortete das Mädchen mit bekannter Stimme, indem sie zugleich das

Tuch herunternahm, welches ihr das Gesicht halb verdeckte. Es war Bianca.

„Schwester, du selbst, in dieser Verkleidung?“ rief Bernhard leise, indem er einen Schritt zurücktrat. „Um des Himmels willen, was bedeutet das?“

„Die Nothwendigkeit drang mir diese Maske auf“, entgegnete Bianca, „ich bin eine Gefangene und konnte nur in dieser Kleidung zu dir schleichen.“

„Du eine Gefangene?“ rief Bernhard erstaunt; Ludwig trat besorgt näher.

„Laßt mich schnell sein, ihr Lieben“, erwiderte Bianca, „denn die Augenblicke drängen. Ich fürchte, unser Geheimniß ist halb oder ganz verrathen. Wir müssen gestern behorcht worden sein. Als ich dich verließ und zur Gräfin hinüberging, fand ich sie in großer Aufregung; sie saß fast ganz angekleidet auf dem Sofa und schrieb. Bei meinem Eintritte raffte sie die Papiere hastig zusammen und sprach von gleichgültigen Dingen; doch war in ihren Zügen die äußerste Unruhe nicht zu verkennen. Zwar argwohnte ich, was geschehen sein könnte, doch um ihren Verdacht nicht mehr zu reizen, fragte ich nichts, sondern begab mich sogleich durch mein Arbeitszimmer, welches an das Wohngemach der Gräfin stößt, in mein Schlafzimmer; wo mich Jeannette, mein Mädchen, erwartete. Ich ließ mich schnell entkleiden und schickte sie weg. Voller Unruhe blieb ich auf. Ich öffnete die Thür meines Arbeitszimmers ein wenig und hörte, daß die Gräfin noch wach war und daß sie sogar mit jemand sprach. Ich konnte nicht unterscheiden was, doch glaubte ich an der Stimme den Kammerdiener des Grafen zu erkennen. Endlich wurde es still; ich begab mich zur Ruhe. In der Nacht aber hörte ich deutlich die Thore öffnen und einen Schlitten wegfahren. Diesen Morgen begab ich mich

früh zu meiner Pflegemutter; sie hatte so etwas Argwöhnisches in ihren Blicken, daß ich nicht zweifeln konnte, sie habe unser Geheimniß zum Theil entdeckt; doch ließ sie sich nicht das Mindeste merken. Schon von selbst hatte ich mir vorgenommen, das Frühstück auf meinem Zimmer einzunehmen, um keinen Verdacht zu erwecken, doch würde ich zur Mittagstafel gekommen sein. Allein die Gräfin äußerte, ich werde hoffentlich den Tag über bei ihr zubringen, da es sich nicht wohl zieme, daß ich, während sie selbst krank sei, mit den beiden Fremden allein speise; sie setzte hinzu, sie würde es ungehörig finden, wenn ich euch vor des Grafen Ankunft wieder spräche. Ich bequemte mich ihrem Willen, doch ich wurde meiner Sache immer gewisser, daß etwas vorgefallen sein müsse. Im Laufe des Vormittags ging ich auf mein Zimmer und entdeckte zufällig, daß die Thür nach dem Corridor verschlossen und der Schlüssel abgezogen sei. Jetzt durchschaute ich alles; ich war eine Gefangene der Gräfin; sie mußte unser Geheimniß kennen. Der Kammerdiener hat sich den ganzen Tag nicht gezeigt; ich vermuthe, er ist zum Grafen geschickt worden. Daher beschloß ich, dich, mein Bruder, von allem zu unterrichten, und sandte dir durch Jeanetten den Zettel. Allein das Gespräch mit dir durch das Fenster konnte gefährlich werden; ich ließ daher Jeanetten spät auf mein Zimmer kommen, unter dem Vorwande, daß ich wünschte, sie möge in demselben schlafen, weil mir nicht ganz wohl sei. Als sie entschlummert war, legte ich leise ihre Kleidungsstücke an und ging so unerkannt durch das Zimmer der Gräfin. Jetzt aber frage ich dich, mein Bruder, was sollen wir thun?"

„Schnelle Flucht scheint mir das einzige Rettungsmittel", erwiderte er rasch; „wenn es möglich wäre, Smolensk in dieser Nacht zu erreichen."

„Möglich ist das. Aber sollen wir das Aeußerste wagen, bevor das Aeußerste uns drängt? O mein Bruder, wenngleich das heiligste Band der frommen, kindlichen Liebe und des Vertrauens zu denen, die ich als meine Aeltern ehrte, schmerzlich zerrissen ist; doch fühle ich mich noch von tausend Fäden der Gewohnheit und des Dankes gefesselt. Müßte ich mich heimlich, flüchtig, in der Nacht von ihnen trennen, so würde doch ein tiefer Schmerz in meine Seele schneiden und meine Brust sich von dem Vorwurfe des Undanks belastet fühlen.“

„Liebe, aber was willst du thun“, antwortete Bernhard, „wenn du selbst eingestehst, daß du deinen Bruder nicht anzuerkennen wagen darfst vor deinen Aeltern? Hat denn die Liebe ihr Thun gegen dich bestimmt? Oder zogen sie dich herauf, nur um dich zu opfern, mit deinem süßen Reiz unwürdig zu markten?“

„Du sprichst wahr — doch die Blüten der Liebe und Ehrfurcht, die achtzehn Jahre lang in meinem Herzen keimten, hängen fest an dem mütterlichen Boden. Ich liebte einst meine Aeltern unbeschreiblich, denn ich hatte nur Wohlthaten, wenngleich, jetzt fühle ich es, kalt und streng zugemessen, von ihnen erfahren. Doch, hat das Herz auch die freie, schöne, heilige Liebe verloren, von den Pflichten des Danks kann es sich nicht freisprechen. Das Gute, das uns geschehen, fesselt uns, auch wenn es nicht allein aus dem lautern Quell der Liebe floß. Bruder, rathe meiner schwankenden Brust, leihe mir deinen festen, männlichen Arm in diesem Sturme widerstreitender Gefühle, der mich niederzuwerfen droht!“

Mit diesen Worten nahm sie wie bittend seine Hand und richtete das feuchte Auge zu seinem finster rollenden empor.

„Du hast recht, Schwester", antwortete er, „recht mit deinem weiblichen, duldenden, alles vergebenden Herzen; ich, mit meiner trotzigen Männerbrust, denke anders und habe auch recht. — Wir müssen fort", sprach er heftiger, „ich zwinge dich dazu und nehme die innere Schuld ganz auf mich. Du mußt mir folgen, Schwester, und sogleich; bei Gott, du mußt!"

„Ja, ich glaube, er hat recht", sprach Ludwig sanft, aber dringend, und trat der Geliebten näher. „Die Rechte des Bruders sind die heiligern."

„Und die deinen seit gestern die heiligsten!" rief Bernhard unterbrechend. „Erröthe nicht, Schwester, und mistraue dieser Wahrheit nicht deshalb, weil sie zugleich das höchste Glück deiner Brust bildet. Ich weiß es wohl, edle Wesen zagen selbst, das Rechte zu thun, wenn es Eins mit ihren Wünschen wird; aber nicht immer ist nur das opfernde Herz das tugendhafte. Vertraue mir; ich entscheide, aber ohne Leidenschaft. Brich die Fessel, die, halb von der Liebe, halb von der Gewalt geschmiedet, die freie Entscheidung deines Willens hemmt."

„Nun, so sei es denn", sprach sie nach einigen Augenblicken des innern, stummen Kampfes; „ich gehorche dir, mein Bruder."

„Und sogleich", fiel Bernhard ein, „denn jede Minute des Verzugs bringt Gefahr."

„Und wohin willst du flüchten?" fragte Bianca.

„Nach Smolensk."

„Wie", rief sie erschreckt, „und schwebt dort nicht das Schwert des Todes über euerm Haupte?"

„Seit unsere erbitterten Ankläger durch ihr furchtbar waltendes Schicksal gerichtet sind", antwortete Ludwig, „fürchte ich von dieser Seite her nichts mehr für uns.

Nicht unsere Schuld, sondern der Wille, uns schuldig zu sehen, brachte uns Gefahr."

„So folge ich denn auch dorthin. Willhofen wird uns Pferde und einen Schlitten schaffen."

„Wir erwarten ihn hier jeden Augenblick, weil er mich um Mitternacht zu dir führen sollte", antwortete Bernhard. „Aber hörst du nichts? Das ist Peitschenknall und Schellengeklingel! Ganz vernehmlich!"

Bianca erblaßte. „Ein Schlitten, der sich dem Schloßthore nähert! Das ist mein Vater!"

„Er sei es oder sei es nicht", rief Bernhard; „jetzt ist nicht der Augenblick zur Flucht. Eile auf dein Zimmer zurück, Schwester, bevor die Ankunft des Schlittens die Leute im Hause weckt. Sobald es ruhig ist, bin ich unter deinem Fenster."

Er trieb sie fort; sie schwebte mit flüchtigen Schritten, kaum Athem holend, den langen Gang hinunter. Kaum war sie in den innern Gemächern verschwunden, als der herannahende Schlitten vor dem Thore des Schlosses hielt und ein so lautes, heftiges Pochen an demselben erschallte, daß man keinen Zweifel darein setzen durfte, es sei der Besitzer selbst, der Einlaß begehre.

Das Thor wurde geöffnet; Bernhard lauschte durch die Spalte der halbgeöffneten Thür. Zwei Männer kamen die Treppe herauf, doch ließ ein verworrenes Geräusch von Stimmen muthmaßen, daß noch andere Ankömmlinge unten geblieben waren. Jetzt erkannte Bernhard den Kammerdiener, der, mit einem Armleuchter in der Hand, einem dicht in den Pelz gehüllten Herrn vorleuchtete. Ludwig erklärte, es sei der Graf; auch nahm er seinen Weg nach den Gemächern der Gräfin. Jetzt wurde es still, man hörte nichts mehr.

Eine Viertelstunde brachten Bernhard und Ludwig in

gespannter Erwartung hin. Da pochte es leise an ihre Thür; es war Willhofen. Der wohlwollende, gewandte Alte hatte schon fast den ganzen Zusammenhang der Begebenheiten errathen. Er war der Meinung, daß für diese Nacht nichts mehr zu wagen sei, ohne die Lage der Dinge gefährlicher zu machen. Deshalb übernahm er es, der Fürstin einen Zettel von Bernhard, der sie mit dem gefaßten Entschlusse bekannt machte, ins Fenster zu werfen. Dies führte er glücklich aus, erstattete Bericht darüber und versprach, wachsam zu sein, um, sobald sich das Mindeste ereignete, Nachricht zu geben.

Allen verging die Nacht in unruhiger Spannung, die kaum einen oft unterbrochenen Halbschlummer zuließ.

Zehntes Kapitel.

Die Gräfin Dolgorow hatte die Verhältnisse Bianca's zu den Gästen des Hauses viel mehr gemuthmaßt als gekannt. Durch einen Zufall war Jeannette die Verrätherin gewesen; denn diese war es, welche sich, gleich nach dem Augenblick, wo Bianca ihren Bruder zuerst erkannte, dem Gastzimmer näherte. Sie hörte laut und heftig sprechen und vernahm die Worte: Bruder, Schwester; erstaunt stand sie still und lauschte unwillkürlich, wenigstens arglos Da näherten sich Willhofen und einige Diener, und der Schall ihrer Schritte auf dem Corridor wurde von Ludwig vernommen, der die leisern des Mädchens überhört hatte. Die Annäherung derselben unterbrach die ersten süßen Vertraulichkeiten der Geschwister; doch mußte Jeannette beim Eintreten

bemerken, daß etwas Ungewöhnliches vorgefallen sei. Der Kammerdiener des Grafen, Jacques, war ihr Liebhaber; sie hatte also nichts Eiligeres zu thun, als diesem gewandten Menschen ihre Vermuthung mitzutheilen, wobei sie freilich nicht ahnte, daß sie das Glück ihrer geliebten Gebieterin so gefährdete. Doch Jacques hatte einen scharfen Blick für dergleichen Verhältnisse. „Höre, Jeannette", sprach er zu dieser, „wenn die Fürstin davon nichts äußert, so thue ja, als ahntest oder wüßtest du nichts. Für Diener ist nichts gefährlicher, als die Geheimnisse der Herrschaften wider den Willen derselben zu erfahren. Wenn es auch anfangs vortheilhaft zu sein scheint, späterhin bekommt es uns immer sehr übel. Man wird bisweilen auf ganz eigene Art zum Schweigen gebracht." Das eingeschüchterte Mädchen erschrak vor dieser Warnung so, daß sie in der That nicht das Mindeste gegen ihre Gebieterin äußerte; aber, so ehrlich war sie, auch gegen niemand sonst. Jacques dagegen legte sich aufs Lauschen und stellte dies so geschickt an, daß er, bevor eine Stunde verging, wenigstens so viel wußte, daß Bianca ihr Geheimniß vor der Gräfin verberge. Jetzt hielt er die Verhältnisse für geeignet, sie zu seinem Vortheil benutzen zu können. Er ging zur Gräfin und entdeckte dieser, anfangs nur andeutend, doch da der hingeworfene Funke mit einer über alle Erwartung gehenden Schnelligkeit zur Flamme aufschlug, im ganzen Umfange alles, was er wußte. Sie versprach ihm eine reiche Belohnung, wenn er gegen jeden schweigen und nur ihre Befehle in dieser Sache erfüllen wolle. Jacques, habsüchtig, schlau, unternehmend, ging auf alles ein, ohne jedoch Jeannetten, deren Ergebenheit gegen ihre Gebieterin er kannte, ein Wort davon zu sagen. So reiste er denn noch in derselben Nacht mit Briefen der Gräfin zu dem Gemahl derselben ab und war auch jetzt mit

ihm zurückgekehrt. Die Nachricht mußte dem Grafen von der beunruhigendsten Wichtigkeit sein, und er hatte daher sogar den Eifer gegen die Feinde seines Vaterlandes für den Augenblick hintangesetzt, um seine eigenen Angelegenheiten wahrzunehmen.

Er fand die Gräfin, deren ganze Krankheit wol nur in zu großen körperlichen Anstrengungen bestanden hatte, noch in den Kleidern; die geistige Aufregung, in der sie sich seit gestern befand, hatte ihr ihre vollen Kräfte wiedergegeben.

„Nun, was sagen Sie zu meiner Entdeckung?" redete sie ihn an, als sie sich mit ihm allein befand; „was beschließen Sie zu thun?"

„Vor allen Dingen", erwiderte Dolgorow, „muß ich wissen, wie weit Sie deren gewiß sind, und wie weit Feodorowna um Ihr Wissen weiß."

Die Gräfin erzählte und vergaß auch die Vorsichtsmaßregeln nicht, die sie den Tag über getroffen hatte, um eine Zusammenkunft der Geschwister zu hindern. Dolgorow ging während der ganzen Erzählung mit untergeschlagenen Armen, finster vor sich hinblickend, auf und nieder und schüttelte mehrmals misbilligend das Haupt.

„Und wer von beiden Fremden soll denn nun der Bruder sein?" fragte er, als die Gräfin geendet hatte.

Mit einer Art von Beschämung gestand die Gräfin, daß sie dies nicht wisse. Sie hatte ohne weiteres angenommen, es sei Ludwig, etwas, wozu die so misfällig von ihr bemerkte Hinneigung Bianca's zu ihm sie ziemlich natürlich verleitet hatte. Erst jetzt, da der Graf ihr die Frage auch mit Beziehung auf Bernhard vorlegte, sah sie ein, daß sie gar keinen bestimmten Grund für ihre Vermuthung habe.

„Wenn Sie nur die unglückselige Maßregel mit der halben Gefangenhaltung nicht getroffen hätten!" sprach Dol-

gorow mit kaum unterdrücktem Unwillen. „Ich begreife nicht, was sie Ihnen helfen konnte. Es war nichts als ein Ueberrest von den Gewohnheiten Ihrer mütterlichen Strenge und Willkür, die jedoch seit Feodorowna's Vermählung in keinem Fall mehr an ihrem Platze sind. Wie nahm sie den Schritt auf?"

„Sie äußerte sich gar nicht darüber", erwiderte die Gräfin betreten.

„So haben wir vielleicht die Hoffnung, daß sie denselben nicht gewahr geworden ist!" fiel der Graf rasch und freudig ein.

Die Gräfin wußte das Gegentheil zwar sehr gut, da sie es aus dem Umstande entnehmen konnte, daß ihr Zimmer der Durchgang für Jeannetten geworden war; doch bestätigte sie Dolgorow's Vermuthung, um seinen fernern, nicht eben fein gemachten Verweisen zu entgehen.

„Das rettet uns", sprach er beruhigter; „und sollte die Fürstin ja etwas bemerkt haben, so muß das Ganze als ein Versehen dargestellt werden, welches man dem Kammerdiener zuschreiben kann. Für heute werden wir also nichts mehr unternehmen, morgen will ich selbst sehen und beobachten. Um des Himmels willen keinen auffallenden Schritt in dieser Sache, bis wir ihn gar nicht mehr vermeiden können, oder wenigstens genau wissen, wie weit unser Geheimniß verrathen ist. Auch daß dieser Jacques etwas davon erfahren mußte, ist höchst verdrießlich. Zwar ist ihm die Wahrheit völlig unbekannt und, soweit ich bemerken kann, zweifelt er nicht daran, daß Feodorowna unsere Tochter sei, hält aber den unvermuthet zurückgekehrten Bruder für einen Sohn, den wir, wer weiß aus welchen guten Gründen, entfernt haben mögen. Ja, ich glaube, er hatte es eigentlich im Sinne, Ihre Eifersucht durch die Entdeckung rege zu machen. In=

dessen gleichviel; sehr unangenehm bleibt es für uns, daß ein so fremder, unzuverlässiger Mensch überhaupt nur von einem Verhältniß der Art eine Ahnung hat. Vielleicht", begann Dolgorow nach einigen Augenblicken, während welcher er schweigend und nachsinnend auf und ab gegangen war; „vielleicht war das Ganze nur ein blinder Lärm. Wer sagt uns denn, daß Jacques recht gehört hat? Jedoch um so vorsichtiger müssen wir verfahren; denn man kann ja auch nicht wissen, ob Feodorowna und ihr muthmaßlicher Bruder sich nicht schon seit längerer Zeit verstehen und Sorge getragen haben, ihre Beweise an Orten niederzulegen, die uns unzugänglich sind. Wir könnten in diesem Falle in die bedenklichste Lage gerathen. Ja, ich bin entschlossen! Ich werde das ganze Verhältniß morgen nicht kennen. Zwar kam ich mit dem Entschluß, hier sogleich die entschiedensten und unwiderruflichsten Schritte einzuleiten, und ich denke, Gräfin, Sie kennen mich genug, um zu wissen, daß ich vor der Nothwendigkeit nicht wie ein Knabe bebe. Noch sind wir nicht so ängstlich und weichherzig in Rußland; ich weiß so gut wie andere in diesem Reiche, daß man einen Felsblock, der uns auf unserer Straße im Wege liegt, sprengen muß. Doch ohne Uebereilung! Vielleicht gelingt es mir, einen bessern und sicherern Weg, der daran vorüberführt, zu nehmen. Gute Nacht! Ich werde ruhiger schlafen, als ich glaubte. Noch Eins, damit wir uns nicht widersprechen. Meine Ankunft hier war zufällig, hören Sie, Gräfin, zufällig! Uebrigens werde ich morgen der erste sein, der Feodorownen begrüßt und sich über die verschlossene Thür wundert."

Mit diesen Worten nahm er Abschied und ging mit Jacques, der ihn im Vorsaal erwartete, auf sein Zimmer.

Doch ließ ihn die Unruhe seines Gemüths nicht schlafen; das lange schlummernde Bewußtsein war mächtig erwacht.

Mochte jetzt Täuschung oder Wahrheit im Spiele sein, er lernte, daß der Same der Schuld, möge er noch so tief vergraben, noch so weit vom Sturm der Zeit verweht sein, doch fort und fort keimt, bis seine bittern Früchte reifen.

„Thor", redete er sich selbst an, „was machst du dir für Sorgen? Deine Zwecke sind erreicht, du bist im Besitz, wer will dich vertreiben? — Hm! Wenn aber die Ochalskois erführen, daß eine Täuschung obgewaltet habe? Nur als Vater Feodorownens sind deine Rechte gültig! — Doch wer will sie dir bestreiten? Der einzigen, die reden könnte, ist die Lippe versiegelt. Ruschka schläft. Schreckbilder des leeren Wahns! Hirngespinste!"

Dennoch folterten sie ihn, bis der Morgen anbrach.

Indessen waren seine Plane gereift, und er besaß Gewandtheit und Kraft, sie auszuführen. Sein erster Gang war zu Bernhard und Ludwig hinüber, die er als Gäste des Hauses willkommen hieß. Mit der Uebung des Hofmanns spielte er den zuvorkommenden Wirth, fragte nach ihrem Befinden, nach der Art ihrer Aufnahme, ohne auch nur mit einem Wort etwas Böses anzudeuten. Ludwig, der die Welt weniger kannte, und dessen gerades Herz auch den Argwohn nicht so leicht einließ, oder ihn, wenn er auftauchte, mit sittlichem Unwillen verwarf, hätte sich durch dieses Benehmen täuschen lassen. Bernhard dagegen wurde um so besorgter, je argloser der Graf sich stellte; er verlarvte sich daher mit derselben Maske gegen ihn und nahm den Schein eines sorglosen, ja fast leichtsinnigen Zutrauens an, während er sein Innerstes aufs vorsichtigste verbarg. Seiner Gewandtheit gelang es vollkommen, den Unbefangenen zu spielen; er ging sogar so weit darin, daß er dem Grafen sein londoner Abenteuer mit Bianca offen gestand. „Ich bin Maler", sprach er, mit der Leichtigkeit des lebensfrohen Künst-

lers, „und wir betrachten ein schönes Angesicht in einem gewissen Grade als ein Eigenthum, das uns niemand versagen darf. Damit müssen Sie, Herr Graf, jene Handlung, die freilich die gewöhnlichen Gesetze der Schicklichkeit nicht zum Richter haben darf, entschuldigen.“

„Wir sind nicht solche Barbaren hier in Rußland“, entgegnete Dolgorow lächelnd, „um dem Künstler dergleichen Freiheiten nicht willig zuzugestehen. Aber besitzen Sie das Porträt?“

„Ich besaß es bis vor zwei Tagen; oder vielmehr mein Freund, dem ich es, da es so angenehme und zugleich räthselhafte Erinnerungen in ihm erweckte, zum Geschenk machte. Sein Portefeuille, in dem es sich befand, wurde ihm durch jene Elenden, denen, wie ich höre, furchtbare Vergeltung geworden, abgenommen. In wessen Hände es gerathen ist, weiß ich nicht.“

„Mir sind“, erwiderte Dolgorow, „gestern zwei Portefeuilles, die man bei den Gefangenen gefunden hat, überliefert worden; doch ich gestehe, daß ich noch nicht Muße gehabt, sie zu öffnen. Ich bin doch in der That begierig zu sehen, ob das Ihrige dabei ist.“

Mit diesen Worten eilte er hinüber nach seinem Zimmer und kehrte bald darauf mit zwei Brieftaschen zurück, deren eine er geöffnet in der Hand hielt. Es war Ludwig's. Der Graf hielt Bernhard das Bild entgegen und fragte: „Erkennen Sie das für Ihr Werk?“

„Wie sollte ich nicht?“

„So ist es billig, daß Sie Ihr Eigenthum zurücknehmen.“

„Es ist, wie gesagt, nicht mehr das meinige, sondern das meines Freundes.“

Der Graf händigte Ludwig die Brieftasche ein, aus welcher jedoch alle Papiere verschwunden waren. Dolgorow

hatte sie erst eben jetzt herausgenommen, weil er Aufschlüsse in denselben zu finden hoffte; er entschuldigte sich damit, daß ihm das Portefeuille in diesem Zustande zugekommen sei, also wahrscheinlich Beaucaire es schon geleert habe. Das zweite Portefeuille war weder Bernhard's noch Ludwig's Eigenthum; der Graf behielt es also und entfernte sich damit, um Feodorownen den Morgenbesuch zu machen.

„Es ist mir unendlich viel werth, daß dieses Bild wieder in meinen Besitz gekommen ist", sprach Ludwig. „Ueberhaupt wird mir so wohl und leicht; alle Gefahr scheint vorüber, und der Graf ist ein Mann, der doch wol Zutrauen verdient."

„Wahrhaftig, man möchte lachen", rief Bernhard, „wenn die Zeit nicht besser zum Fluchen oder Beten taugte; man möchte lustig aufjubeln darüber, daß ein so gescheidter Mensch wie du so ein blinder Thor sein kann. O Ludwig, Ludwig! Du bist zu gut für diese Welt — und ich fürchte, die Schwester ist es auch und läßt sich täuschen. Werdet ihr denn ewig solche Kinder im Leben bleiben, daß ihr euch die Schlange an den Busen legen wollt, weil sie eine glänzende bunte Haut hat? Wollt ihr denn niemals lernen, daß der buntgefleckte Tiger sich schlafend stellt, wenn er am tückischsten lauert? Wer deckt denn eine Fallgrube mit Ottern zu? Rosen streut man darüber! Arsenik muß aussehen wie Zucker, sonst frißt ihn keine Ratte. Ludwig, Ludwig! Diese lächelnde Höflichkeit Dolgorow's ist mir bedenklicher, als wenn er mit gezogenem Schwert vor mir stände!"

„Du siehst alles zu finster, Bester", entgegnete Ludwig.

„Meinst du?" fragte Bernhard fast spöttisch. „Es bedeutet wol nichts, daß Bianca eine Gefangene ist? Und diese nächtliche, übereilte Ankunft? Ludwig, stände mir das Thor offen, ich ginge lieber hinaus, wie ich hier vor dir

stehe, ehe ich noch eine Stunde länger hier verweilte. Ja, wäre nur die Schwester nicht, du müßtest auf der Stelle mit mir fort!"

Willhofen trat ein und unterbrach ihr Gespräch mit der Frage, ob sie zum Frühstück kommen wollten. Sie gingen.

Einige Minuten blieben sie allein im Saale; hierauf trat Dolgorow ein. Er war so höflich wie zuvor, lud ein Platz zu nehmen und servirte selbst die Chocolade.

„Unsere Damen", sprach er, „stehen etwas spät auf. Wir werden sie wol vor Tische nicht zu sehen bekommen. Die Gräfin war gestern unwohl, das hat auch die Fürstin um das Vergnügen gebracht, die Pflichten der Wirthin gegen Sie zu üben. Ich denke, die Frauen werden heute das Versäumte nachholen."

Bernhard fragte nach dem Stande der politischen Angelegenheiten.

„Darüber sprechen wir am besten gar nicht", entgegnete der Graf höflich; „ich als Russe würde vielleicht ganz anders denken müssen als Sie, die Sie wenigstens Ihre alten Waffengenossen beim Heere haben. Es hat ein besonderes Interesse für mich", fuhr er nach einigen Augenblicken fort, „daß ich Ihnen beiden schon anderwärts begegnet bin. Als wir am Fuß des Simplon, über den wir", hier wandte er sich zu Ludwig, „durch Ihre Hülfe so glücklich gelangten, durch den Zufall getrennt wurden, wandte ich mich durch das Gebirge nach Bern, ging von dort aus nach Tirol und gewann die große Straße nach München. In Deutschland erlebten wir kein Abenteuer weiter, wol aber in Warschau, wo wir fast verrathen worden wären und es uns nur nach einem mehrtägigen Versteck bei verschiedenen Freunden gelang, in der Nacht zu entfliehen."

„Auch wir waren in Warschau", sprach Ludwig.

Bernhard gab ihm einen verstohlenen Wink, vorsichtig zu sein, und nahm rasch selbst das Wort, um ganz allgemein und unbestimmt über ihren Aufenthalt dort zu sprechen. Der Graf fragte nach diesem und jenem; er sprach von England, erkundigte sich nach Bernhard's Reisen, nach seinem frühern Wohnort, kurz, suchte auf geschickte Weise die Lebensverhältnisse beider so genau als möglich zu erforschen. Zwar antwortete Bernhard mit größter Vorsicht, doch ließ sich nicht alles verschweigen, und namentlich waren Ludwig's Verhältnisse sehr bald so weit klar für Dolgorow, daß er nicht mehr zweifeln konnte, Bernhard sei der Bruder Feodorowna's, wenn es einer dieser beiden war. Mit Aufmerksamkeit beobachtete er die Gesichtszüge desselben, um aus der Aehnlichkeit seine Vermuthungen zu bestätigen; allein hier war ihm der Zufall entgegen, da Bernhard fast durchaus seinem Vater, Bianca ihrer Mutter glich, zwischen beiden aber eher eine auffallende Verschiedenheit der Physiognomie als eine Aehnlichkeit stattfand, wenngleich sich einige übereinstimmende Züge allenfalls auffinden ließen. Wollte man aber danach suchen, so bot Ludwig's Angesicht ungleich mehr Wahrscheinlichkeit für die Verwandtschaft dar. Bernhard hatte überdies mit Geschicklichkeit hinzuwerfen gewußt, daß er aus Dresden gebürtig und der Sohn eines armen Cantors an der Kreuzkirche sei, der ihm, drückte er sich scherzend aus, als er vor drei Jahren verstarb, durch seinen letzten Willen nichts hinterlassen habe als den freien, zu gehen wohin er möge.

So blieb Dolgorow allerdings in peinlicher Ungewißheit, ob sein Geheimniß in der That entdeckt sei, oder ob nur zufällige Umstände, halbverstandene Worte oder Aeußerungen den Schein einer Entdeckung gegeben hätten.

Um nicht durch allzu vielfältiges, ängstliches Fragen

Verdacht zu erregen, schlug er den Gästen eine Partie Schach vor. Ludwig, der das Spiel nur sehr wenig kannte, entschuldigte sich; Bernhard nahm den Vorschlag anscheinend sehr gern an. Der Kammerdiener brachte ein Schachbret, sie setzten sich zum Spiel; Ludwig blieb im Zimmer und machte den Zuschauer.

„Ich habe einen gefährlichen Gegner", bemerkte der Graf nach den ersten Zügen; „es wird mir Mühe machen, mich zu vertheidigen."

„Ihr Urtheil nach so wenigen Zügen, Herr Graf, beweist Ihre Ueberlegenheit", antwortete Bernhard höflich.

Sie spielten indessen fort und schienen, obwol beide ihre Gedanken innerlich auf etwas ganz anderes gerichtet hatten, doch mit dem größten Antheil bei dem Spiel zu sein. Bernhard besaß Kraft des Geistes genug, um sich zur Aufmerksamkeit zu zwingen und nicht durch Zerstreutheit zu verrathen, daß ihm der Sieg im Spiele in diesem Augenblicke das Gleichgültigste auf der Erde sei.

So vergingen die Vormittagsstunden, die Tafelzeit kam heran. Die Gräfin sowie Bianca sollten bei Tisch erscheinen. Als der Graf am Morgen bei der Tochter gewesen war, hatte er davon als von einer nicht abzuweisenden häuslichen Pflicht gesprochen, die gestern nur durch die Unpäßlichkeit der Gräfin unterbrochen werden durfte. Bianca, welche jedoch die Gewandtheit Dolgorow's, sich zu beherrschen und die verschiedensten Formen seines Wesens anzunehmen, schon aus seiner frühern diplomatischen Laufbahn kannte, ließ sich durch sein argloses Benehmen nicht täuschen. Vollends aber als er den Versuch machte, durch die Thür, welche den eigenen Ausgang für ihr Zimmer bildete, zu gehen und sich erstaunt stellte, daß sie verschlossen sei, erhielt sie die völligste Gewißheit, daß er sich verstelle, zumal da er sogleich und

mit einem gewissen Eifer, den ein gleichgültiger Umstand nicht hätte erregen können, Jeannetten befahl, den Kammerdiener zu fragen, ob er den Schlüssel habe, und Sorge zu tragen, daß geöffnet würde. Indessen ging er und bald darauf wurde die Thür in der That geöffnet. Bianca aber wußte nur zu gut, daß sie dadurch nicht ihre wirkliche Freiheit, sondern nur den Schein derselben zurückerhalten habe, und daß man jetzt ihre Schritte um desto sorgfältiger beobachten werde. Dennoch erschien ihr die Flucht nicht unmöglich, und überdies war es das einzige Mittel, welches ihr übrig blieb. Ihr Herz suchte daher mehr einen Rath als ihr Verstand. Sie mußte alte, heilige Pflichten brechen, neue, unendlich theuere übernehmen; Aeltern, Vaterland, selbst den Namen sollte sie plötzlich lassen und in eine ganz andere Welt treten. So mächtig ihr Herz sie dorthin zog, jetzt im Augenblicke der Entscheidung empfand ihre edle Seele erst, mit wie unzähligen, unsichtbaren Fäden das Leben uns umspinnt, die erst dann uns halten und fesseln, wenn wir sie für immer zerreißen sollen. In dieser Bedrängniß schrieb sie an Gregor, ihren väterlichen Freund und Rathgeber, den Mitkundigen ihres Geheimnisses, und bat ihn dringend, sobald es ihm irgendmöglich sei, nach dem Jagdschloß zu kommen. Doch war sie so vorsichtig, ihm den Grund ihrer Bitte nicht zu melden. Sie wußte, einer so dringenden Aufforderung folge er doch. Willhofen versprach den Brief durch einen sichern Boten zu besorgen, und meldete eine Stunde danach, daß es ihm gelungen sei.

Jetzt fühlte sie ihr Herz wunderbar erleichtert; ihr Vertrauen zu dem theuern Lehrer war unbegrenzt; sie empfand, daß seine Gegenwart ihr Schutz und Rettung gewähren würde, denn es war seine Pflicht, ihr beides zu bieten, und wo diese ihn aufforderten, wußte sie, war sein Muth unerschüttert.

Sie ging mit ihrer Mutter ins Tafelzimmer. Hier sah sie Ludwig und Bernhard nach der jetzt für ihr Herz so langen Trennung wieder. Es pochte in heftiger Wallung, doch gebot sie ihren Gefühlen mit angestrengter Kraft, um sich nicht zu verrathen. Freilich, wohlwollend durfte sie ja sein, denn sie war es ja immer, und jetzt konnten dankbare Regungen ihr überdies den gültigsten Vorwand dazu leihen. Die Uebung der vornehmen Sitte half ihr die Stunden des Mittagsessens überwinden, ohne durch irgendetwas ihre Stimmung zu verrathen. Die Gewandtheit des Bruders, der sich des Gesprächs bemächtigte, es auf Schottland und England, auf seine Reisen daselbst, auf die Kunst im allgemeinen leitete und so auch Ludwig, der über ernste, Nachdenken erfordernde Gegenstände immer mit Einsicht zu sprechen wußte, hineinzog, kam ihr trefflich zu Hülfe. Dolgorow selbst verlor einen Theil seines Argwohns und überließ sich der Hoffnung, daß alle angeregten Besorgnisse auf zufälligen Umständen beruhten. Man stand endlich von der Tafel auf, und die Frauen waren im Begriff sich zurückzuziehen. Da erhaschte Bianca einen, wie sie glaubte unbewachten Augenblick und flüsterte Bernhard die Worte zu: „Sei getrost, ich habe Hoffnung zu einer glücklichen Wendung unsers Schicksals."

Doch Dolgorow, der eben von Jacques gebrachte Briefe geöffnet hatte und las, warf zufällig einen Blick über das Papier auf einen Spiegel, in dem er Bernhard's und Bianca's Gestalten ganz erblickte. Er sah ihre vertraute Annäherung, bemerkte ihr Flüstern und die Bewegung, welche die Worte auf Bernhard's Angesicht erzeugten. Zwar hatte er keine Silbe vernommen, aber in der Miene beider gewahrte er den Ausdruck einer Vertraulichkeit, welche nur durch das innigste Verhältniß erzeugt werden konnte und um so

mehr auffiel, als beide, da sich die Thür unvermuthet öffnete, plötzlich den Ausdruck ihrer Züge änderten und die förmliche Haltung der Höflichkeit wieder annahmen.

Was hier vorgegangen war, war zwischen der Fürstin Ochalskoi und einem Fremden ohne Rang und Namen unmöglich. Daher hatte Dolgorow plötzlich den unwidersprechlichsten Beweis für den Grund seines Argwohns in der Hand. Er überraschte ihn, da er fast schon davon zurückgekommen war, so mächtig, daß er, der unter den schwierigsten und gefährlichsten Umständen besonnen und kalt blieb, auf einen Augenblick die Fassung verlor und sich eine heftige Bewegung und einen halberstickten Laut des Erstaunens entschlüpfen ließ. Doch ebenso schnell, wie er die Ruhe verloren hatte, gewann er sie auch wieder, indem er zum Schein den Ausruf wiederholte und heftig auf den Boden stampfte, aber die Miene annahm, als seien es die Nachrichten, die er durch die Briefe empfing, welche ihn bewegten. „Es ist unerhört! unverzeihlich!" rief er aus und drückte den Brief ingrimmig zusammen; „man möchte rasend werden über solch ein Verfahren!"

Sogar Bernhard ließ sich durch diese Maske täuschen und ahnte nicht, daß das Geheimniß in diesem Augenblicke enthüllt und verrathen war. Geschickt auf die Stimmung des Grafen eingehend, sprach er halb fragend, halb theilnehmend: „Sie erhalten so unangenehme Nachrichten, Herr Graf?"

Dieselbe Frage that die Gräfin, wiewol mit größerer Bestimmtheit.

„Was kann es sein", erwiderte Dolgorow, „als neue Ursachen zu den alten Klagen. Durchaus verkehrtes Verfahren, unsinnige Aenderungen, widersprechende Bestimmungen, die alles kreuzen und lähmen, was man mit eigener

Kraft aus Liebe zum Vaterlande unternimmt! — Verzeihen Sie, aber ich muß einige Zeit allein sein, um den Unwillen in mir austoben zu lassen."

Mit diesen Worten verbeugte er sich und ging auf sein Zimmer, während zugleich die Damen die ihrigen aufsuchten. Bianca nahm indeß mit den tröstenden, freundlich gesprochenen Worten Abschied: „Ich hoffe, wir sehen uns beim Thee wieder."

Kaum war Dolgorow auf seinem Zimmer angelangt, als er dem Kammerdiener schellte, um ihn nochmals über alles das genau zu befragen, worauf er seine Vermuthungen gegründet habe.

Jacques, der längst merkte, wie wichtig die Angelegenheit dem Grafen sei, verschwieg, theils um das Verdienst der Entdeckung mit niemand zu theilen, theils um sich Jeannetten Gunst zu erhalten, nicht nur, was diese ihm gesagt, sondern daß sie ihm überhaupt das Wichtigste vertraut hatte. Daher waren dem Grafen seine Aussagen völlig ungenügend. Er hieß ihn gehen und blieb sinnend in seinem Zimmer, indem er sich quälte, ein Mittel ausfindig zu machen, um die Wahrheit zu entdecken. Plötzlich leuchtete es ihm hell auf. „Thor!" rief er, „wie kannst du so stumpfsinnig sein und nicht gleich darauf verfallen! Entweder er oder sie müssen irgend Briefe, Documente, oder sonst Erkennungszeichen bei sich haben, weil es sonst unmöglich gewesen wäre, daß sie einander aufgefunden hätten! Das muß mir Licht geben. Zuerst wollen wir das Leichtere versuchen und Feodorowna's Zimmer in der Stille untersuchen."

Er schellte. Jacques trat ein.

„Ist die Fürstin auf ihrem Zimmer?"

„Nein, Ihre Durchlaucht arbeiten bei der gnädigen Gräfin."

„Es ist gut! — Ihr könnt gehen."

Sowie der Kammerdiener fort war, zündete Dolgorow eine kleine Blendlaterne an, nahm sie unter den Mantel und eilte auf Bianca's Zimmer. Es gelang ihm, unbemerkt einzutreten. Sogleich schloß er die Thüren nach beiden Seiten ab und begann die Untersuchung. Er hatte einige Hauptschlüssel zu sich gesteckt, denen so leicht kein Schloß widerstand, und die er von seinem gefährlichen diplomatischen Verhältniß her besaß, wo er die Papiere seiner Untergebenen stets insgeheim aufs sorgfältigste bewachte, um sich ihrer Treue zu versichern. Mit Hülfe dieser Werkzeuge gelang es ihm bald, Bianca's verschlossenen Schreibtisch zu öffnen. Nach kurzem Suchen fand er unter ihren Briefen den von Ruschka an sie obenauf liegen, da sie ihn erst vorgestern wieder zurückgelegt hatte. Dieser hob alle Zweifel; und da er vollends das Portefeuille entdeckte und öffnete, in dem die Porträts beider Aeltern sich befanden, deren Aehnlichkeit mit den Kindern nicht zu verkennen war, so bedurfte es weiter nicht der mindesten Erklärung oder Nachforschung, um zu wissen, daß Bernhard der aufgefundene Bruder sei. Sorgfältig legte er alles an seinen Ort, schloß die Thür wieder auf und eilte auf sein Zimmer zurück.

Jetzt beschäftigten ihn die Entwürfe, wie er das keimende Unheil am besten zu ersticken vermöge. Sein Plan war bald gefaßt. Er mußte Feodorowna's Lippe ebenso versiegeln wie Ruschka's durch Drohungen gegen das, was ihr das Theuerste auf der Erde war. Die Aufgabe war für den Gewissenlosen leicht, nur hatte er die Mittel nicht sogleich in Händen. Bernhard und Ludwig mußten das Los der im Schlosse befindlichen gefangenen Franzosen theilen. Dann sollte ihr Schicksal davon abhängig gemacht werden, ob Feodorowna auf die Hostie schwören wolle, das Geheimniß

ihrer Geburt niemals zu verrathen. Doch dazu bedurfte es einer stärkern Mannschaft, als man im Schlosse hatte. Außer den Dienern, unter denen die meisten Leibeigene Feodorowna's waren, auf die sich Dolgorow in einem entscheidenden Falle nicht unbedingt verlassen konnte, war keine Mannschaft im Schlosse. Bernhard und Ludwig allein vermochten einen so entschlossenen Widerstand zu leisten, daß man wenigstens gezwungen werden konnte, sie zu tödten, und alsdann war die Bürgschaft für das Geheimniß verloren. Feodorowna's Leben selbst aber durfte Dolgorow nicht gefährden, theils weil ihre Leibeigenen in solcher That einen furchtbaren, nicht zu versöhnenden Frevel gesehen hätten, theils weil er voraussah, daß die Gräfin ihre Zustimmung versagen werde, endlich aber auch, weil er selbst hier das innere Maß seines frevelhaften Wollens erschöpft fühlte. Denn jeder, auch der Verderbteste, trägt eine Grenze seines frevelnden Wollens in sich, die er nicht zu überschreiten wagt. Selbst der tiefste Abgrund der Verbrechen erschöpft sich und erreicht einen Punkt, wo das heilige Gebot der Sittlichkeit sich so unbesiegbar geltend macht, daß der Entartetste, und sollte er darüber die Frucht aller seiner frühern Frevel verlieren, sollte er selbst der irdischen Vergeltung anheimfallen, dennoch die Willenskraft zum Bösen gelähmt fühlt und den letzten Streich, der ihn ans Ziel bringen soll, nicht zu führen wagt. So greift der unsichtbare Arm des Allmächtigen selbst in das Getriebe verbrecherischen Thuns und gebietet einen unwiderruflichen Stillstand.

Dolgorow's Plan war gefaßt. Er beschloß, eine hinlängliche Mannschaft in die Nähe des Schlosses kommen zu lassen, um jeden Widerstand zu beseitigen. Dann sollten Ludwig und Bernhard ins Freie gelockt, unvermuthet überfallen, ergriffen, geknebelt und in möglichster Stille abgeführt

werden, sodaß niemand im Schlosse dessen gewahr würde. Wenn man so den tiefern Wald erreicht hätte, wollte ihnen Dolgorow erklären, daß ihr und Feodorowna's Schicksal von der Bewahrung seines Geheimnisses abhänge, und sie dann mit den übrigen Gefangenen in das Innere des Landes abführen lassen. Erst nachdem alles abgethan sei, solle Feodorowna den Hergang der Dinge erfahren, und alsdann würde es ein Leichtes sein, ihr das Gelöbniß des unverbrüchlichen Geheimnisses durch Bedrohung der Gefangenen abzudringen.

Willhofen war ein verdächtiger Zeuge für Dolgorow. Er beschloß daher, sich desselben zu entledigen und zugleich durch ihn seinen Zweck zu fördern, indem er eben ihn zum Boten wählte, um den Befehl zu überbringen, daß die Mannschaften aufs Schloß kommen sollten, zugleich aber dem Förster, der diesen Theil der zum Landsturm versammelten Bauern befehligte, den Auftrag gab, Willhofen nicht mit zurückzusenden, sondern ihn bis auf weitere Bestimmung anderweitig zu beschäftigen.

Dem wohlüberlegten Entschluß folgte die rasche That. Er schrieb den Befehl, versiegelte ihn, schellte und ließ, da Jacques eintrat, Willhofen rufen.

„Hier ist ein dringender Brief zu bestellen, Solanow“, redete er ihn an. „Du wirst sofort satteln und reiten. Ich mache dich verantwortlich dafür, daß der Befehl binnen drei Stunden spätestens eingehändigt ist.“

Der Alte verbeugte sich stumm, nahm den Brief und ging.

Jetzt schöpfte Dolgorow Athem. Die Gefahr schien abgeleitet, die drohende Wolke getheilt. Er ahnte nicht, daß sein Plan gescheitert war, noch ehe er zur Ausführung kam.

Elftes Kapitel.

Denn Bianca wußte schon, daß und wie sie verrathen war. Jeannette nämlich hatte in dem Zimmer der Fürstin gesessen und gearbeitet; als das Licht ihr zu fehlen anfing, setzte sie sich auf einen Lehnsessel in der bei den starken Mauern des Schlosses sehr geräumigen Fenstervertiefung, und arbeitete, solange sie sehen konnte. In der Dämmerung hörte sie auf und sank, da sie einige Zeit müßig sitzen blieb, in Schlummer. Plötzlich wird sie durch ein Geräusch geweckt, richtet sich auf, sieht ein seltsam flackerndes Licht im Zimmer und bemerkt mit Erstaunen den Grafen, der vor dem geöffneten Schreibtisch der Fürstin steht. Unwillkürlich die Zeugin dieser Handlung, fürchtet sie sich zu verrathen; die großen seidenen Vorhänge bedecken die Fenster so, daß sie gar nicht bemerkt werden kann. Sie beschließt daher, sich nicht zu regen und sich schlafend zu stellen. Doch beobachtet sie alles, was Dolgorow vornimmt. Endlich geht er, nachdem er zuvor beide abgeschlossen gewesenen Thüren leise wieder geöffnet hat. Dieser Umstand muß das Mädchen davon überzeugen, daß hier etwas Geheimnißvolles gegen die Fürstin, deren traurig gespanntes Verhältuiß zu den Aeltern sie ja längst kennt, unternommen worden ist. Sie verbindet die Umstände mit dem, was sie belauscht, was sie Jacques vertraut hat; sie besorgt, durch ihre Unvorsichtigkeit die so aufrichtig von ihr geliebte Gebieterin gefährdet zu haben, ihr Gewissen läßt ihr keine Ruhe, sie muß derselben gestehen, was sie zu wissen glaubt, und was sie gesehen hat. Mit diesem Vorsatz, durch die treueste Aufrichtigkeit womöglich ihren Fehler gut zu machen, will sie zu der Fürstin eilen,

als diese selbst unvermuthet eintritt. Jeannette erzählt, was geschehen ist. Bianca ahnt den Zusammenhang, sie sieht ein, daß sie völlig verrathen ist, daß sie keine Zeit verlieren darf. Sogleich beschließt sie, mit ihrem Bruder zu sprechen. Jeannette muß das Zimmer schließen und erhält den Auftrag, sobald sich jemand an der Thür vernehmen lasse, zu antworten, die Fürstin sei im Umkleiden begriffen, es könne jetzt niemand eintreten. Währenddessen eilt Bianca, durch dieselbe Kopfbedeckung Jeannettens, die sie ihr gestern während des Schlummers heimlich entwendet hatte, vor dem Erkennen geschützt, durch das Halbdunkel des Corridors begünstigt, auf Bernhard's und Ludwig's Zimmer und erzählt diesen, was geschehen ist. Flucht noch in derselben Nacht wird beschlossen; Gregor wird die Hülflosen aufnehmen, wenn es gelingt, seine Wohnung zu erreichen, bevor er den Weg zu dem Schlosse angetreten hat, oder wenn der Zufall es so glücklich fügt, daß man ihm begegnet. Schlägt diese Hoffnung fehl, so bleibt Smolensk, das noch von den Franzosen besetzt ist, als Zufluchtsort übrig.

Willhofen soll der Begleiter auf der Flucht sein. Er wird von allem unterrichtet und verspricht Pferde und einen Schlitten bereit zu halten. Um das Nöthige dazu vorzubereiten, hat er eben das Zimmer verlassen, als ihm Jacques begegnet und ihn zum Grafen ruft. Mit einer Ahnung dessen, was geschehen soll, tritt er zu diesem ein, doch bewahrt er seine völlige Ruhe und gewohnte Haltung. Ohne Verdacht übergibt ihm Dolgorow den Brief, den Willhofen aber sogleich in Bernhard's Zimmer hinüberträgt, wo Bianca noch verweilt. Man öffnet ihn; Bianca liest den russisch geschriebenen Befehl; Dolgorow's Absicht ist unzweifelhaft. Bernhard ahnt seinen Plan, wenngleich nicht in seiner vollen Abscheulichkeit, da der Edle nie so tief in die Seele des

Frevlers eindringt, um seine Entwürfe in ihrem ganzen Umfange zu übersehen.

Jetzt drängt der Augenblick, es ist keine Zeit mehr zu verlieren; die Flucht muß noch in dieser Stunde geschehen. Während Willhofen hinuntereilt, um unter dem Vorwande, sein Pferd zu satteln, die Rosse an den Schlitten zu spannen, versieht sich Bianca auf ihrem Zimmer mit dem Nothwendigsten. Sie kann jetzt nicht umhin, Jeannetten zur Mitwisserin zu machen; diese will nicht von der Gebieterin weichen, sondern fleht mit Thränen, ihr Schicksal theilen zu dürfen. Bianca muß einwilligen, sie mitzunehmen, um so mehr, als von Dolgorow's Zorn alles für das Mädchen zu fürchten ist, wenn er nur eine Ahnung hat, daß sie sein Geheimniß verrathen haben könnte. Diese packt daher in größter Eile Kleidungsstücke und was sonst unentbehrlich scheint, zusammen, während die Gebieterin sich mit Geld versieht und ihre Juwelen, Papiere, Briefe und Andenken in ein Kästchen sammelt. Bernhard und Ludwig haben sich indessen auf Willhofen's Anweisung mit Pistolen, die den bewaffneten Bedienten zugehören, versehen. Ludwig geht hinunter in den Hof, um, sobald Willhofen sich zu Pferde setzt, diesem mit dem Schlitten zu folgen. Bernhard eilt zu der Schwester hinüber, um diese hinabzuführen. Ein Zeichen, welches er von ihrem Fenster aus gibt, zeigt denen im Hofe an, daß die Frauen bereit sind.

In angstvoller Spannung stand Ludwig im Hof und hielt die Blicke unverwandt auf Bianca's Fenster gerichtet. Die dringende Gefahr des Verzugs, die an einem Haar hängende Möglichkeit, verrathen zu werden, der Sturz in das tiefste Elend, der dann auf die schönen Träume einer namenlosen Seligkeit folgen mußte, alles dies verwandelte der auf die Folter gespannten Erwartung die Secunden in Ewigkeiten.

Endlich trat Bernhard mit einem Lichte an das Fenster und verlöschte es an demselben. Das war das verabredete Zeichen. Willhofen schwang sich zu Pferde und ritt gegen das Thor zu, das er zu öffnen befahl. Ludwig folgte ihm mit dem Schlitten; unter dem Thorweg, an der Treppe, so lautete die Verabredung, sollte er halten und Bianca und Bernhard aufnehmen und dann, so rasch die Rosse es vermöchten, dem voransprengenden Willhofen folgen. Daß sie nicht sogleich verfolgt werden konnten, dafür hatte der vorsichtige Willhofen dadurch gesorgt, daß er das Gespann und Zaumzeug aller übrigen Pferde, die im Schloß standen, zusammengerafft und über eine eingestürzte Stelle der Mauer in den Schloßgraben geworfen hatte, der zwar zugefroren war, wo aber niemand diese Geräthschaften suchen konnte. Es war daher zu erwarten, daß sie vor Tagesanbruch schwerlich gefunden würden. Die Dunkelheit begünstigte das Unternehmen; leise, da man den Tritt der Rosse auf dem Schnee kaum hörte, gelangte Ludwig bis an den Thorweg. Willhofen war schon außerhalb desselben und hielt an der Brücke. Beim halbdüstern Schein der Lampe, die das Flurgewölbe erhellte, sah Ludwig mit pochendem Herzen drei Gestalten auf den Stufen der Treppe stehen. Er hielt an. „Bist du's, Bernhard?“ flüsterte er. „Wir sind's“, war die Antwort und zugleich näherte sich Bianca, um einzusteigen.

Da ertönte plötzlich Dolgorow's furchtbare Stimme: „Verrätherei! Auf! herbei! Sperrt das Thor, ergreift die Verräther!“ In demselben Augenblick blitzte ein gezückter Säbel über Bernhard's Haupt, und von dem Hiebe getroffen stürzte dieser zu Boden. Bianca that einen lauten Schrei, warf sich über den Niedergesunkenen hin und dem zum zweiten Streiche ausholenden Arm Dolgorow's entgegen.

„Um des erbarmenden Gottes willen, haltet ein — er

ist mein Bruder!“ rief sie mit einem Tone, der die Seele zerriß.

Ludwig erstarrte. Doch schnell faßte er sich, sprang vom Schlitten, riß das Pistol aus dem Gürtel und schoß nach Dolgorow. Er traf ihn leicht an der Schulter, sodaß dieser einen Augenblick wankte und zurücktrat. „Flüchte, Unglückselige“, rief Ludwig jetzt und wollte Bianca umfassen, doch schon waren drei Diener, die in der Gesindestube nächst dem Thor gesessen hatten, herbeigeeilt und rissen ihn von hinten zu Boden. „Packt die Frevler! Bindet sie!“ rief Dolgorow wüthend, und die Diener, die sich schnell durch einige vom Hofe Herbeieilende vermehrten, warfen sich über die Unglücklichen her. Er selbst ergriff Bianca, riß sie empor und trug sie, da sie sich sträuben wollte, mit Gewalt die Stufen hinauf. Ihre Kraft brach in ihrem Schmerz; sie vermochte keinen Widerstand zu leisten. Jeannette folgte der Gebieterin. Die Diener, ohne weitern Befehl abzuwarten, rissen den bewußtlosen Bernhard und den betäubten Ludwig mit sich fort und schleppten sie dem Grafen nach.

Auf dem obern Corridor begegnete ihnen die Gräfin, die den Schuß und das Getöse gehört hatte, ohne die Ursache zu wissen, und jetzt aus ihrem Zimmer eilte, um sie zu erfahren.

„Nehmen Sie Ihre Tochter zu sich, Gräfin“, rief Dolgorow, „die Ehre unsers Hauses steht auf dem gefährlichsten Spiel.“

„Nicht euere Tochter!“ rief Feodorowna, der die Besinnung zurückkehrte, außer sich vor Schmerz; „ich erkenne euere Rechte nicht mehr an! Ihr habt meinen Bruder gemordet!“ Heftig entrang sie sich jetzt den Armen des Grafen und eilte zurück, den Dienern entgegen, welche Bernhard und Ludwig herbeischleppten. „Ihr seid meine Vasallen“,

rief sie diese mit einer Kraft, die ihr die Verzweiflung lieh, an; „ich gebiete euch, diese Unglücklichen frei zu lassen und dem Blutenden Hülfe zu leisten!“

Dolgorow war ihr nachgestürzt. „Wer meinem Befehl nicht gehorcht“, drohte er mit hoch emporgehobenem Säbel, indem er die Stimme furchtbar erhob, „dem spalte ich das Haupt! Wer wagt es, mir zu trotzen?“

Die Leibeigenen der Fürstin standen unschlüssig, da sie zwischen Furcht und Pflichtgefühl schwankten. Zwei von Dolgorow's eigenen Leuten jedoch beugten sich sklavisch demüthig und sprachen: „Unser Gebieter soll uns nur befehlen, was wir zu thun haben.“

„Ich that es schon“, herrschte Dolgorow sie ergrimmt an: „bindet diese Hunde und werft sie in das tiefste Gewölbe des Schlosses hinunter!“

„Nein, es ist unmöglich“, rief Bianca aus und umschlang den Bruder mit beiden Armen und drückte sein blutendes Haupt an ihre Brust; „ich lasse dich nicht, mein Bruder, du sollst in meinen Armen sterben.“

Von einer scheuen Ehrfurcht ergriffen, traten jetzt selbst die rohen Leibeigenen zurück und schienen eine höhere Pflicht als die des sklavischen Gehorsams zu empfinden.

Dolgorow stampfte erbittert mit dem Fuß. „Werft sie mit hinab, wenn sie ihn nicht lassen will!“ rief er ingrimmig und schritt selbst auf die Unglückliche zu, um sie von dem Herzen des Bruders zu reißen.

Ludwig's Brust wurde bei diesem Anblick von unnennbaren Qualen durchschnitten. Da durchdrang ihn plötzlich das Gefühl von der Allgegenwart des höchsten Richters, und in der sittlichen Kraft seiner Ueberzeugung richtete er sich stolz zwischen den Sklaven, die ihm die Arme gefesselt hielten, auf und rief dem Grafen mit der Ueberlegenheit der Tugend zu:

„Halten Sie ein! Fürchten Sie eine Vergeltung! Der Allmächtige ist Zeuge einer jeden That; seiner Gerechtigkeit entflieht niemand!"

Dolgorow wandte sich stolz um. Er fühlte seine Brust getroffen; ja er empfand zum ersten male in seinem Leben jenes still geheime Grauen des frevelhaften Bewußtseins. Aber eben darum sträubte sich sein verhärteter Sinn dagegen wie gegen eine schimpfliche Furcht, und er suchte seine Bewegung hinter dem verdoppelten Uebermuth zu verbergen. Mit höhnischem Auflachen erwiderte er daher: „Meint Ihr? Ich denke Euch aber zu zeigen, daß man meinem Zorn und meiner Gerechtigkeit noch weniger entflieht!"

In diesem Augenblick ließ sich plötzlich von unten her ein dumpfes Getöse und ein lautes Brausen verworrener Stimmen vernehmen.

Alle stutzten überrascht und lauschten; der Lärm näherte sich.

„Was gibt's da?" rief Dolgorow. „Gehe einer von euch hinab und sehe zu, was der Lärm bedeutet!"

Eben wollte einer der Leute dem Befehl gehorchen, als man die Schar schon die Treppe mit Geschrei heranstürmen hörte. Ein zuckender, flammender Feuerschein in den Gewölben verrieth, daß sie mit Licht oder Fackeln kämen.

Dolgorow, beunruhigt, eilte jetzt selbst der Treppe zu. Das Geschrei und Getümmel der Heraufstürmenden wuchs mit jedem Augenblick.

„Hier, hier!" rief eine starke Stimme; „mir nach!"

Ludwig erkannte Willhofen's Stimme. Eine Ahnung, daß er Rettung bringe, durchzuckte seine Brust. Doch kaum hatte der Gedanke gekeimt, als ein Schuß und gleich darauf ein zweiter und nach diesem ein furchtbares Wuthgeschrei ertönte.

Dolgorow, auf den die Schüsse gefallen waren, kehrte vollen Laufs zurück; er hielt sich die getroffene Seite, doch schwang er noch muthig den Säbel und rief die Bedienten zur Hülfe auf. Diese waren unbewaffnet und zauderten.

„Fechtet, oder ich selbst stoße euch nieder“, tobte Dolgorow und stampfte mit dem Fuß, daß das Gewölbe dröhnte.

Die erschrockenen Sklaven ließen Ludwig und Bernhard los und eilten zu ihrem Herrn heran. Da erfüllte plötzlich heller, rothleuchtender Fackelschein das ganze Gewölbe und Ludwig erkannte den getreuen Willhofen, der, in der Rechten den Säbel, in der Linken einen hellen Brand schwingend, eben auf der Höhe der Treppe sichtbar wurde. Raschen Laufs drang er vorwärts, eine Menge Leute mit Knitteln und Stangen hinter ihm her. Sie stürmten wild auf Dolgorow und die Seinigen ein; diese ergriffen die Flucht und stürzten den Corridor hinunter. Dolgorow wollte standhalten; doch er wurde überwältigt, zu Boden geworfen, die Schar drang vor, und bevor Ludwig sich besinnen konnte, ergriff Willhofen seine Hand, schüttelte sie fröhlich und rief jubelnd: „Wir sind gerettet, Herr!“

Ludwig sank dem Getreuen an die Brust und hielt ihn in trunkener Beklemmung der Freude umfaßt.

Bianca kniete auf dem Boden; das Haupt des niedergesunkenen Bruders lag in ihrem Schos, sie faltete die Hände über seinem blassen, blutigen Antlitz, ihre bebenden Lippen vermochten kein Wort hervorzubringen, doch in ihrem emporgerichteten Auge glühte der reinste Dank gegen den Allgütigen. „Bruder, nur du öffne das Auge wieder!“ stammelte sie nach einigen Augenblicken und suchte ihm das gesunkene Haupt emporzurichten. Da kehrte ihm die Besinnung zurück, er schlug das Auge auf und fragte: „Wo bin ich?“

„Am Herzen deiner Schwester“, rief Bianca mit dem Jauchzen der Freude, und ihre wallende Brust vermochte kaum zu athmen.

Ludwig hatte sich zu ihr niedergebeugt und half ihr den Ermatteten emporrichten. Er wischte ihn mit seinem Tuche das Blut von der Stirn und fragte: „Schmerzt dich die Wunde? Ist sie tief?“

„Nein, Bester“, sprach Bernhard, „mir ist recht leicht und wohl. Aber was ist geschehen?“

„Noch weiß ich es selbst kaum“, erwiderte Ludwig. „Aber zuerst muß dir Hülfe werden.“

Der Freund und die Schwester leiteten ihn auf sein Gemach. Hier wusch ihm Bianca selbst die Wunde und verband sie mit ihrem Tuche. Währenddessen trat Willhofen ein. Ludwig deutete auf ihn und sprach: „Dieser ist unser Retter; aber wie er es wurde, hat er uns noch nicht erklärt.“

„Wahrhaftig, ich weiß es selbst kaum“, entgegnete Willhofen. „Ich hielt draußen auf der Brücke und wartete auf Euch, lieber Herr, als ich plötzlich ein lautes Schreien und gleich darauf einen Schuß hörte. Da wandte ich mein Pferd um und sah die Leute aus der Thorwärterstube nach dem Schlitten stürzen. Nun wußte ich, was es gab. Unschlüssig, ob ich fliehen oder bleiben sollte, sah ich von draußen den Lärm mit an. Als aber alle die Kerle die Treppe heraufstürzten und der Thorweg leer ward, kam mir der Gedanke: Die gefangenen Franzosen müssen uns helfen! Wie der Sturmwind sprenge ich in den Hof; der Kerl mit seiner alten Muskete, der vor der Thür des Gewölbes, wo sie eingesperrt sind, Schildwache stand, war sich keines Angriffs gewärtig; denn vom Pferde springen, ihn zu Boden werfen, ihm das Gewehr entreißen und ihm mit einem Kolbenschlag das Hülfe-

schreien verbieten, war eins. Das Thor ist nur von außen verriegelt; ich reiße die Riegel zurück, springe hinein, in der zweiten Thür steckt der Schlüssel, ich öffne und die Gefangenen sind frei. Schnell raffe ich das bischen Französisch, das ich von meiner Jugend her weiß, zusammen und frage, ob sie Muth hätten, sich frei zu machen? Ich brauchte beim Henker nicht zweimal zu fragen. So kommt, rief ich, und sie folgten mir in den Hof. Als ich sie im Freien hatte, führte ich sie an einen Haufen Knüppelholz, der gleich rechts in der Ecke liegt, und hieß ihnen, sich rasch tüchtige Knittel nehmen und dann mir nach dem Thore folgen. Indessen laufe ich voraus, schließe das Außenthor ab, damit mir die Bursche nicht etwa vor der Nase alle zum Teufel in den Wald hinausliefen und uns im Stich ließen, reiße aus dem Ofen der Wächterstube ein paar Brände heraus und trommle und winke sie nun herbei. Sie stürzen pfeilgeschwind heran, mir nach, die Treppen mit wildem Geschrei herauf und — das Uebrige wißt Ihr ja. Jetzt sind wir des Schlosses Meister. Aber wir thun doch wohl, noch in dieser Stunde abzuziehen, denn man kann nicht wissen, was die nächste bringt."

„Braver Bursche", rief Bernhard, „du bist ein Deutscher geblieben, mitten in Rußlands Steppen. Ich fühle mich kräftig genug, Freunde, laßt uns eilen, das Freie zu gewinnen."

„Der Schlitten ist noch angespannt", antwortete Willhofen, „wir können augenblicks fort. Aber horch, was ist das?"

Man hörte am Thore pochen und draußen Peitschenknall und das Schellengeläute eines Schlittens.

Alle erschraken.

„Nur ruhig! Wir wollen sehen, wer es ist", sprach Willhofen; „sind es ihrer viele, so lassen wir sie nicht ein. Gegen wenige behalten wir die Uebermacht, denn unsere Feinde hier sind schon unschädlich gemacht." Damit ging er

hinaus, um aus einem der vordern Fenster zu sehen, wer sich nahe.

Nach drei Minuten kehrte er wieder und berichtete: „Gefahr hat es nicht, gnädigste Fürstin, es ist der Vater Gregorius!“

„Den sendet mir der Himmel selbst!“ rief Bianca. „O des gütigen Greises, der die Nacht und den Winter nicht scheut, um meiner Bitte, so schnell er es vermag, zu willfahren. Oeffne, öffne — nein, ich selbst will ihm entgegen.“

Sie eilte so rasch hinab, daß Willhofen ihr kaum zu folgen vermochte. Nach wenigen Minuten kehrte sie an der Seite des Greises, dem sie sich wie eine liebende, vertrauende Tochter anschmiegte, zurück. „Seht, mein Vater, — hier ist er — er ist wahrlich mein Bruder!“

Bernhard stand ehrfurchtsvoll auf, denn das Antlitz Gregor's glich dem eines Heiligen; eine sanfte Freude milderte den Ernst seiner Züge, sein Auge glänzte, eine staunende Verehrung der göttlichen Fügungen leuchtete aus dem frommen emporgehobenen Blick. „So wunderbar leitet der Unerforschliche unsere Schritte“, sprach er unwillkürlich still stehend, „so führt er die Geschicke an unsichtbaren Fäden, die er allein zu knüpfen und zu lösen vermag! Sei mir gegrüßt, mein Sohn“, fuhr er näher tretend fort und legte die Hand auf Bernhard's gebeugtes Haupt, „der Segen des Himmels ruhe auf dir. Siehe, der Allgütige will dir wohl; hier, wo seine Schreckensengel den Uebermuth der Frevler strafen, hier in den öden Wäldern und Schneewüsten des Nordens, wo das schwarz geflügelte Verderben allen den Tausenden naht, die das Heiligthum unsers Herdes, unserer Heimat, unsers Gottes antasteten — hier läßt er für dich die lieblichste Blume erblühen und gibt sie deiner Wartung, deinem Schutze, deiner Pflege hin. Du kamst mit dem

Schwert, aber der Engel des Herrn entwindet es dir und bietet dir die Palme."

„Ich empfange sie mit Rührung und Dankbarkeit", antwortete Bernhard und beugte sich bewegt auf Gregor's Hand.

„O mein Vater", redete ihn Bianca bittend an, „du sollst der Versöhner sein, deine fromme Hand soll den Blütenzweig des Glücks von Haß und Blut reinigen, die ihn beflecken. Der heiligsten Pflicht, der mächtigsten Stimme des Herzens folgend, mußte ich andere ältere Bande brechen; gern hätte ich sie sanft gelöst, aber jetzt hat das Schwert der Zwietracht sie getrennt. Sei du der Mittler zwischen mir und meinen Pflegeältern; ich verdiene ihren Haß nicht, aber selbst der ungerechte Fluch würde unheilbringend an meinem Glücke haften. Wo ist mein Vater? Wo meine Mutter? Ich will zu ihnen."

„Ich lasse sie drüben im Saale bewachen", antwortete Willhofen.

„So wollen wir zu ihnen", bat Bianca eindringend. „Mein Bruder, wirst du mich begleiten können? Ludwig, willst auch du mir folgen? Erweicht euere harten Männerherzen zu dem Werke der Versöhnung und Liebe."

„Welches Herz soll dieser holden Bitte widerstehen?" sprach Ludwig. „Der kälteste, eherne Grimm, wenn meine Brust ihn hegte, würde schmelzen wie der Schnee vor dem sanften Hauche des Frühlings."

Bernhard hatte sie bei der Hand ergriffen und sagte, indem er sie sanft drückte: „Ich bin stürmisch, unbändig, ach ich weiß es, es ist wenig Gutes in mir wildem Unhold. Doch Schwester, du — an einem Haar deiner seidenen Locken kannst du mich leiten und fesselst mich unzerreißbarer als die Gewalt mit zehnfältigen Ketten. Durch dich werde ich vielleicht noch gut, du Beste! — Laß uns aber hinüber."

Sie gingen.

Im Saale fanden sie Dolgorow finstern Blickes, bleich von der innerlichen Wuth, auf und ab gehend. Die Gräfin saß in einem Lehnsessel, erschöpft und weinend.

„Was wollt Ihr? Seid Ihr auch in der Verschwörung und Euerm Vaterlande und Euerm Gott abtrünnig, Gregor?" grollte Dolgorow den sich ihm nähernden Greis finster an.

Dieser erwiderte ihm mit sanfter Stimme: „Sprecht nicht Worte des Hasses in dieser Stunde, wo der ewige Lenker der Dinge Euch sein ernstes Angesicht gezeigt hat. Sprecht nicht Worte des Hasses, jetzt, da wir Euch mit Liebe nahen! Ihr habt heilige Bande der Natur getrennt, aber das Auge Gottes wachte und führte die zusammen, die sich gehören sollten. Zürnet nicht denen, die keine Schuld tragen, versöhnt die strenge That durch milde Liebe. Die Euch so lange Vater nannte, sie geht von Euch, denn eine neue Pflicht ruft sie; laßt sie in Liebe und Versöhnung scheiden."

Dolgorow schwieg und wandte sich ab.

„Mein Vater, meine Mutter!" sprach Bianca mit bebender Stimme und trat furchtsam näher; „ich möchte diese heiligen Namen, die ich durch Sie kennen lernte, nicht gern vergessen. Ich duldete viel, aber ich genoß auch viel des Guten; dafür bewahrt mein Herz unvergeßlichen Dank. Scheiden muß ich, denn ich würde ewig eine Fremde hier geblieben sein. Keine Gewohnheit, keine Uebung des Lebens hat die Triebe und Keime ändern können, die die Natur in meine Seele legte. Mir sind andere Empfindungen und Neigungen als Erbtheil überkommen, ich muß zurücktreten aus diesen Kreisen, in denen ich mich niemals heimisch fühlte. Und mich ziehen heilige, theuere Pflichten. Nicht nur das Band, das die Schwester an den Bruder knüpft, auch ein anderes, ebenso heiliges, umwindet mich mit unzerreißbarer

Fessel. Mein Herz hat gewählt. Ich fühle, daß meine Liebe einem göttlichen Gebot gehorchte, darum bekenne ich sie frei und offen. So müssen sich die alten Bande lösen. O meine Aeltern, lasset es nicht gewaltsam geschehen! Erspart mir und euch selbst einen Schmerz, dem wir nur durch freien Entschluß entgehen können! Scheiden wir in Liebe!"

Bittend war Bianca der Gräfin genaht und ergriff ihre herabhängende Hand. „Habe ich jemals meine Kindespflicht gegen Sie versäumt, meine Mutter? Selbst das schmerzlichste Opfer brachte ich ja blutend und stumm; ein Opfer, das, ich fühle es, selbst über die Macht der Aeltern ging. Ein waltender Gott hat meine Fesseln gelöst, noch ehe mich ihre Schmach berührte. Erkennen Sie den Wink des Allmächtigen! Beugen Sie sich seinem Willen und segnen Sie mit Liebe, was Sie nicht mehr ändern können. Das sei mein Lohn für die Stunde der unvergeßlichen Qual, wo ich mich Ihrem Willen beugte und alle Hoffnungen des Lebens begrub. Sie sind erstanden, mächtig erstanden durch den wunderbaren Rath des Ewigen. O gießen Sie den milden Thau des Segens über die jungen Blüten, vergiften Sie sie nicht mit dem kalten Tropfen des Hasses!"

Die Gräfin wandte sich zwar weinend, aber ungerührt ab. Ihre Thränen waren nur die der Erbitterung. Dolgorow stand stumm, unbeweglich.

„Frommer Vater Gregor!" bat Bianca mit fast erstickter Stimme, „o laßt Ihr noch einmal Euer mildes Wort ertönen. Euere geheiligte Stimme wird tiefer eindringen als die Bitte der Tochter."

Der Greis trat näher zu der Gräfin, redete aber zu beiden gewandt: „Liebet euere Feinde und thut wohl denen, die euch hassen, fordert das Gebot des Herrn von uns. Ihr sollt nur die geringere Pflicht erfüllen, Liebe mit Liebe zu

vergelten, da nicht zu zürnen, wo keine Schuld waltet. Das übt der Wilde gegen den Wilden! Ihr werdet euch deß nicht weigern. Bei der Gnade des Erbarmers, deren ihr bedürft in euerer letzten Stunde — und wißt ihr denn, ob die nächste nicht die letzte ist? — bei der sühnenden Liebe des Heilands ermahne ich euch, thut nach dem göttlichen und menschlichen Gebot und verhärtet euch nicht im Zorn!"

„Es ist genug!" fuhr Dolgorow erbittert auf. „Ihr seid der abtrünnige Priester der Feinde geworden! Was wollt Ihr jetzt von mir? Ich bin Euer Gefangener. Die Fürstin Ochalskoi, die Tochter Rußlands, läßt den Grafen Dolgorow, ihren Vater, den Vertheidiger der Heimat, durch Verräther fesseln! Es ist ihr geglückt, sie mag nun weiter bestimmen!"

„O Himmel, das ist zu viel!" rief Bianca und verbarg ihr Haupt an Gregor's Brust, der den Arm sanft auf sie legte.

„Schwester, komm, sonst breche ich, was ich dir gelobt", sprach Bernhard dringend, vor Zorn bebend.

Ludwig trat in edler Haltung vor und wandte sich zu Dolgorow. „Können Sie es ertragen, so vor dem eigenen Richter Ihrer Brust zu stehen? Hören Sie auf, das schönste Herz mit unwürdiger Lästerung zu kränken! Hier finden Sie kein Ohr, das durch solche Worte getäuscht wird."

Dolgorow antwortete nicht.

Da erhob Gregor seine Hände zum Himmel und betete feierlich: „Himmlischer Vater! Schenke du dieser Reinen deine Gnade. Sie ist schuldlos vor dir!" Hierauf legte er die Hände segnend auf Bianca's Haupt. „Hier empfange den Segen des Herrn! Sein sanfter Fittich soll sich über dich breiten und dich schützen vor dem Grimme des Bösen! Und folgte selbst der Fluch eines wahren Vaters dir nach, er sollte machtlos abgleiten von dem Schild, den der Herr durch mich über dich breitet. Ziehe nun in Frieden, wohin

die heilige Stimme des Herzens dich ruft. Rein bist du von jeder Schuld, so wird auch das heitere Los der Guten dir werden!“

Und mit diesen Worten wandte er sich ab und ging der Thür des Saales zu. Wankend folgte Bianca; Bernhard und Ludwig unterstützten und geleiteten sie.

„Setzt Euch nur rasch in den Schlitten, lieber Herr“, bat Willhofen, der sie draußen erwartete, mit dringender Eile, „wir müssen wahrlich fort. Aber verwahrt Euch wohl, denn die Nacht ist kalt. Ich bin gleich hier fertig und setze mich dann zu Pferde, um mich warm zu reiten.“

Ludwig folgte dem Rathe des redlichen Freundes. Er half Bernhard mit der Schwester einsteigen, setzte sich als Führer auf den Schlitten und nahm zum zweiten mal die Zügel.

Bianca hielt den Bruder, der sich noch von dem Blutverlust sehr ermattet fühlte und in der schneidenden Kälte auch die Schmerzen der Wunde empfand, sanft in ihren Armen. Jeannette setzte sich, da jetzt mehr Raum zur bequemen Lage Bernhard's wünschenswerth war, zu Gregor in den Schlitten.

Willhofen hatte indessen die gefangenen Franzosen versammelt, die sich nach dem Kriegsrecht in der Schnelligkeit mit allen Kleidern, Lebensmitteln und Waffen versehen hatten, die im Schlosse zu finden waren. Er nahm den Führer derselben, einen jungen Offizier, beiseite und bedeutete ihn, was er zu thun habe.

„Folgt nur der Spur der Schlitten“, sprach er, „so gelangt Ihr bis an drei große Tannen, neben denen ein Wegweiser steht. Dort geht Ihr rechts, wenn die Spuren unserer Schlitten sich links wenden. Alsdann erreicht Ihr Smolensk in zwei Stunden. Die Nacht ist sternenklar und schneehell, Ihr werdet genug sehen. Die Gräfin laßt Ihr

am besten hier auf dem Schlosse, den Grafen nehmt in Euere Mitte als Geisel mit, wenn Euch ja unterwegs ein Trupp Russen begegnen sollte. Ich stehe Euch dafür, sie krümmen Euch kein Haar, wenn sein Leben daranhängt. Und folgt Ihr meinem Rath, so laßt ihn am Thore der Festung frei, denn es ist nicht gut, die Rache seiner Feinde zu arg zu reizen, und laßt Ihr ihn mit guter Art zurückkehren, so kann's Euch noch einmal zu statten kommen. Auf jeden Fall aber beeilt Euch, das Schloß zu verlassen, denn hier seid Ihr keine Stunde sicher vor ungebetenen Gästen. Wollt Ihr aber reiten, so stehen im Stall noch etliche Pferde, aber das Zaumzeug liegt im Schnee des Schloßgrabens hinter der alten Mauer. Nun gehabt Euch wohl!"

Jetzt schwang sich der Alte zu Pferde und sprengte zum Schloßthor hinaus. Die beiden Schlitten folgten ihm in voller Eile. Bald nach ihnen verließen auch die befreiten Gefangenen, ihre Geisel, Dolgorow, in die Mitte nehmend, im kleinen geordnete Trupp das Schloß.

Noch einmal wandte Bianca das Haupt zurück. Wie die Thürme des Schlosses hinter ihr schwanden, athmete sie freier und freier auf. Jetzt, da der düstere Wald sie in sein schauerliches Dunkel hüllte, lehnte sie das Haupt sanft gegen die Brust des Bruders und vergoß wehmüthig süße Thränen unaussprechlicher Rührung.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Rellstab, Ludwig

1812 ein historischer Roman

Bd.: 3

Leipzig 1860